

WISSENSCHAFTSKOLLEG

– INSTITUTE FOR ADVANCED STUDY –
ZU BERLIN



JAHRBUCH 1999/2000

HERAUSGEGEBEN VON WOLF LEPENIES
MIT BERICHTEN UND BEITRÄGEN VON

Gadi Algazi · Udo Bernbach · Angela de Benedictis · Elke Blumenthal
Abdelmajid Charfi · Sebastian Conrad · Marcello De Cecco · Elizabeth Dunn
Amos Elon · Jürgen W. Falter · Marie Theres Fögen · Angela Friederici
Merrill Garrett · Robert Gernhardt · Michael Gielen · Luca Giuliani
Albrecht Hofheinz · Ray Jackendoff · Cord Jakobeit · Eberhard Jüngel
Ivan Krastev · Nicola Lacey · André Laks · Claus Leggewie · Lawrence Lessig
Elisio Macamo · Franco Moretti · Tazeen Murshid · Vinh-Kim Nguyen
Kenzaburo Oe · David R. Olson · Fania Oz-Salzberger · Dieter Sadowski
Charlotte Schoell-Glass · Richard Shweder · Emmanuel Sivan
Piotr Skubiszewski · Gerd Spittler · Michael Stürmer · Stefan Voigt
Hans-Jürgen Wagener · David Wasserstein

Wissenschaftskolleg
zu Berlin

Jahrbuch 1999/2000

WISSENSCHAFTSKOLLEG

– INSTITUTE FOR ADVANCED STUDY –
ZU BERLIN

JAHRBUCH 1999/2000

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung des Herausgebers
11

ARBEITSBERICHTE

GADI ALGAZI
Die sozialen Voraussetzungen der Geistesabwesenheit
16

UDO BERMBACH
Wagner-Welten
20

ELKE BLUMENTHAL
Kuhgöttin und Gottkönig oder
Arbeiten und Leben im Wissenschaftskolleg
25

ANGELA DE BENEDICTIS
Viriditas
30

TZOTCHO BOIADJIEV
Die geistige Heimat
34

ABDELMAJID CHARFI
Un séjour «virtuel»
38

SEBASTIAN CONRAD
Das Kirschblütenjahr
42

MARCELLO DE CECCO
Studying Markets in Berlin
45

ELIZABETH C. DUNN
On Successful Failures and Other Oxymorons
49

JÜRGEN W. FALTER
Halkyonische Tage, hyperboräische Abende
und ein unvollendetes Buch
52

MARIE THERES FÖGEN
Geschichte und Geschichten
58

ANGELA FRIEDERICI
Der Geist im Netz der verschiedenen Wissenschaften
62

MERRILL GARRETT
The "Wiko Effect":
Some Thoughts on Reorganizing One's Metatheoretical Prejudices.
65

ROBERT GERNHARDT
Das Denken zeichnen
69

LUCA GIULIANI
Dilettanten im Himmel
75

ALBRECHT HOFHEINZ
Inkubation
80

RAY JACKENDOFF
Another Self-Indulgent Report for the Yearbook
85

CORD JAKOBEIT
Erstens kommt es anders ...
90

EBERHARD JÜNGEL
Akademische Verjüngungskur
94

IVAN KRASTEV
The Opening of the Bulgarian Mind
98

NICOLA LACEY
At Home in Berlin
102

ANDRÉ LAKS
Frische Paradies
108

CLAUS LEGGEWIE
Ciao, Berlin!
111

LAWRENCE LESSIG
The Country of the Blind
115

ELÍSIO SALVADO MACAMO
African Work and a Painful Farewell
117

FRANCO MORETTI
Millimeter Autobahn Trees
121

TAZEEN M. MURSHID
Re-inventing the Self
124

VINH-KIM NGUYEN
From an Ethnography of the AIDS Industry
in French West Africa
to a Critique of Biomedical Knowledge and Practice
129

KENZABURO OE
Two Letters to a Chinese Writer in Exile
from Berlin to Washington, D.C.
133

DAVID R. OLSON
A Year in Berlin
142

FANIA OZ-SALZBERGER
Berlin, Enlightenment and Other Thoughts
144

SHALINI RANDERIA
Subaltern States, Legal Plurality and
Body Politics
149

DIETER SADOWSKI
Von Kosten und Nutzen
156

VALENTINA SANDU-DEDIU
Neue Musik aus Rumänien in Berlin
162

CHARLOTTE SCHOELL-GLASS
Zwei Perspektiven: Der Blick von oben.
Die Mühen der (Editions-)Ebene
165

RICHARD A. SHWEDER
My Stay At Wiko
168

EMMANUEL SIVAN
Nipped in the Bud
173

PIOTR SKUBISZEWSKI
Dreihundert Tage in Berlin
175

GERD SPITTLER
Die Fellowkarawane
179

MICHAEL STÜRMER
Auf der Suche nach Gleichgewicht
185

STEFAN VOIGT
Die Delegation von Kompetenz als Aspekt der Gewaltenteilung
189

HANS-JÜRGEN WAGENER
Ein Ökonom im Kontext
193

DAVID JOHN WASSERSTEIN
„... und dann kam ich nach Berlin.
Ein Jahresbericht aus dem Wissenschaftskolleg“
199

VORTRÄGE

MICHAEL GIELEN
Über das Dirigieren
206

IVAN KRASDEV
The Strange (Re)Discovery of Corruption
216

SEMINARBERICHTE

ANGELA FRIEDERICI
Development and Interaction of Linguistic and
Non-Linguistic Cognition in Infants
236

CLAUS LEGGEWIE
Moscheenkonflikte im Rhein-Main-Gebiet
239

CHARLOTTE SCHOELL-GLASS
„Kunst als symbolische Form?“
243

STEFAN VOIGT AND HANS-JÜRGEN WAGENER
Constitutions in Transition
251

KOLLOQUIUM ZU EHREN VON ALBERT HIRSCHMAN

WOLF LEPENIES
Albert O. Hirschman zu Ehren
260

HANS-JÜRGEN WAGENER
Globalisierung:
Abschied von aller Loyalität?
266

Vorbemerkung des Herausgebers

Im Jahr des falschen Millenniums hatte das Wissenschaftskolleg eine Gruppe jüngerer Wissenschaftler eingeladen, über wahre Grundfragen unserer Zeit nachzudenken: Arbeit – Wissen – Bindung. Wie sieht die Zukunft der Arbeitsgesellschaft aus? Wie werden künftige Formen der Wissensgewinnung und Wissensvermittlung unser Zusammenleben verändern? Was hält die Gesellschaften der Zukunft zusammen, wenn unter den Bedingungen der Globalisierung der Nationalstaat seine Konturen verliert und die Individuen immer mehr zu Wanderern zwischen den Welten werden? Die eingeladenen Wissenschaftler kamen aus Europa und Afrika, aus Asien und Amerika; erwartet wurde von ihnen ein besonderes Gespür dafür, ihre eigenen Problemstellungen im Lichte ferner Zeiten und fremder Kulturen zu bearbeiten. Im Januar 2001 fand die Abschlußveranstaltung des Projekts AGORA im Martin-Gropius-Bau inmitten der Ausstellung „Theatrum Naturae et Artis“ statt. Die Arbeitsberichte aller Fellows geben Aufschluß darüber, wie sehr das Akademische Jahr 1999/2000 auch von den fruchtbaren Spannungen und Debatten zwischen den Teilnehmern an AGORA und den anderen Fellows geprägt wurde.

Arbeit – Wissen – Bindung: drei Stichworte, mit denen sich jedes Fellowjahr am Wissenschaftskolleg charakterisieren läßt. *Arbeit*: Auch wenn Gelegenheiten zur Muße gegeben sind und das Wissenschaftskolleg eine Entlastungsinstitution ist, der Alltag wird von Arbeit geprägt. Von Vorteil ist dabei, daß die Konzentration des Fellows seiner intellektuellen Arbeit dienen kann. *Wissen*: In den Arbeitsberichten dieses Jahrgangs wird wiederum deutlich, wie wichtig in einem Institute for Advanced Study das Zusammentreffen der unterschiedlichen Disziplinen und damit verschiedener Wissenskulturen ist. Zusammen mit der Vielfalt der Herkunftstraditionen, die die Fellows verkörpern, ergibt sich daraus ein Anregungspotential, das jeden einzelnen Forscher nicht nur über andere, sondern über sich selbst staunen läßt. *Bindung*: Ein Jahr Wissenschaftskolleg ist nicht nur ein Jahr des gemeinsamen Arbeitens, sondern auch des Miteinander-Lebens. In diesem Jahr zeigen die Arbeitsberichte wiederum deutlich, von welcher biographisch einschneidender Bedeutung ein Aufenthalt im Wissenschaftskolleg sein kann.

Das Gelingen eines akademischen Jahres zeigt sich am hohen Grad der Selbstorganisation, den die Fellows ihren Forschungen geben. Daran war dieses Jahr reich. Rechtswissenschaftler und Ökonomen fanden sich zusammen, Zusammenhänge von Sprache, Schriftkultur und „mind“ wurden ebenso diskutiert wie die komplexen Strukturen der Arbeitsgesellschaft in unterschiedlichen Kulturen. Und daß eine Arbeitsgruppe im

Laufe der Zeit sich von Hexagon in Pentagon umbenannte, muß man nicht unbedingt als Schwundvorgang interpretieren.

Auch dieses Jahr – in dem die Musik wiederum eine große Rolle spielte – war keine „Harmoniemesse“. Der Ernst intellektueller Debatten und die Differenz der Meinungen können und müssen gerade in der Kleingruppe der Fellows zu Auseinandersetzungen führen. Wenn Fellows im Blick auf die Diskussionen, die über Fragen der Menschenrechte und der Gleichrangigkeit der Kulturen geführt wurden, von einem „Kulturkampf“ sprechen, so nehme ich dies als ein positives Zeichen. Gemeint ist damit die kompromißlose Auseinandersetzung im Geistigen. Der Sprachenkonflikt – Warum wird aus ökonomischen Gründen im Kolleg nicht nur Englisch gesprochen? – blieb virulent, und die Antwort der für das Kolleg Verantwortlichen bleibt die gleiche: das Deutsche und das Englische sind die wichtigsten Arbeitssprachen im Kolleg. Zugleich sehen wir in der Vielfalt der im Kolleg gesprochenen Sprachen kein Problem, sondern eine Chance und einen unverzichtbaren Reichtum. Wieder zeigte die Stadt Berlin ihre Anziehungskraft, so daß mehr als ein Fellow hier seinen zweiten oder gar ersten Wohnsitz nahm.

Dieses Jahrbuch gewinnt sein besonderes Gesicht nicht zuletzt dadurch, daß mit Robert Gernhardt ein „poet in residence“ uns durch das Akademische Jahr begleitete, der zugleich zum Kolleg-Zeichner wurde. Sich in seinen Zeichnungen an die Fellows zu erinnern, ist von besonderer Freude und hohem Reiz.

Ich will mit zwei persönlichen Bemerkungen schließen. Da ich im Herbst 1999 einer Einladung an die School of Social Science des Institute for Advanced Study nach Princeton folgte, wo ich bereits in den frühen achtziger Jahren drei Jahre lang geforscht hatte, vertrat mich in dieser Zeit Jürgen Kocka in der Funktion des Rektors. Er erfüllte – unterstützt von Urte Kocka – diese Aufgabe mit großer Zustimmung der Fellows und, wie ich hoffe, zu seinem eigenen Vergnügen. Dennoch wurde ihm das Kolleg zu eng: in der Zwischenzeit ist Jürgen Kocka zum Präsidenten des Wissenschaftszentrums Berlin (WZB) gewählt worden und hat sein neues Amt angetreten. Das Wissenschaftskolleg verliert mit einem hervorragenden Gelehrten einen herausragenden Permanent Fellow und liebenswerten Kollegen. Ich wünsche Jürgen Kocka Glück und Erfolg in seinem neuen Amt.

In meinem ersten Jahr in Princeton (1979/80) lernte ich Albert O. Hirschman kennen, den aus Berlin stammenden, aus Berlin 1934 Vertriebenen, der zu einem der größten Ökonomen unserer Zeit wurde – auch wenn nicht alle Ökonomen dies wissen. In Albert Hirschman lernte ich einen Gelehrten kennen, dessen wissenschaftlicher Rang und dessen vorbildhafte Menschlichkeit die Institutionen prägten, an denen er arbeitete.

Ich habe es als einen Glücksfall meiner Zeit im Wissenschaftskolleg empfunden, daß seit 1990/91 Albert und Sarah Hirschman regelmäßig als Gäste ans Wissenschaftskolleg kamen. Im Akademischen Jahr 1999/2000 konnten beide nur für eine kurze Zeit nach Berlin kommen. In diese Zeit aber fiel Albert Hirschmans 85. Geburtstag. Zu den Höhepunkten des Jahres zählte sein Geburtstagsvorabend am 6. April 2000, an dem wir Albert Hirschman mit einem Vortrag von Hans-Jürgen Wagener, dem ich dafür danken möchte, und einem Kolloquium feierten. Daß Gelehrte wie Albert Hirschman regelmäßig die Einladungen des Kollegs angenommen haben und so nach Berlin zurückgekehrt sind, entspricht nicht nur den Aufgaben des Kollegs, wie sie in unserer Satzung festgehalten sind. Sie sind ein Ausdruck des Geistes und der Überzeugung, die unsere wissenschaftliche Arbeit bestimmen.

Wolf Lepenies

Die Porträts wurden von Robert Gernhardt gezeichnet.

Arbeitsberichte

Gadi Algazi

Die sozialen Voraussetzungen der Geistesabwesenheit



Geboren am 2. Oktober 1961 in Tel Aviv; 1981–85 Studium der Europäischen Geschichte und der arabischen Sprache und Literatur an der Universität Tel Aviv (B. A.); 1985–86 Studium der mittelalterlichen Sozialgeschichte, Islamwissenschaften und Literaturwissenschaft an der School of History, Universität Tel Aviv (M. A.); 1986–91 Studium der mittelalterlichen Geschichte, Arabistik und französischen Philologie an der Georg-August-Universität Göttingen (Dr. phil. 1992); 1989–91 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Geschichte, Göttingen; 1991 Rückkehr nach Tel Aviv, seither Lehrtätigkeit am Seminar für Geschichte der Universität Tel Aviv, tätig am Institut für Deutsche Geschichte und Mitbegründer des Graduiertenprogramms für Kulturforschung, Universität Tel Aviv. – Adresse: Department of History, Tel Aviv University, 69978 Ramat Aviv, Israel.

Als ich mein neues Arbeitszimmer im Wissenschaftskolleg im Oktober betrat, war es noch fast leer. Meine Bücher waren noch nicht da, Briefe und Ordner noch unterwegs. Auf den Bücherregalen standen aber die grauen Bände des Jahrbuchs, und ich fing gleich an, darin zu blättern. Beim Lesen wurde ich an meinem ersten Tag im Kolleg in die Lage desjenigen versetzt, der auf das schon verbrachte Jahr zurückblickt und versucht, durch eine Mischung administrativer Prosa und persönlicher Erinnerung einen ordentlichen Bericht zu verfassen: Eine Übung in der literarischen Gattung des Arbeitsberichts, fiktiv fast wie ausführliche Forschungsvorhaben. Dieser Text, habe ich mir etwas alarmiert gemerkt, wird noch geschrieben werden müssen. Andererseits habe ich beim Lesen auch gelernt, daß viele meiner Vorgänger während ihres Jahrs im Top-Biotop nicht das gemacht haben, was sie ursprünglich vorgehabt hatten. Das war schon beruhigend.

Auf meinem leeren und deshalb noch ordentlichen Arbeitstisch stand jedoch der Rechner. Umgehend fand ich mich im Karlsruher Virtuellen

Katalog wieder. Dies war ebenfalls eine zukunftsweisende Erfahrung: Der Aufenthalt im Wiko war in der Tat wie eine Eintrittskarte in die viel beschworene, aber selten verwirklichte virtuelle Bibliothek. Denn beinahe all das, was auf dem Bildschirm verzeichnet war, war nun auch tatsächlich erreichbar geworden. Wer außerhalb des Kreises der gut bestückten Bibliotheken und der funktionierenden Fernleihesysteme von Westeuropa und Nordamerika arbeitet, wird das zu schätzen wissen. So fingen die Bücher an, in meinem Zimmer zu landen. Manche gleich am Tag darauf, einige ließen etwas auf sich warten, verweilten auf dem Tisch, dem Bett oder auf dem Boden, verrichteten ihr Geschäft über kurz oder lang und verschwanden wieder. Hinter dieser Flut von Büchern stand ein wunderbares, kompetentes – und in meinem Fall muß ich hinzufügen: äußerst verständnisvolles – Bibliotheksteam. Sie haben nicht nur Bücher gefunden, die ich schon sehr lange gesucht hatte, sondern auch nicht wenige Publikationen, von denen ich nichts wußte.

Die ersten vier Monate im Kolleg habe ich mit den Gelehrtenhaushalten der frühen Neuzeit verbracht. Hier ging es um einen zentralen Aspekt meines Forschungsprojekts, über die Geschichte des Gelehrtenhabitus zwischen 1400 und 1700 – den Prozeß der Etablierung der Gelehrtenfamilie in nordeuropäischen christlichen Gesellschaften, in denen – anders als in muslimischen und jüdischen Gemeinden – das Gelehrtenzölibat im Mittelalter vorherrschend war. Im Zuge dieses Prozesses mußten die Gelehrten sich selbst neu definieren, ihr Verhältnis zur Welt unter gewandelten Bedingungen sichtbar machen. Durch die Aufgabe des Zölibats, die Gründung von Familienhaushalten und ihre stärkere Einbettung in städtische und höfische Gesellschaften schien ihre Lebensweise sich der anderer anzugleichen; Selbststilisierung und die Schaffung symbolischer Distanz sollten sie nun von den anderen erneut abheben. Doch nicht nur um ihr Selbstbild ging es, sondern auch um die Etablierung neuartiger Familienstrukturen, um die Organisation ihres Alltags und die Umformung ihres Habitus.

Dann wandte ich mich einem völlig anderen Zusammenhang zu – den Dialogen unter Herren und Bauern auf spätmittelalterlichen Dorfversammlungen, die mich seit längerem faszinieren. Tausende Texte, die solche Interaktionen beschreiben oder ihren Verlauf vorschreiben, sind überliefert. Es ging um einen weiteren Versuch, die Logik einzelner Züge in einer besonders gut dokumentierten Serie solcher Interaktionen zu rekonstruieren, um Tradition als ein Gespräch zwischen Ungleichen zu begreifen. Sollten solche Experimente gelingen, so werden wir neu überlegen müssen, was „Tradition“ war in dieser „traditionellen“ Gesellschaft und wo ihre Autorität herkam. Als ich das Kapitel über die Bauern von Becheln, die Herren von Greiffenclau und deren Schreiber unserer höchst

unformellen Arbeitsgruppe, dem „Pentagon“ vorlegte (diesmal war das eigentlich ein Hexagon: Luca Giuliani, Charlotte Schoell-Glas, André Laks, Franco Moretti und Hans Belting), dachte ich mir, daß ich der Rekonstruktion der Mikrodynamik eines schriftlich überlieferten Gesprächs noch nie so nah war, doch diese Gruppe gutgelaunter und sehr aufmerksamer Leser hat mich eines Besseren belehrt. Die erneute Lektüre des Textes und gute Funde im Archiv haben gezeigt, daß sie recht hatten. Die Stellen im Text, die mir zunächst undurchdacht und fast verworren erschienen, erwiesen sich als ausgefeilte Züge im Dialog.

Damit verbrachte ich zwei Monate, bevor ich zu den Gelehrten zurückkam, die „das Wetter in ihren Köpfen beobachten“ (Lichtenberg). Ein Beitrag für einen von Peter von Moos herausgegebenen Band über den Fehltritt hat mir eine Gelegenheit geboten, einen anderen Zugang zur Geschichte des Gelehrtenhabitus zu erproben. Unter den sozialen Gruppen der vormodernen Welt machten nur die Gelehrten aus dem Fehltritt eine Art Standeszeichen. Wieso wurden Vergeßlichkeit und Zerstretheit zum festen Bestandteil ihres kulturell kodifizierten Bildes? Wie läßt sich erklären, daß Geistesabwesenheit zum Erkennungsmerkmal des „Mannes von Geist“ geworden ist? Welche Einsichten kann man sich von einer Geschichte des Fehltritts versprechen? Um diese Fragen dreht sich der daraus entstandene Text, der das Grundgerüst für ein weiteres Kapitel meines Manuskripts über den Gelehrtenhabitus gibt.

Die Bücher, die ich jeden Tag von der Bibliothek in mein Zimmer schleppte, führten mich nicht nur in ferne Zusammenhänge hinein. Sie trugen zugleich die Spuren von Berlin selbst, von ihren Bibliotheken und ihrer Geschichte, und verwiesen damit auf das, was uns mit der Stadt verbindet. Genau dies hieß für mich, im Wissenschaftskolleg zu arbeiten. Dafür zwei Beispiele. Zusammen mit anderen Freunden versuchte ich, die Herausgabe des Nachlasses eines verstorbenen Freundes voranzutreiben. Zu diesem Zweck bestellte ich sein erstes Buch, das zugleich seine Berliner Dissertation war. Gekommen ist zwar das in München erschienene Buch, doch als Dissertationsexemplar der Freien Universität gebunden: Vorne war die getippte Titelseite der Dissertation aufgeklebt; hinten wurde das Curriculum Vitae des Autors beigefügt. Die kleinen Abweichungen von den üblichen Sprachregelungen des obligatorischen offiziellen Lebenslaufs waren nicht zu übersehen. Es war, als ob ich einen Brief von einem Menschen bekäme, der nicht mehr da war.

Das andere Beispiel hat auch mit der unvorhersehbaren Bedeutung solcher Texte zu tun. In unseren letzten Wochen in Berlin kam noch ein kleines Projekt hinzu. Dora versuchte, einiges in Erfahrung zu bringen über die Menschen, die in dem Haus in Schöneberg, in dem wir zwei Jahre verbracht hatten, vor 1945 gewohnt hatten. Wir wußten nicht, wie viele von

ihnen überlebt haben. Als wir mit unseren Kindern in die Wohnung einzogen, erzählten uns die Nachbarn, daß bei einem der älteren Mieter, der in den siebziger Jahren gestorben ist, noch ein Regal mit „jüdischen Büchern“ gefunden wurde. Im Landeshauptarchiv traf Dora auf große Hilfsbereitschaft. Unter den Mietern stieß sie auf einen Juristen namens Alfred Roth. Ob ich vielleicht seine Dissertation aufspüren könnte? Ich fand drei Personen mit Namen Alfred Roth, unter ihnen den Menschen, den wir suchten: 1901 in Budapest geboren, besuchte er die gymnasiale Abteilung der Hohenzollernschule in Schöneberg. Seine Dissertation trug den Titel „Die Buße im Strafrecht und Strafprozeß“, vorgelegt in Würzburg 1932. Er wohnte zuletzt im dritten Stock im Gartenhaus zur Untermiete.

In meinen letzten Tagen in Grunewald dachte ich an die ungeheure Distanz zwischen dieser grün belaubten Umgebung und dem hitzigen Alltag, der uns zu Hause in Tel Aviv erwartet. Nun scheint Berlin schon sehr fern, die von Israel besetzten Gebiete stehen in Flammen, die israelischen Intellektuellen haben die Tugend der Staatstreue wieder entdeckt. Für gelehrte Abgeschiedenheit gibt es jetzt keinen Platz – und das ist gut so.

Udo Bermbach

Wagner-Welten



Geboren 1938 in Berlin, Studium der Germanistik, Geschichte, Politischen Wissenschaft und des Völkerrechts an den Universitäten Marburg/L. und Heidelberg. 1966 Promotion zum Dr. phil. an der Philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg. Anschließend bis 1968 wissenschaftlicher Assistent am dortigen Institut für Politische Wissenschaft bei Professor Dolf Sternberger. 1971 Ruf an die Universität Hamburg auf eine Professur für Politische Wissenschaft mit dem Schwerpunkt Politische Ideengeschichte und Politische Theorie. Seit 1968 im Beirat der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft, ab 1971 deren stellvertretender Vorsitzender, von 1975 bis 1977 deren Vorsitzender. 1975 bis 1979 Mitglied im Council der International Political Science Association, Mitglied in zahlreichen Sektionen und *research committees* der IPSA von 1968 bis 1973. Mitarbeit in zahlreichen nationalen wie internationalen wissenschaftlichen Vereinigungen. Neuere Publikationen: *Demokratiethorie und politische Institutionen* (Opladen, 1991). *Der Wahn des Gesamtkunstwerks. Richard Wagners politisch-ästhetische Utopie* (Frankfurt/M., 1994). *Wo Macht ganz auf Verbrechen ruht. Politik und Gesellschaft in der Oper* (Hamburg, 1997). – Adresse: Schwarzpappelweg 7, 22391 Hamburg;

E-Mail: udo.bermbach@t-online.de.

Ich vermute: Peter Wapnewski hat alles initiiert und arrangiert. Von ihm kam eines Tages ein Brief, in dem er mir vorschlug zu überlegen, ob ich meine Absicht, Studien zur politischen Rezeption Richard Wagners in Deutschland zu betreiben, nicht in Berlin und am Wissenschaftskolleg realisieren wolle. Das war Furcht und Hoffnung zugleich. Furcht deshalb, weil man sich in meinem Alter nicht mehr bedingungslos auf eine Einbindung ins Kollektiv für immerhin zehn Monate einläßt; Hoffnung, weil man der Last des universitären Alltags, die dem Schreiben zumeist entgegensteht, für einige Zeit enthoben ist. Und weil Berlin lockt, die gerade erst wieder zur Hauptstadt gewordene Metropole mit ihrer pulsierenden

Unfertigkeit. Wie gesagt: ich vermute, daß Peter Wapnewski alles initiiert und arrangiert hat – gewiß bin ich dessen freilich nicht, weil man in solch einer Sache nie wirklich gewiß sein kann. Zwar sind die Entscheidungsprozesse formalisiert und ließen sich also, wenn man denn wollte, auch nachvollziehen. Aber wer will das schon. Am Ende zählt einzig die Einladung, und als sie kam, war ich entschlossen.

Das Projekt stand fest: Richard Wagners Werk und Denken sollten auf ihre politischen Deutungen hin untersucht werden. Keine umfassende historische Aufarbeitung aller rezeptiven Verästelungen war geplant, sondern Fallstudien von exemplarischem Charakter, an denen sich das weite Feld des deutschen Wagnerismus in allen seinen mehrdeutig schimmernden Facetten entfalten lassen würde. Ausgehen wollte ich von jenem Wagner, dessen politische Herkunft aus der radikal-demokratischen Bewegung des deutschen Vormärz, des französischen Frühsozialismus, des deutschen Linkshegelianismus und schließlich anarchistischer Vorstellungen stammt, die ich bereits rekonstruiert hatte: ein Bild von Wagner, das die in der Literatur vielfach vorherrschenden Urteile zu großen Teilen korrigiert und wohl auch für das Werkverständnis neue Akzente in die Wagner-Forschung eingeführt hatte. Daß Wagner seiner Herkunft nach dem eher linken Politik-Diskurs zugehörte, daß dieses Denken auch alle Werkkonzeptionen – mit Ausnahme von „Tristan und Isolde“ – entscheidend bestimmte, warf auf die spätere nationalistische wie völkische Vereinnahmung seiner Person wie seiner Musikdramen ein paradoxes Licht: wie konnte, das war die Frage, der Revolutionär von 1848/49, der seiner Überzeugungen wegen ein jahrelanges Exil auf sich nahm, von jenen reaktionären Gegnern, mit denen er eigentlich nichts zu schaffen hatte, als einer der ihren (miß)verstanden werden? Wo waren jene Gelenkstellen, die den Anschluß vom radikal linken Lager ins radikal rechte erlaubten? Wie gingen jene inhaltlichen Umdeutungen vor sich, die die linke Gesellschafts- und Staatskritik aus dem Denken wie den Werken herausinterpretierten? Und weshalb haben jene, zu denen Wagner eigentlich gehörte, sich diesen Weltanschauungskomponisten so einfach entreißen lassen, ohne großen Widerspruch und nahezu ohne allen Widerstand?

Kein vollständiger Fragenkatalog, aber einer, der die Richtung meines Forschungsinteresses andeuten mag. Ein Projekt, das zum einen historisch, aber insoweit es die Verbindung von deutscher Kultur und deutscher Politik über Kaiserreich, Weimarer Republik, Drittes Reich und schließlich Bundesrepublik und DDR ausschnittsweise verfolgt, zugleich einen aktuellen Bezug zum deutschen Selbstverständnis und zu deutscher Politik hat – insoweit auch ein Projekt für einen Politologen.

Ich habe nie den Plan gehabt, mit einem fertigem Buchmanuskript das Wissenschaftskolleg zu verlassen. Ich wollte mit Einzelstudien beginnen

und einige so weit voranbringen, daß sie dann leicht zu Hause beendet werden konnten. Das ist, alles in allem, denn auch gelungen. Ohne ins Detail zu gehen: entstanden sind mehrere Vorentwürfe zu dem geplanten Buch, Manuskripte zur Ring-Rezeption und den Ring-Deutungen in den *Bayreuther Blättern* und im Umfeld des „Bayreuther Kreises“, Texte zur Meistersinger-Rezeption von der Uraufführung bis ins Dritte Reich, Texte auch zum systematischen Zusammenhang von Wagners antisemitischem Pamphlet *Das Judentum in der Musik* mit seinen die Theorie des Gesamtkunstwerks konstituierenden „Zürcher Kunstschriften“. Und daneben mehrere Vorträge zu diesem Themenumfeld, denn die Zeit in Berlin war auch eine Zeit wissenschaftlicher Symposien und Kongresse: an der Berliner Lindenoper, am Kulturwissenschaftlichen Institut in Essen, auf dem Internationalen Wagnerkongreß in Berlin und schließlich an der Oper in Nürnberg. Zusätzlich gab es Einladungen zu Vorträgen, die alle mit Wagner zu tun hatten: an die FU Berlin, an die HU Berlin, an die Staatsoper Braunschweig und das Nationaltheater Mannheim. Der Aufenthalt am Wissenschaftskolleg machte es möglich, daß ich all diesen Einladungen folgen konnte.

Begleitet wurden diese Arbeiten zu Wagner durch die weiterlaufende Beteiligung an der Neuproduktion des „Ring des Nibelungen“ für die Bayreuther Festspiele 2000. Schon im Herbst 1997 war ich erstmals in Hamburg auf Bayreuther Empfehlung hin mit Jürgen Flimm, dem neuen Ring-Regisseur zusammengetroffen. Sehr schnell bat Flimm mich in sein Team und wollte, daß ich die Konzeption eines „politischen“ Rings auf der Grundlage meiner Wagner-Publikationen mit ihm erarbeiten sollte. Zweieinhalb Jahre liefen die Vorbereitungen, und ab Ende April begann Flimm in Bayreuth zu proben. Zweimal war ich fast ein Woche zu den Proben dort, dazwischen gab es immer wieder Gespräche und Rücksprachen. Parallel dazu lief die Vorbereitung eines Bildbandes über die Entstehung dieses neuen Rings. Da der Band schon nach den ersten Festspielen vorliegen mußte, da er noch vor Weihnachten 2000 in die Buchhandlungen kommen sollte, gab es viel zu tun: Interviews mit Sängerinnen und Sängern und dem Produktionsteam, das Schreiben umfangreicher Artikel zur Konzeption und Inszenierung dieses neuen Rings, das Erstellen einer Dokumentation, die Auswahl der Fotos und ähnliches mehr. Das alles wäre ohne die entlastende Situation im Wissenschaftskolleg nicht möglich gewesen.

Aber das Wissenschaftskolleg ist nicht nur eine Stätte der Arbeit, sondern auch der freundlichen, in manchen Fällen freundschaftlichen Begegnung mit Fellows und deren Lebensgefährten oder Lebensgefährtinnen. Wir hatten Glück, wir waren – so wurde uns mehrfach von Mitarbeitern des Wissenschaftskollegs versichert – ein „guter Jahrgang“. Mit manchen

ergaben sich nette Kontakte, mit einigen wenigen freundschaftliche Gespräche und Verbindungen, die über Unverbindlichkeiten hinausgingen. Was sich vollzog, gehorchte den allgemeinen Gesetzen der Gruppensoziologie: es taten sich die zusammen, von denen vorauszusehen war, daß sie sich zusammmentun würden. Sei es, daß es gemeinsame Fachinteressen gab, sei es, daß das Alter zusammenführte, sei es, daß allgemeine Ansichten zur Gesellschaft und Politik diskursiv verbanden, sei es, daß da einer oder eine einfach „interessant“ war. Nicht zu vergessen die „spouses“, deren Beteiligungen und moderierende Verbindlichkeit für das gemeinsame Leben oft sehr entscheidend, für das Zusammenfinden der Fellows und die allgemeine Atmosphäre nicht selten bestimmend war. Schon bald ergaben die mittäglichen und abendlichen Essen stabilere Gruppenkerne, die sich gleichsam um Personen kristallisierten, mit der Tendenz, diesselben Fellows an dieselben Tische zu bringen. Man mag das auf den ersten Blick als Minderung der vom Kolleg erstrebten Interdisziplinarität und personellen Variabilität verstehen – aber dem ist durchaus nicht so. Was vielleicht an Breite der Orientierung verlorengeht, wird an Intensität gewonnen. Und vielleicht stiften sich so Beziehungen über das rein Fachliche hinaus, die auch nach dem Verlassen des Kollegs noch fort dauern werden.

Und dann Berlin. Eine Stadt im Aufbruch, wie der platte Werbeslogan lautet, der doch richtiger ist als man auf den ersten Blick vermuten könnte. Wer die Stadt mit einiger Aufmerksamkeit aufnimmt, wird reichlich für sein Interesse belohnt. Auf den historisch sedimentierten Schichten, die an den erhaltenen, unterschiedlichen historischen Zeiten zugehörnden Bauten abzulesen sind, entsteht ein neues Berlin, das seine Mitte wohl erst noch finden muß, obwohl Berlin-Mitte schon wieder vorhanden ist. Überall wird gebaut, in der Stadt, in der Kultur, in der Gesellschaft und nicht zuletzt in der Politik. Zehn Monate Zeitungslektüre, zehn Monate Hineingehen in die verschiedensten Angebote der Stadt: Politische Vorträge und Diskussionen, Treffen mit Journalisten und Künstlern, Opernhäuser, Theater, Konzerte, Lesungen, Ausstellungen und vieles mehr haben einen Eindruck davon vermittelt, was es heißt, ein neues politisches, gesellschaftliches und kulturelles Zentrum schaffen zu wollen. Wobei der Eigensog der Stadt inzwischen so stark zu sein scheint, daß diese der werbenden Hand kaum mehr bedarf. Nichts ist fertig in diesem Berlin, alles ist auf dem Weg, man sieht die Konturen, und doch bleibt unklar, ob sich der Rahmen am Ende auch so füllen wird, wie zu vermuten steht. Auch diese so wichtige Erfahrung hat das Wissenschaftskolleg ermöglicht.

Einen herzlichen Dank also an diese so schöne Institution, einen Dank auch an alle Mitarbeiter. Wer von deutschen Universitäten kommt, ist in aller Regel nicht sonderlich verwöhnt. Es mangelt an Ausstattung und Per-

sonal. Am Wissenschaftskolleg aber darf man noch einmal erfahren, was es heißt, wenn freundliche Mitarbeiter und ausreichende Arbeitsmöglichkeiten den Fortgang des eigenen Projektes unterstützen.

Elke Blumenthal

Kuhgöttin und Gottkönig oder Arbeiten und Leben im Wissenschaftskolleg



Geboren 1938 in Greifswald; 1956–61 Studium der Ägyptologie und Kunstgeschichte an der Universität Leipzig; seit 1961 dort Assistentin am Ägyptologischen Institut, seit 1970 dessen Leiterin und als solche am Aufbau des 1976 wiedereröffneten Ägyptischen Universitätsmuseums beteiligt. 1964 Promotion, 1977 Habilitation, 1986 Berufung zur Ordentlichen Professorin für Ägyptologie an der Universität Leipzig. Emeritierung Oktober 1999; seit Januar 1999 Leiterin der Arbeitsstelle Altägyptisches Wörterbuch der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. – Adresse: Ägyptologisches Institut/Ägyptisches Museum der Universität Leipzig, Schillerstraße 6, 04109 Leipzig; E-Mail: blumenthal@rz.uni-leipzig.de.

Es gehört zu den Topoi der Arbeitsberichte am Wissenschaftskolleg, daß man gesteht, ein geplantes Buch nicht (zu Ende) geschrieben zu haben, gleichzeitig aber mit stattlichen Kompensationsleistungen aufwartet. Zwar gibt es rühmliche Ausnahmen, zu denen ich leider nicht gehöre: Ich habe kein fertiges Manuskript der Monographie „Kuhgöttin und Gottkönig. Die Stele Leipzig Ägyptisches Museum 5141 und ihr Stifter“ im Umzugsgepäck. Und was die Kompensation betrifft, so kann ich nur ins Feld führen, daß ich das Wiko-Leben intensiv gelebt habe. Von beidem soll daher die Rede sein.

Mein ursprünglicher Plan hatte darin bestanden, die Materialien zu einer noch unpublizierten, 40 cm hohen Kalkstein-Stele des Leipziger Ägyptischen Universitätsmuseums, die ich in drei Jahrzehnten gesammelt habe, zu systematisieren und, wie es in der Wissenschaftlersprache lapidar heißt, „zusammenzuschreiben“. Das schien umso leichter, als sich das flache Relief im oberen Bildfeld mühelos identifizieren läßt. Es zeigt die Göttin Hathor in Kuhgestalt und unter ihrem Kopf einen als Ramses II. (13. Jh. v. Chr.) bezeichneten knienden König. Die untere Bildhälfte mit

einem Gebetshymnus an diese Göttin und dem Bild und den Beischriften eines gleichfalls knienden Mannes benennt den Beter als einen Wächter namens Penbui, eine Persönlichkeit, die bereits aus anderen Quellen bekannt ist. Sie gehört nach Deir el-Medine, der Siedlung der Arbeiter, die in der zweiten Hälfte des 2. Jtsd. v. Chr. die Gräber der Pharaonen bei Theben, dem heutigen Luxor, anlegten. Der äußerlich eher unscheinbare Gedenkstein ist deshalb so reizvoll, weil er unterschiedliche Aspekte der Kultur der Ramessidenzeit aus der Perspektive der kleinen Leute zu verstehen lehrt.

Dabei geht es zunächst um den Stifter selbst, der in etwa 30 Zeugnissen nachgewiesen und gut in die soziale Hierarchie des Handwerkerdorfes einzuordnen ist. Die meisten waren für sein Grab oder den Tempel einer Gottheit bestimmt. Obwohl sie nach festen Konventionen gestaltet sind, zeichnen sich im Vergleich untereinander und mit verwandten zeitgenössischen Quellen erhebliche Qualitätsunterschiede und gewisse individuelle Besonderheiten von Penbuis Frömmigkeit ab.

Die Göttin, deren Segen Penbui auf der Leipziger Stele erbittet, ist die bekannte Hathorkuh, die Totengöttin der vorwiegend von Beamten belegten Friedhöfe in West-Theben. Sie erscheint aber hier in der speziellen Form, in der sie die Leute von Deir el-Medine in ihrem Ortsheiligtum verehrten, wobei die Bilder oder Namen von Pharaonen, die im benachbarten Tal der Könige bestattet waren, gleichsam als Attribute mit der Darstellung der Hathor verbunden waren.

Die Besonderheit der Leipziger Darstellung besteht darin, daß der König, der als ihr mythisches Kind und Schützling unter dem Kopf der Göttin kniet, kein verstorbener, sondern der zeitgenössische Pharaon ist. Bekanntlich hat sich Ramses II. im offiziellen Staatskult nicht erst nach seinem Tode, sondern bereits zu Lebzeiten wie ein Gott verehren lassen: An dem Leipziger Gedenkstein ist zu sehen, daß er auch in der Volksfrömmigkeit Fuß zu fassen suchte und sich dazu der populären Hathorkuh bediente. Allerdings ist es dem Herrscher nur gelungen, in die Bildwelt der einfachen Leute einzudringen, aber offenbar nicht in den Wortlaut ihrer Gebete.

Die hier skizzierten Ergebnisse sind aus der Auswertung bereits gesammelter und neu hinzugekommener Bild- und Textquellen gewonnen worden und können in fast jeder Hinsicht vertieft werden. Das stellte sich nicht zuletzt in dem interdisziplinären Gespräch am Wissenschaftskolleg heraus, durch das sich der Blick für generelle Fragestellungen weitete und der Einzelfall zum Paradigma zu werden begann. So hat sich gezeigt, daß das Verhältnis von Staats- und Volksreligion nicht einfach als Opposition, sondern als spannungsreiches Gefüge zu interpretieren ist. Ferner läßt sich nachweisen, daß in der persönlichen Religiosität der Polytheismus

offenbar kein Problem darstellte. Der Einzelne bediente sich nicht der henotheistischen Strategie, sich auf eine einzige Gottheit aus dem reich bevölkerten Pantheon zu konzentrieren, sondern schrieb unterschiedlichen Gottheiten gemeinsame Wesensmerkmale zu, so daß er die Erfüllung seiner Wünsche für Diesseits und Jenseits von jeder von ihnen erhoffen konnte. Schließlich kann Ägypten als Fundgrube für das bis heute aktuelle Problem des Verhältnisses zwischen den Zeichensystemen Wort und Bild ausgebeutet werden. Am Fall des Penbui ist zu demonstrieren, wie die Grenzen zwischen den bildlich gestalteten Hieroglyphen und den „lesbaren“ bildlichen Darstellungen häufig verschwimmen oder wie zusammengehörige Bilder und Texte gleichwohl unterschiedliche Botschaften übermitteln.

So hat das Projekt Hathorkuh zwar in dem Berliner Jahr eine detaillierte Struktur bekommen, ist aber, entgegen den ursprünglichen Erwartungen, dank neuer Materialien und weitergehender Fragen als Forschungsaufgabe, doch nicht als Manuskript gewachsen. Immerhin konnte die Vortragsfassung zu einem Büchlein für ein größeres Publikum ausgebaut werden.

Die wunderbare Liberalität des Wissenschaftskollegs erspart es dem Fellow, sich für unvollendete Opera zu entschuldigen. So darf er darauf verzichten, sich auf kürzere Texte zu berufen, die nebenbei entstanden sind, und muß nicht gestehen, daß er sich aus seinen heimatlichen Pflichten nicht vollständig lösen können und ihnen seinen Tribut zu zollen hatte. Wenn mannigfache Kontakte zu den ortsansässigen Fachkollegen gepflegt wurden, so entsprach das der Philosophie des Hauses und erst recht Extras wie die Mitarbeit in der evangelischen Grunewaldgemeinde, wo die ägyptologische Kompetenz schließlich sogar für eine eigene Laienpredigt in Anspruch genommen wurde. Was im Rückblick wirklich zählt, sind die Aufbrüche in neues Terrain.

Hierfür nun bietet das Wissenschaftskolleg die idealen Bedingungen. Es gibt die Strukturen des Zusammenlebens vor, den heilsamen Zwang, sich auf andere und ihre Forschungsgebiete einzulassen, nachzufragen, nachzulesen und dabei zu erfahren, wie schwer es ist, sich zu verstehen und zu verständigen. Selbst dort, wo in Arbeitsgruppen wie „Written Culture. Literacy and Orality“ gemeinsame thematische Interessen bestanden, blieb es meist bei dem Vortrag von Monologen und informativen Diskussionen; Zusammenwirken, Integration ist nicht daraus erwachsen. Aber in seltenen Glücksmomenten konnte man entdecken, daß man auf seinem Gebiet längst Ähnliches gedacht und getrieben hatte wie die Kollegen auf dem ihren, vorausgesetzt, es war gelungen, einander die Fachterminologien zu übersetzen. Jedenfalls wird man auch künftig die Fragen

der anderen nach Methoden, heuristischen Modellen und Zwecken der eigenen Arbeit im Ohr behalten.

Es hieße Eulen in den Wissenschaftstempel tragen, wollte auch ich die intellektuellen, kulturellen und kulinarischen Verlockungen und die Freiräume rühmen, die dieser Tempel den Aktivitäten der Fellows und ihren Partnern zusätzlich bietet und die es erlauben, untereinander, mit den Gästen des Hauses und auch mit den Mitarbeitern aufs mannigfaltigste zu kommunizieren; als ein Spezifikum unserer Generation sei wenigstens die Yoga-Gruppe genannt. Ein spezifisches Kolorit von außen erhielt der Aufenthalt in der explodierenden Hauptstadt für diese Fellow-class durch den zehnten Jahrestag des Falls der Berliner Mauer und durch das Ereignis der Jahrtausendwende mit zugehörigen Veranstaltungen und Ausstellungen, die in den Tischrunden für reichlich Gesprächsstoff sorgten.

Für mich hatten die zehn Monate über all das hinaus noch zwei persönliche Besonderheiten.

Zum einen hatte ich mich mit dem Datum pensionieren lassen, an dem das Wiko-Studienjahr begann. Das bedeutete einen abrupten Übergang von einem bis zuletzt angespannten, fremdbestimmten Berufsalltag in die anfangs unendlich erscheinende Freiheit des Forschens und des wissenschaftlichen Austauschs und erleichterte zweifellos die Ablösung für Institution und Personen.

Dazu kam, daß ich unter allen Fellows als einzige aus Ostdeutschland stammte und immer dort gelebt hatte. Der Nachholbedarf war groß. Denn zu den vierzig Jahren DDR, davon fast dreißig hinter der Mauer, waren zehn Jahre im Dienst von Umbau und Neugestaltung der Universität gekommen. Umso gieriger habe ich nun die großen Chancen ergriffen, die sich in dem ständigen Kontakt mit Menschen so vieler verschiedener Fächer, Länder und Mentalitäten boten und mir angesichts ihrer Fragen auch wieder Rechenschaft über die eigene Geschichte abgelegt, die einen gerade in Berlin nirgends losläßt. Besonders wichtig war mir die Begegnung mit den Kollegen aus Israel und mit den Osteuropäern, deren Energie und Zuversicht unter schwierigsten Arbeits- und Lebensumständen uns Wohlständler beschämte. Im Unterschied zu ihrer Weltgewandtheit hatte ich in den ersten Monaten mit dem DDR-spezifischen Defizit an Fremdsprachenpraxis zu kämpfen, und so habe ich die tatkräftige Unterstützung von Lynda O'Riordan und das allmähliche Hineinwachsen in die weitgehend englische Verständigung dankbar empfunden. Ähnliches gilt auch von den bescheidenen Computerkenntnissen, mit denen ich ange-reist war und die unter der geduldgigen, fachkundigen Anleitung von Petra Sonnenberg zu einer gewissen Sicherheit im Umgang mit E-Mail und Internet und speziellen Schreibprogrammen (Win-Glyph!) gediehen. Kein Wunder also, daß ich die unglaubliche Leichtigkeit des Seins im Campus

Wallotstraße mit seinen großzügigen äußeren Bedingungen und der unerschöpflichen Liebenswürdigkeit und Dienstbereitschaft der Leitung und der Mitarbeiter nicht einen Tag als selbstverständlich hingenommen, sondern als großes, unverdientes Geschenk erlebt habe.

Wie wird der Zugewinn an Wissen und Erfahrung und an Mut zur Grenzüberschreitung in Zukunft weiterwirken? Kommunikation auch über das fachlich Verpflichtende hinaus, Teilen und Mitteilen des Eigenen, die Verbindung zu den neugewonnenen Freunden und zu der Institution, die ein Stück geistige und menschliche Heimat geworden ist, das alles wird hoffentlich bleiben.

Angela de Benedictis

Viriditas



Geboren 1948, Promotion in Literatur und Philosophie an der Universität Bologna 1971. Seit 1992 Professorin für Geschichte der Frühen Neuzeit ebendort. Seit 1988 Stipendiatin am Max-Planck-Institut für europäische Rechtsgeschichte in Frankfurt/M. für regelmäßige Studienaufenthalte. Visiting Fellow an der Autonomen Universität Barcelona, der Universität von Gerona sowie der Autonomen Universität von Madrid. 1995 Fellow der Robbins Collection for Religious and Civil Law, University of California at Berkeley. Forschungstätigkeit am Italienisch-Deutschen Historischen Institut in Trient. Forschungsgebiete: Verfassungsgeschichte der Frühen Neuzeit und Wissenschaftsgeschichte der Verfassungsgeschichtsschreibung im 19. und 20. Jahrhundert. Redaktionsmitglied der Zeitschrift *Scienza & Politica. Per una storia delle dottrine*. Veröffentlichungen: *Repubblica per contratto. Bologna: una città europea nello Stato della Chiesa* (Bologna, 1995). *Sapere e, é potere: discipline, dispute e professioni nell'università medievale e moderna; il caso bolognese a confronto*, Bd. 3. *Dalle discipline ai ruoli sociali*, hg. v. A. de Benedictis (Bologna, 1991). *Giustizia, potere e corpo sociale nella prima età moderna: argomenti nella letteratura giuridico-politica*, hg. v. A. de Benedictis und I. Mattozi (Bologna, 1994). *Specula principum*, hg. v. A. de Benedictis unter Mitarbeit von A. Pisapia (Frankfurt/M., 1999). *Resistenza e diritto di resistenza. Memoria come cultura*, hg. v. A. de Benedictis und V. Marchetti (Bologna, 2000). – Adresse: Dipartimento di discipline storiche, Piazza San Giovanni in Monte, I – 40124 Bologna; E-Mail: debenedictis@mail.cib.unibo.it.

Zu Beginn meines Aufenthaltes am Wiko, am 3. April 2000, gaben die noch kahlen Bäume vor dem Fenster meines Zimmers im Hauptgebäude den Blick auf die Weiße Villa gegenüber frei. Nach drei Wochen, oder wenig mehr, und für den gesamten Rest meines Aufenthaltes am Wiko bis

Ende Mai erfüllte dann das Grün der Kastanienbäume jedes Mal den Raum, wenn ich meine Augen vom Bildschirm oder vom Schreibtisch mit den Büchern hob.

Dies ist natürlich nicht der einzige Eindruck, den ich mir dank der Gastfreundschaft des Rektors Prof. Dr. Lepenies von den zwei Monaten am Wiko lebendig im Gedächtnis bewahrt habe. Da sind die vielen Erinnerungen an die anderen Fellows und die Mitarbeiter beim Frühstück, beim Mittagessen und bei den Abendessen am Donnerstag, bei den Dienstagskolloquien und den anderen Gelegenheiten, die sich so oft zur menschlichen Geselligkeit oder zum wissenschaftlichen Austausch boten. Die Weiße Villa, die weiterhin präsent blieb, auch wenn sie sich hinter den Kastanienbäumen meinen Blicken entzog, erlaubte es mir, meinen Aufenthalt aufs intensivste zu nutzen. Dies verdanke ich der Höflichkeit und der Kompetenz der Mitarbeiterinnen der Bibliothek, der Fellowdienste und dem Deutschunterricht mit Frau Eva Hund.

Den Unterricht hielt Frau Hund oft in dem blühenden Garten in der Wallotstraße 19. Und auch mit diesem Ort verbinde ich eine ausgesprochen erfreuliche Erinnerung: die Ruhe, die es mir ermöglicht hat, die Arbeit an einem Forschungsprojekt wieder aufzunehmen, mit dem ich mich seit einigen Jahren beschäftigt habe, das ich aber in den letzten Monaten vor meinem Berlinaufenthalt fast vollständig hatte vernachlässigen müssen.

Das Widerstandsrecht ist ein Thema, das mich schon seit längerem sehr fasziniert und das ich über einen längeren historischen Zeitraum (vom 15. bis zum 20. Jahrhundert) untersuche. Der Berlinaufenthalt war daher von grundlegender Wichtigkeit, denn er hat mir erlaubt, Ideen zu sammeln. Angeregt wurde ich von den gelegentlichen – aber um so stimulierenderen – Gesprächen der täglichen Tischgemeinschaft und besonders durch die Begegnung und Freundschaft mit Marie Theres Fögen. Meine Arbeit habe ich in dem Kolloquium vorgestellt, das ich am 25. Mai kurz vor meiner Rückkehr nach Bologna unter dem Titel „Vom Recht zu Widerstehen zum Widerstandsrecht“ hielt. Im Verlauf des Kolloquiums legte ich die Probleme dar, auf die ich bei der Ausarbeitung des Forschungsprojektes gestoßen war und bat die Fellows, die hinterher mit mir darüber diskutieren wollten, zuerst einfach einigen Hauptlinien zu folgen. Ich verzichtete absichtlich, wenigstens im ersten Teil, auf jeden Verweis auf gängige Definitionen des „Widerstandsrechts“ und begründete dies mit meiner Überzeugung, daß es den Definitionen in juristischen, philosophischen und theologischen Wörterbüchern im Grunde genommen nicht gelingt, auf eine Art Hypostasierung des Problems zu verzichten. Die zwar wichtigen, bisher abgeschlossenen Untersuchungen laufen meiner Meinung nach Gefahr, die vielfältigen Analyse-Möglichkeiten dieses

Themas zu stark einzuschränken. Da wird einmal das über Jahrhunderte bestehende Widerstandsrecht in der Geschichte untersucht; dann wird es als national-religiöses Problem identifiziert; ein anderes Mal wird über seine Legitimität geforscht oder über diejenigen, die dieses Recht in Anspruch genommen haben.

Um alle Möglichkeiten erneut ins Spiel zu bringen, schlug ich vor, die Definition von Widerstandsrecht selbst als Abschluß eines mehrere Jahrhunderte währenden Prozesses zu betrachten, von dem ich während des Kolloquiums einige grundlegende Entwicklungstendenzen zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert aufzeigte. Ausgangspunkt war die Synthese eines Textes aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, der von einem Juristen anläßlich des katalanischen Aufstandes von 1640 verfaßt wurde. Ich präsentierte den Text als beispielhaft und exemplarisch für andere ähnliche Texte, da er dazu verleitet, das „Recht zu widerstehen“ als Problem zu behandeln, bei dem politisches (kommunikatives) Handeln und Wissen durch das unabdingbare Band des Rechts miteinander verbunden sind. Ich versuchte zu sehen, wie verbreitet und tief verwurzelt diese Überzeugung war, wie stark sie in die Realität eingebunden war und welcher theologischer, philosophischer, historischer und literarischer Argumente sie sich bediente.

Am Ende präsentierte ich in Form von konkreten Fragen einige Arbeitshypothesen. Wie kam der Überzeugung, daß es ein Recht auf Widerstand gibt, zunehmend die Kraft abhanden, das Handeln im 18. und 19. Jahrhundert zu bestimmen? Wie war diese Überzeugung beim Übergang zur Moderne dem traditionellen System der Wahrnehmung und Darstellung der Wirklichkeit entfremdet worden? Wie konnte das Recht zu widerstehen im 18. und 19. Jahrhundert von der Rechtswissenschaft von einem vitalen Problem auf eine Frage von rein historischer Bedeutung reduziert werden?

Außer der Konzentration auf dieses Forschungsthema hat es mir der Aufenthalt am Wiko in Berlin auch erlaubt, mit der Niederschrift einiger Kapitel eines Buches über die europäische Verfassungsgeschichte in der Frühen Neuzeit vorwärtszukommen, das in der Hauptsache für Studenten gedacht ist. Auch hierfür war die Wallotstraße für mich ein „intellektueller Hafen“, um einen Ausdruck von Rektor Lepenies zu gebrauchen, den ich aus dem Unterricht von Frau Hund mitgenommen habe.

Der Aufenthalt bot mir außerdem die erfreuliche Gelegenheit zu neuen Bekanntschaften mit Luca Giuliani, David Wasserstein und mit der „spouse“ Colette Laks, die in der Küche im dritten Stock des Hauptgebäudes geschlossen wurden, zur (eigentlich unbefugten) Teilnahme meinerseits an den Treffen der Arbeitsgruppe „Law and Economy“, zu Theaterbesuchen mit Dieter Sadowski und seiner Frau und zu Gesprächen mit

Elke Blumenthal, Ray Jackendoff, André Laks, Nicola Lacey und Charlotte Schoell-Glass über meine Arbeit.

Aufgrund der neugewonnenen Sympathien für viele der ganzjährigen Bewohner des Wikos entschloß ich mich, zum Abschiedsfest Mitte Juli nach Berlin zurückzukehren. Der arbeitsreiche Tag in der Küche mit Julia und Marcello De Cecco, Luca Giuliani und Franco Moretti war – ohne zu übertreiben – einer der lustigsten, den ich je erlebt habe. Dem Wiko sei Dank.

Tzotcho Boiadjiev

Die geistige Heimat



Geboren 1951 in Trojan, Bulgarien. 1972–76 Studium der Philosophie, Psychologie und Literaturwissenschaft an der Universität Sofia. 1980 Doktorarbeit über die deutschsprachige Platondeutung. 1982 Assistent für Geschichte der antiken und der mittelalterlichen Philosophie an der Philosophischen Fakultät der Universität Sofia. Seit 1987 Professor für mittelalterliche Philosophie an der Universität Sofia. Zugleich Vorlesungen an den folgenden Universitäten: Plovdiv, Veliko Turnovo, Blagoevgrad (American University), Neue Bulgarische Universität (Sofia). Mitglied der Société internationale pour l'étude de la philosophie médiévale (Leuven) und der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste (Wien). Forschungsaufenthalt als Humboldt-Stipendiat in Tübingen (1988/89, 1993) und Köln (1998/99). Wichtigste Publikationen (in bulgarisch): *Die ungeschriebene Lehre Platons* (Sofia, 1984). *Studien zum mittelalterlichen Humanismus* (Sofia, 1988). *Die frühgriechische Philosophie als Phänomen der Kultur* (1990; dtsh.: Würzburg, 1995). *Die Renaissance des 12. Jahrhunderts: die Natur und der Mensch* (Sofia, 1991). *Augustin und Descartes* (Sofia, 1992). *Die Philosophie des europäischen Mittelalters* (Sofia, 1994). *Kreislauf des Geistes* (Sofia, 1998). *Die Nacht im Mittelalter* (Sofia, 2000). Zahlreiche Übersetzungen aus dem Altgriechischen (u. a. Plotin, Dionysius Pseudo-Areopagita), aus dem Lateinischen (u. a. Augustinus, Abaelard, Bonaventura, Thomas v. Aquin, Ficino, Pico della Mirandola, Nikolaus von Kues) und aus dem Deutschen (Meister Eckhart). – Adresse: Philosophische Fakultät der Universität Sofia, Blvd. Tzar Osvoboditel 15, 1000 Sofia, Bulgarien.

Der Lebenslauf eines ca. 50jährigen Wissenschaftlers aus Osteuropa ist ziemlich klar in zwei wesensverschiedene Perioden geteilt – eine erste Periode der Isolation, der nur nominalen Teilhabe an dem seiner Substanz

nach transnationalen und kosmopolitischen Leben der *societas scientiae*, und einer zweiten, der allmählichen Adaptation an etwas, das eigentlich ganz natürlich und selbstverständlich zu sein scheint. Es ist ohnehin immer eine Frage der Selbstüberwindung, die wissenschaftlichen Gesprächspartner nicht nur als bloße Namen, als reine *res cogitantes*, sondern als Menschen von Fleisch und Blut, mit denen man an einem Tisch sitzen kann, annehmen zu lernen.

An einem Sonntag im Januar habe ich sorgfältig die Fellow-Bibliothek des Wissenschaftskollegs durchgesehen und war zutiefst beeindruckt. Ich habe so viele bekannte Namen getroffen, selbst von Autoren, die meinen eigenen Lebensweg, meine Weltanschauung, meinen Forschungsstil und selbst meinen literarischen Geschmack beeinflusst haben. Es war sehr erregend mir vorzustellen, daß z. B. Philippe Ariès in diesem Sessel gesessen oder Hans Magnus Enzensberger an den Dienstagskolloquien teilgenommen hat. Alles erschien mir in der Aureole einer eigenartigen Anwesenheit – der Anwesenheit einer Gemeinschaft, deren Existenz ich immer vermutet, durch eigene unmittelbare Erfahrung jedoch nie erlebt habe. Das war ein Gefühl der Zugehörigkeit, der Rückkehr – platonisch gesprochen – in die geistige Heimat nach einer so langen Abwesenheit. Ungewöhnlich war auch der Empfang des Zurückkehrenden – ein langes Gespräch mit André Laks und Franco Moretti Stunden nach meiner Ankunft in Berlin, ein Gespräch über die Vorsokratiker, über die Schule von Salerno und selbst über gemeinsame Bekannte in Tübingen, wobei ich feststellen konnte, daß die langjährige Trennung nur räumlich oder politisch, nicht aber innerlich-geistig gewesen ist. An diesem ersten Donnerstagabend wartete noch eine angenehme Überraschung auf mich. Unter den Fellows sah ich jemanden, den ich schon persönlich kannte – den berühmten Kunsthistoriker Piotr Skubiszewski, den ich vor vierzehn Jahren während einer mediävistischen Sommerschule in Poitiers getroffen habe. Das Wissenschaftskolleg verwandelte sich noch in den ersten Stunden in ein gemütliches Zuhause für den Neugekommenen.

Einige Tage später kam das große Ereignis – das Dienstagskolloquium. Der Vortrag von Gadi Algazi war glänzend, doch das Faszinierendste war die Diskussion. Es schien mir fast unglaublich, daß ein Biologe oder ein Ökonom so kompetente und tiefeschürfende Fragen zum Thema des privaten Lebens der Gelehrten in den spätmittelalterlichen Universitäten stellen kann. Hier gab es alles, wovon man nur träumen konnte: neue Informationen, „dialektische“ Gegenüberstellung verschiedener Thesen, geordnete und geschmeidige Argumentation, Impulse zum eigenen Nachdenken. Und – freilich – Heiterkeit, diese Heiterkeit, die die unvergleichbare Atmosphäre des Wissenschaftskollegs überhaupt ausmacht. Daran konnte ich einen anderen wichtigen Zug der geträumten

geistigen Heimat erkennen – das unikale Verflechten von Ernst und Spiel, bei dem die Ernsthaftigkeit nicht düster und drückend ist, sondern mit allerlei Möglichkeiten spielt, und das Spiel nicht inhaltslos und selbstgenügend ist, sondern auf die höchsten menschlichen Werte zielt. An einem solchen Spektakel teilzunehmen war äußerst anziehend, die Hauptrolle in ihm zu spielen sollte jedoch mehrere Besorgnisse hervorrufen. Das passende Thema zu finden – nicht zu eng und zu „technologisch“, damit die Diskussion nicht blockiert wird, aber auch nicht zu allgemein, damit das Problem nicht in eine Unzahl von Einzelheiten zerfällt. Die eigene These parat zu haben, in mehreren unerwarteten Gedankenebenen zu situieren, selbst aus dem eigenen Forschungsfeld hinauszugehen, um den meist improvisierten, aber zweifelsohne sehr inovatorischen Vorschlägen der Diskussionsteilnehmer entgegenzukommen. Und freilich, sich den Sinn für Humor zu bewahren, um das reizend ernsthafte Spiel, das einen wissenschaftlichen Disput ausmacht, nicht zu gefährden.

Ich hatte zu wählen. Das Forschungsvorhaben, dessen erste Schritte ich während meines dreimonatigen Aufenthaltes in Berlin gemacht habe, betraf die Begegnung der beiden Kulturtypen – des byzantinisch-orthodoxen und des abendländisch-katholischen – in der Philosophie des mittelalterlichen Europas. Das war das Thema der kulturellen Identität und der Möglichkeit einer produktiven Andersheit. Ein Thema übrigens, das wesentliche Implikationen für die Gegenwart haben kann. In einem engeren Sinne sollte die Frage beantwortet werden, ob es überhaupt angebracht wäre, in Byzanz das Gebiet der Philosophie klar genug von dem der Theologie oder der Polyhistorie zu unterscheiden. Ob diese Frage, die im Kontext der allgemeineren und in den letzten Jahrzehnten intensiv diskutierten Frage nach Wesen und Inhalt der mittelalterlichen Philosophie überhaupt zu stellen ist, glaube ich positiv beantworten zu können. Die Begegnung der beiden Kulturen im späten Mittelalter hat m.E. eben auf dem Gebiet der rationalen Auseinandersetzung, d. h. bei der Gegenüberstellung von Argumenten, ihre konstruktive Potenz am besten entfaltet. Leider konnte ich – noch am Anfang meiner Forschungsarbeit stehend – die These nur aufgrund weniger Texte mit ausgesprochen spezialisierter Thematik untermauern. Es schien mir also unangemessen, diese ersten und streng „technologischen“ Zwischenergebnisse den Fellows mitzuteilen. Zum Glück hat aber der Wissenschaftler mehr als eine Möglichkeit, das „Grundwort“ auszusprechen, das die tragende Idee seiner ganzen Forschungstätigkeit ausdrückt. Ich habe also das Thema über die „andere Zeit“ gewählt und ein Kapitel („Die Nacht der Schlafenden“) aus meinem noch nicht erschienenen Buch *Die Nacht im Mittelalter* gelesen. Die gleich nach der Vorlesung folgende Diskussion, aber auch die späteren privaten Gespräche waren nicht nur ermutigend, sondern auch äußerst

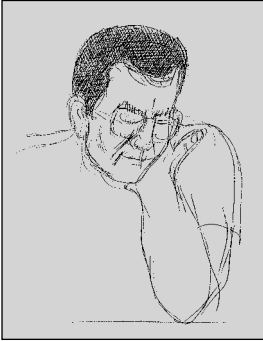
instruktiv. Es zeigte sich, daß das Problem mehrere mögliche Implikationen auf dem Gebiet der vergleichenden Kulturanthropologie hat, daß das narrative Sujet mit wichtigen Aspekten ergänzt werden kann usw.

Die Brücke wurde gebaut, und zwar nicht nur für die kurze Zeit meines Aufenthaltes in Berlin. Die Perspektive einer langjährigen Zusammenarbeit scheint jetzt völlig realistisch. Im nächsten Heft der von mir in Sofia herausgegebenen Zeitschrift *Archiv für mittelalterliche Philosophie und Kultur* sollen Aufsätze von Marie Theres Fögen, Piotr Skubiszewski und Gadi Algazi erscheinen. Ein gemeinsames Projekt zwischen dem von Professor Fritz Wagner geführten Mittellateinischen Seminar der Freien Universität Berlin und dem Lehrstuhl für Geschichte der Philosophie an der Universität Sofia soll die Forschungsarbeit des Mediävistenkollegiums in Bulgarien, einschließlich der Studenten und Doktoranden, wesentlich erleichtern.

Es ist selbstverständlich nicht leicht, unterwegs die Episoden des eigenen Lebens richtig und vollständig zu bewerten. Die *terra aliena* wurde immer als eine unentbehrliche Vorbedingung der wissenschaftlichen Forschung aufgefaßt. Jetzt darf ich hinzufügen: das „fremde Land“, das die eigentliche geistige Heimat ausmacht.

Abdelmajid Charfi

Un séjour «virtuel»



Né à Sfax en Tunisie en 1942. Diplôme de l'École Normale Supérieure de Tunis (1963), Agrégation d'Arabe de l'Université de Paris (1969), Doctorat d'Etat ès Lettres de l'Université de Tunis (1982). Professeur de civilisation arabe et de pensée islamique à la Faculté des Lettres de Manouba, Université de Tunis I, Titulaire de la Chaire Unesco de religions comparées à Tunis. Auteur, en arabe, de: *Al-Khazrajī, Maqâmi' as-sulbân* (Edition critique, 1975). *As-San'ânî, Ar-Risâlah al-'asjadiyyah* (Edition critique, 1976), *La pensée islamique dans la réfutation du christianisme* (1986). *Islam et modernité* (1990). *Contributions* (1994). *Aspects de la civilisation dans la Tunisie du XX^e siècle* (Ed., 1996). *Le musulman dans l'histoire* (Ed., 2 v., 1998–1999). *La modernisation de la pensée islamique* (1998). – Adresse: Faculté des Lettres, 2010 Manouba, Tunisie.

C'est décidément un exercice bien difficile que de parler de soi, comme le veut la tradition du *Jahrbuch* du Wissenschaftskolleg. Comment, en effet, résumer en quelques mots l'activité d'une année studieuse dans une capitale, Berlin, qui ne ressemble à aucune autre? L'impression qui s'est imposée à moi est que les dix mois passés en Allemagne, sans soucis matériels d'aucune sorte, étaient virtuels. Virtuel viendrait, selon le dictionnaire, comme vertueux, du latin *virtus*, la vertu. S'il en est ainsi, le séjour au «Wiko» est bel et bien virtuel, plein de potentialités, dans la mesure où les projets de recherche étaient susceptibles d'y prendre forme et où l'ambiance créée par son administration et toute son équipe était chaleureuse, efficace et exempte de toute animosité, malgré les différences de tempérament, de culture et de langue. Il l'est également dans le sens qu'a pris ce terme ces derniers temps, particulièrement dans le monde créé par l'informatique, et où, sans être tout à fait fictif et s'opposer radicalement au réel, il n'en est pas moins différent, puisque le «fellow» rompt ses liens avec les problèmes quotidiens auxquels il est d'habitude confronté et s'adonne entièrement à la recherche et aux débats d'idées.

En réalité, ces liens avec les préoccupations inhérentes au métier demeurent malgré l'éloignement. J'ai continué ainsi à diriger à distance

un certain nombre de thèses inscrites sous ma direction et à recevoir des chapitres à lire et à «corriger», et ce n'est pas sans satisfaction que j'ai vu, parmi ces travaux, deux thèses remarquables aboutir à la soutenance, l'une sur «L'étrange et le merveilleux dans l'exégèse coranique» et l'autre sur «Abraham dans la culture islamique». Par ailleurs, trois communications dans des colloques organisés à Berlin sur «Averroes et le dialogue des cultures», à Leyde sur «Les intellectuels musulmans et les défis modernes» et à Munich sur «Les religions en Europe», ont nécessité naturellement des préparations. Sans oublier l'organisation de deux conférences dans le cadre de la Chaire UNESCO de religions comparées dont je suis titulaire à l'Université de Tunis I, et le séminaire que j'ai dirigé pendant le deuxième semestre à l'Institut für Islamwissenschaft de la Freie Universität de Berlin sur «La pensée islamique dans le chapitre 6 des *Prolégomènes* d'Ibn Khaldûn», et où j'ai eu le plaisir de travailler avec un nombre limité d'étudiants sérieux et motivés.

Cependant, le plus clair de mon temps fut occupé par le projet que je portais depuis pas mal d'années et que j'avais annoncé dans mon programme de travail, à savoir la rédaction d'un ouvrage de synthèse sur «L'islam entre le message et l'histoire». Comme souvent dans de pareils cas, il fallait compléter ma documentation et enrichir ma réflexion par des lectures. Mais quelle frustration lorsqu'on a à sa disposition, grâce à la diligence des bibliothécaires du Wiko, dans des délais la plupart du temps très courts, tout ce qu'on aimerait lire, ou presque, et que l'on sait que le temps est compté! Gare donc à la dispersion! Il s'agissait également d'ordonner une multitude d'informations brutes ou présentées dans une autre perspective, et surtout de faire un choix difficile mais nécessaire pour n'en garder que les plus pertinentes. Utiliser ensuite un langage à la fois clair et précis, technique s'il le faut, mais point hermétique, fut pour moi une préoccupation constante, afin que ce qui est pensé dans des catégories modernes soit accessible au plus grand nombre de lecteurs arabophones, habitués à une langue chargée de connotations traditionnelles.

Le point de départ de mon étude, à savoir que tout message prophétique est perverti par son insertion dans l'histoire, pourrait paraître évident aux habitués des approches en vigueur dans les sciences des religions. Mais une telle évidence a besoin, dans le cas du message fondateur de l'islam, d'être démontrée. Dans quel sens y a-t-il eu perversion? Il a donc fallu remonter à la période qui a suivi immédiatement la mort de Muhammad, dont on ne dispose que de témoignages tardifs, écrits plus d'un siècle plus tard et manifestement influencés par la tournure qu'avaient pris ultérieurement les événements. Plusieurs facteurs étaient à l'œuvre, dont les plus importants étaient les conquêtes fulgurantes qui avaient fondé en quelques années seulement un vaste empire, les contraintes de la construc-

tion de l'Etat islamique qui nécessitait une législation sur les seules bases disponibles à cette époque, c'est-à-dire religieuses, le substrat arabe préislamique et les habitudes de pensée chez les convertis non arabes. Ces quatre facteurs principaux étaient susceptibles de détourner l'attention de la nouveauté du message pour le réduire à ce qui était disponible et à la portée de tous. Deux exigences fondamentales étaient ainsi sacrifiées sur l'autel de la cohésion sociale: la liberté individuelle et la responsabilité personnelle.

L'institutionnalisation de l'islam avait alors pris les formes classiques de la confessionnalisation, de la ritualisation et de la dogmatisation. La souplesse qui avait caractérisé l'enseignement du prophète était remplacée par une rigidité qui ne laissait aucune place à l'initiative et à l'élan spontané, aussi bien au niveau de la pratique qu'au niveau des croyances. De ce fait, la porte était largement ouverte à l'orthodoxie et surtout à l'orthopraxie, avec ce qu'elles impliquaient de mimétisme, de légalisme et de peur de l'innovation, considérée comme un danger à écarter à tout prix.

Dans ces conditions, ma démarche consistait à analyser les caractéristiques des sciences islamiques traditionnelles (jurisprudence, fondements du droit, théologie, exégèse coranique, traditions prophétiques et mystiques), afin de faire ressortir pour chacune d'elles les effets de l'institutionnalisation et de proposer d'autres voies plus conformes à l'esprit et même à la lettre du message. Deux notions centrales ont focalisé mon intérêt: la révélation et la clôture de la prophétie. C'est, à mes yeux, en dépassant la conception d'un rôle purement passif du prophète dans la réception du message qu'on peut reconnaître, à côté de la dimension divine du Coran, sa dimension humaine, donc historique et relative, avec toutes les conséquences qui en découlent au niveau du caractère supposé législatif du Texte sacré. De même, c'est en considérant que la clôture du cycle de la prophétie s'est réalisée «de l'extérieur», ouvrant des horizons nouveaux à l'homme et le libérant de toute dépendance vis-à-vis des forces surnaturelles, que le rôle et la fonction de la religion peuvent être révisés dans un sens plus conforme à la rationalité et à la conscience modernes.

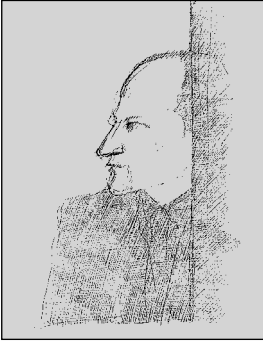
Ce n'est pas uniquement parce que ce discours est le plus susceptible d'être compris par la masse des musulmans que j'ai entrepris cette analyse. Ce serait d'ailleurs malhonnête de poursuivre un tel but si je n'étais pas convaincu que cette lecture correspond à un besoin impérieux ressenti par quiconque voudrait concilier la fidélité à sa foi et les valeurs de son époque. C'est en somme d'une herméneutique qu'il s'agit, d'une interprétation qui prend le risque d'aller à contre-courant des idées reçues et bien établies, au moment même où de plus en plus de musulmans ne se reconnaissent plus dans les catégories de la pensée islamique traditionnelle où

l'on peut déceler sans peine les influences et les traces de traditions et de cultures diverses (arabe préislamique, persane et grecque en particulier) qui ont formé avec le temps un prisme déformant à travers lequel étaient perçus les enseignements du message originel.

Cependant, je suis persuadé que ces propositions, aujourd'hui prêtes à la publication, n'ont aucune chance d'aboutir sans un débat, le plus large possible, entre les musulmans eux-mêmes d'une part et une recherche solidaire avec les croyants de toute confession aussi bien qu'avec les non croyants, d'autre part, sans la modernisation matérielle des sociétés musulmanes – leur développement, si l'on veut, même si ce concept n'est plus à l'ordre du jour dans la littérature actuelle sur la globalisation – qui élèverait le niveau de vie de leurs populations et transformerait leurs structures archaïques, leurs institutions surannées et leurs modes de production traditionnels. Mais c'est là un autre problème qui dépasse mes modestes compétences.

Sebastian Conrad

Das Kirschblütenjahr



Geboren 1966 in Heidelberg. Studium der Geschichtswissenschaft, Japanologie und Volkswirtschaft in Bonn, Osaka und Berlin. 1994–99 Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Arbeitsstelle für Vergleichende Gesellschaftsgeschichte, FU Berlin; 1995/96 einjähriger Forschungsaufenthalt am Sozialwissenschaftlichen Institut der Universität Tokyo. 1999 Promotion (FU Berlin). Seit 1999 Wissenschaftlicher Assistent an der Freien Universität Berlin. Mitglied der Jungen Akademie. Veröffentlichungen u.a.: *Auf der Suche nach der verlorenen Nation. Geschichtsschreibung in Westdeutschland und Japan 1945–1960* (Göttingen 1999). – Adresse: Freie Universität Berlin, Zentrum für Vergleichende Geschichte Europas (ZVGE), Koserstraße 20, 14195 Berlin; E-Mail: sconrad@zedat.fu-berlin.de.

Die Suche nach den Ursprüngen müßte vermutlich am Kolleg beginnen. Als ich Ende 1987 meine Eltern, die damals gerade ein Jahr in der Villa Walther verbrachten, in Berlin besuchte, wurde mir aufgetragen, mich doch einmal bei Reinhart Koselleck zu melden. Koselleck, beinahe ein Dauerfellow jener Tage, sollte den angehenden Geschichtsstudenten in der Schwerpunktsetzung und Fokussierung seines Studiums beraten. Auch wenn ich vermutlich eher Bestätigung als Anregung suchte, motivierte mich Koselleck doch nachhaltig, mich nicht nur der deutschen, sondern zugleich der japanischen Geschichte zu widmen. Gestärkt durch die Worte des immer schon die Vergangenheit alles Zukünftigen mitberücksichtigenden Altmeisters machte ich mich auf einen Weg, der mich dann 12 Jahre später wieder an den Ursprungsort zurückbringen sollte. Als für die *millennium class* eine Nachwuchs-Equipe zusammengestellt wurde (sozusagen eine U40, in der Sprache des Sportreporters), die sogenannte AGORA-Gruppe, war eine gewisse Expertise im Exotischem eine der Einstellungsvoraussetzungen.

Der inoffizielle Status eines AGORA-Fellows hatte eine Reihe von Nebeneffekten. Nach über einem Jahr gemeinsamer Arbeit kamen wir bereits als Kleingruppe im Kolleg an, und die unterschiedlichsten Formen interner Bindungen waren bereits etabliert. Dazu kam der Erwerb gemein-

samen Wissens in den wöchentlichen Sub-Kolloquien, aufmerksam beobachtet von den Delegierten Wagener, Spittler und Sadowski. Daneben gab es konspirativ durchgeführte Diskussionsrunden zu Postkolonialität und Gouvernementalität, oder auch eine deutsch-mosambikanische Kooperation auf diversen Berliner Fußballplätzen. Dennoch war AGORA kein Staat im Staat. Die Gesetze des Wissenschaftskollegs galten auch hier; vor den Bestellzetteln der Bibliothek war jeder Fellow gleich.

Ein weiteres Ergebnis der AGORA-Mitgliedschaft ist eine kleine Hinauszögerung des sicheren Endes. Das meiste ist nach der Entlassung im Juli 2000 natürlich erst einmal unwiederbringlich dahin: die herrliche Arbeitsatmosphäre im Neubau; der unermüdliche Nachschub aus der freundlich-kompetenten Bibliothek; die regelmäßigen und opulenten Mittagessen, die meinen beamtischen Arbeitsgewohnheiten durchaus entgegenkamen; die gemeinsamen Donnerstagabende in trauter oder vertrauter Runde; das regelmäßig klingelnde Telefon inmitten der Dienstagskolloquien; Austernproben mit Eberhard Jüngel und Stephan Voigt; die Gegenwartsanalysen der versammelten Politikwissenschaftler, und vieles mehr. Angesichts solch mannigfaltiger Verluste ist es ein Trost, daß wenigstens die AGORA-Aktivitäten noch weitergehen werden, zumindest bis ins Jahr 2001.

Anders als die Mehrzahl der Mitfellows, die aus einem belebten Universitätsalltag in die ruhige Zurückgezogenheit des Wissenschaftskollegs flüchteten, standen mir die Freuden und Belastungen des Seminar- und Lehrbetriebs erst bevor. Dieses Grunewalder Jahr der Ruhe vor dem Sturm war aber, wenn man so will, *auch* ein idealer Moment, um ans Kolleg zu kommen (wie vermutlich einige andere Momente auch). Der Aufenthalt gab mir Gelegenheit, mich in ein neues Thema einzuarbeiten und hierfür Konzepte und Fragestellungen zu entwickeln, die hoffentlich noch ein paar Jahre tragen. Im Mittelpunkt standen dabei Debatten und Auseinandersetzungen über die Mobilität von Arbeit(ern) in Deutschland und Japan um 1900. In beiden Ländern überquerten in diesen Jahren ausländische Arbeitnehmer in bislang ungekanntem Ausmaß die nationalen Grenzen und sorgten für Kontroversen, die in unheimlicher Weise an die Diskussionen über „Kinder statt Inder“ eine Jahrhundertwende später erinnerten. Die Präsenz ausländischer Arbeiter war nicht nur Anlaß, über die Besonderheit und Gefährdung der „nationalen Arbeit“ nachzusinnen; darüber hinaus standen auch Fragen der Staatsbürgerschaft und der nationalen Identität, des kulturellen Selbstverständnisses oder auch der Unterschiede der Geschlechter zur Debatte.

Die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg war jedoch nicht nur eine Phase der Arbeitsmigration nach Deutschland und Japan (in Japan wurde Ausländern erst nach 1899 gestattet, auch außerhalb der wenigen Vertragshäfen

zu leben und zu arbeiten); zur selben Zeit entwickelte sich in beiden Ländern auch eine umfangreiche überseeische Migration. Diese zielte einerseits auf die Vereinigten Staaten, das wichtigste Ziel deutscher und japanischer Auswanderung vor 1914. Andererseits begann auch die Emigration in die jeweiligen Kolonien, nicht zuletzt mit dem Ziel, auch im Hinblick auf Arbeit und Arbeitseinstellung den kolonisierten Völkern die „Segnungen der Zivilisation“ teilhaftig werden zu lassen. „Wie erzieht man am besten den Neger zur Arbeit?“ lautete bezeichnenderweise eine Preisfrage im Wilhelminischen Deutschland, die zu einer Fülle von Publikationen führte.

Das Interesse an geographischer Mobilität und Bewegung entspricht dem Versuch, die enge nationalstaatliche Perspektive in Frage zu stellen, die die Geschichtswissenschaften nach wie vor dominiert – in Deutschland möglicherweise noch stärker als andernorts. Insbesondere in der modernen Geschichte fungieren die nationalen Grenzzäune immer noch als Markierungen, die die Reichweite von Untersuchungen und Fragestellungen limitieren. Die Beschäftigung mit Zirkulation und Austauschprozessen verspricht, diese Beschränkungen zu überwinden und den vielfältigen Beziehungen und Verflechtungen der modernen Welt stärker Rechnung zu tragen. Auch für diese Überlegungen war das Wissenschaftskolleg der geeignete Ausgangspunkt.

Das nicht vollständig an den gregorianischen Kalender angelehnte Wiko-Jahr ging viel zu schnell vorüber – das dürfte ein repräsentativer Eindruck sein. Im Herbst 1999 begrüßte mich die Frau des Rektors noch als neuen „Baby-Fellow“. Am Kolleg fiel mitunter der Begriff des „Junior-Fellows“, wenn von den Jüngeren unter uns die Rede war. Nur ein knappes Jahr später sehe ich mich nun schon als „Alt-Fellow“ zum Berliner Abend geladen. In der japanischen Literatur ist bisweilen die Rede davon, daß ein Leben nicht länger dauert als eine Kirschblüte braucht, um zu Boden zu fallen. Am Wissenschaftskolleg erhält man einen Eindruck davon.

Marcello De Cecco

Studying Markets in Berlin



Marcello de Cecco, a graduate of the University of Parma and of Cambridge University, is Professor of Monetary Economics at the Università di Roma "La Sapienza". He was previously a Professor of Economics at the European University Institute and the University of Siena. He has held the Giannini Chair of Italian Culture at the Faculty of Economics, UC Berkeley. He was a member of the Institute for Advanced Study, Princeton, of the Centre of International Affairs, and the Center for European Studies, Harvard University. He was a Professorial Fellow at the Royal Institute of International Affairs, London, and a Visiting Professor at St. Antony's College Oxford, the London School of Economics, Edinburgh University, the University of Oslo, and the Ecole National d'Administration, Paris. In 1994, he was a visiting scholar at the International Monetary Fund, Washington and guest lecturer at a joint Harvard-MIT graduate seminar. He has been a member of the board of the Monte dei Paschi di Siena and of the Banca Nazionale del Lavoro. He is presently a member of the board of the Istituto dell' Enciclopedia Italiana. From 1997 to 2000 he was a member of the Prime Minister's council of economic advisers. He has for many years been an editorial writer for the Italian daily newspaper *La Repubblica*. – Address: via Vecchia Fiesolana, 58, 50016 Fiesole (Fi), Italy.

For many years, I have nurtured two desires: the first, to write a book on markets; the second, to live in Germany for a period long enough to allow me to learn some German and meet Germans in their own habitat. The offer to spend a year at the Wissenschaftskolleg gave me a chance to satisfy both of them.

Friends had told me that life at Wiko would be very pleasant and working conditions ideal. Reality has surpassed all expectations. I have never before found such a smoothly functioning institution, such a case of genteel efficiency. Comparisons are invidious, I will thus skip them. It is however easy to sing the praises of the Library, since its mechanism for acquiring

ing books from Berlin and other German libraries is proprietary, and thus hard to imitate. The European University Institute has an equivalent, but unfortunately Florence libraries are not as well stocked with non-Italian books as the ones in Berlin and other Italian libraries not as forthcoming in their intra-library lending habits as those in Germany.

Berlin is today the greenest capital city in Europe and Grunewald the greenest *Viertel* in Berlin. And winter this year decided not to come. My Berlin friends tell me I was thus prevented from appreciating the beauty of a truly Nordic snow-covered townscape but, quite frankly, this is a privilege I have easily done without. Instead, the superior powers laid out a Berlin summer at Easter time, carrying on well into May, and this was wonderful, especially because it was unexpected. Having to go back to my overcoat from the end of June to mid-July (the end of my stay) was not painful to someone who has endured about ten years of English weather, as I did in my youth.

I am sure I will, shortly after my return to Rome, wax sentimental about Berlin, the quiet efficiency of the Kolleg, the flawless public transport, the superior musical life. That is to be expected by anybody who knows the two cities. Only massive doses of Italian weather and Italian art will be able to reconcile me with my native land.

But now to serious business. Can I say I have learned German? Any of my contemporaries at Wiko will die of laughter if I say I have learned to speak Goethe's language. But I can go as far as to affirm that, through Eva Hund's abnegation (no other noun will suffice), I have learned to understand what Germans say and to read their books and newspapers without too much effort. Too late did I discover Theodor Fontane and other German writers of his generation, like Theodor Mommsen. Had I come to know their crystal-clear prose earlier, I would have spared myself the humiliation of reading pages and pages of earlier or more recent writers without understanding what was going on. Thus, I can say that, through reading Fontane on the Schleswig-Holstein war, I am among the privileged few who know anything on that arcane episode of European history. But this is a joke only my Cambridge contemporaries can still understand.

Have I managed to get to know Germans in their native habitat? I can say without too much presumption that to some extent I have, in the ten months of my stay at Wiko and in Berlin. The good stereotypes about them turned out to be correct. They seemed to be efficient, formal but warm-hearted, long-winded but deep, and in love with culture and music. The ones I met in Berlin also had qualities not normally associated with them abroad. They were quick off the mark, laid back while efficient, fast in their understanding of my garbled German. Every time I have been to the opera or concerts, it seemed to take the public five minutes to get to their

seats without bumping into each other or painfully searching for *Reihe* and *Nummer* and another five minutes to completely empty the theatre and set off on their return journeys, after getting their coats backs without visibly having to queue, and all without any visible hurrying. Anybody who has lived in a big city will find these qualities extraordinary. The Berliners seem to have taken the Roman exhortation *festina lente* to their hearts.

Being a Fellow of Wiko means daily interchange with other Fellows, Permanent Fellows, and staff. Again, I can report that I have never before had such a frictionless and pleasant experience. Our days have been filled with scholarly events, some formal, some less so, and they were enjoyable as scientific opportunities but also for the warm climate they generated as social events. Plato made communal lunches and dinners compulsory in his ideal city. From Wiko's experience this year, I can report that he was right. The good work of Marie Theres Fögen and Dieter Sadowski made working dinners of the autopoietic group on Lawyers and Economists, in particular, a scientific challenge and a culinary pleasure. It is said that many ideas have been hatched in a bathtub; perhaps even more have occurred to the diners in the kitchen of the Villa Jaffé.

And how about my research topic, markets? Sitting through the Tuesday colloquia from October to March until my turn finally came filled me, at my ripe age, with an anxiety I had not experienced since my student days. This was conducive to a lot of work, a lot of reading, and to a formulation of research outlines which, to adopt Franco Moretti's theory about novel writing, hopefully contain most of the main turning points of my narrative, while the "fillers" are left for after my return home.

Whenever I have the good luck to be able to work in an environment where book-getting is made easy (and this is eminently true at Wiko), I inevitably fall prey to the temptation of starting whatever research topic I set myself to work on with the Greeks and Romans. I have a fascination about their world only a true amateur antiquiste can entertain. Professionals are much more blasé. This I did again, looking at the functioning of markets in antiquity, indeed at the whole concept of the market in classical times. It has been fashionable among scholars of this age to deny Greeks and Romans any feeling for the abstract concept of the market. Having read a good deal of the surviving literature from that era, I have come to different conclusions. I hope I will be able to persuade my antiquiste readers, if I have any. But my book will have no more than an introduction to this topic. The main chapters will deal with markets as actual physical places. I will make an attempt to bring out the features which characterize markets throughout historical time – general markets as well as specialized markets. By reading the latest literature on commercial transactions based on the Internet, I discovered that some of the reasons they grow so

fast could also be used to explain why actual, physically-located market-places have developed through time and why they have gone through cycles of growth and decline. In fact, what engineers call the laws of functioning of networks, as general communications artefacts and not just their applications to commerce, could be used to explain the growth and decline of historically and geographically located market places.

My Co-Fellows seemed to react with sympathy to these ideas when they heard them expounded in my colloquium. They also made a great many useful comments and suggestions. Their benevolent attitude perhaps owed something to my innocent gimmick of starting with a short introduction in Latin and certainly to the over-generous presentation I received from Hans-Jürgen Wagener.

During the ten months of my stay at Wiko, I have continued to write my regular quasi-weekly column for the Italian daily *La Repubblica*. As could be expected, I gave German economic topics even more attention than I paid to them while I was in Italy. Some of my affectionate readers have let me know that I became uncharacteristically forgiving towards German international economic policy-making. This had, in my opinion, more to do with the end of the times of pre-European Monetary Union polemics, when German politicians appeased their public with anti-Italian remarks, than with my “having gone soft on Germany”. The European Monetary Union began on the assigned date. German politicians, far from boycotting it, sped it through its last paces with a commendable bipartisan stance, and that is an achievement of such importance that there is no need to harp on the fact that the fears previously expressed by many German politicians and economists proved to be unfounded. A number of them have since been heard mumbling darkly against the low-valued Euro. Having publicly stated at the time that this would be the case and a fortunate case at that, I tend to ask the mumblers what else could have assured a smooth implementation period for the new currency.

All good things end too soon. Indeed, this is the proof of their goodness. Thus, in spite of the cold and showery Berlin summer, I am very sad to leave Wiko’s scholarly paradise. I am also very sad to leave the only large country on our continent which seems to be able to go global without renouncing its European spirit, which to me means the ability to achieve economic and technological efficiency by emphasising culture and civic solidarity.

Elizabeth C. Dunn

On Successful Failures and Other Oxymorons



Elizabeth Dunn is Assistant Professor of Geography and International Affairs at the University of Colorado, Boulder, USA. She specializes in postsocialism and economic change in Central and Eastern Europe and is interested in labor activism and industrial management. She received her Ph.D. in Anthropology at the Johns Hopkins University in 1998. With former Wissenschaftskolleg Fellow Christopher Hann, she is the editor of *Civil Society: Challenging Western Models* (New York: Routledge, 1996). Her most recently published articles include "Accounting for Change." In *Critical Approaches to Eastern European Management*, edited by Michaela Kelemen and Monika Kostera (London, forthcoming) and "Slick Salesmen and Simple People: Negotiated Capitalism in a Privatized Polish Firm," in *Uncertain Transitions: Ethnographies of Change in the Postsocialist World*, edited by Michael Burawoy and Katherine Verdery (Lanham: Rowman & Littlefield, 1999). At the Wissenschaftskolleg, Elizabeth Dunn was a member of the AGORA group. – Address: Department of Geography, Guggenheim CB 260, Boulder, CO 80309, USA.

For someone at the beginning of an academic career, a year at the Wissenschaftskolleg is an unparalleled opportunity. Unlike most of the senior scholars who make up the Wiko's usual crowd, it wasn't the time off from other obligations I valued so much, but the intellectual companionship of my fellow Fellows and the Wiko staff. As someone who is usually firmly ensconced in a single discipline and department, I found that the best thing about the Wissenschaftskolleg was that it pushed me to deal with ideas I *didn't* initially like because they came from people I *did* like: the other Fellows, who fast became colleagues and friends. I found myself impelled to pay more attention to the internal logics of arguments rather than criticizing them from my own disciplinary standpoint. I had to set aside my

own perspective and walk, for two hours, in someone else's intellectual shoes.

Surprisingly, I found that I often ended up incorporating these distant ideas and faraway points of view into my own work. Franco Moretti's talk on "filler" in narrative structure, for example, gave me new insights into interpreting my field notes and taped discussions with informants. Charlotte Schoell-Glass' work on the "the view from above" in painting captured my imagination and led me to think about social geographies and the representation of social space in ways I hadn't before. As a diehard member of the political-economy school, I was amazed and delighted by these new ideas, and rushed right out to try them on. The result, a paper called "Son of Stalin, the Anti-Elvis and Other Postcommunist Nightmares", can't pretend to the lofty heights of the high culture that Franco and Charlotte deal with (my paper looks at pulp thrillers, John Wayne movies, and the end of the Cold War), nor to their brilliant analyses, but for me the paper marked an enriching addition to my scholarly toolkit. It is, I think, a successful failure.

One of the greatest paradoxes of this year was that I learned the most from the people I disagreed with most heartily. Hans-Jürgen Wagener was a case in point: we both work on Polish economic transformation, but we don't agree at all – not one scintilla – on the interpretation of the events of the last decade or on our assessments of their consequences. Yet, despite these disagreements, I found Hans-Jürgen endlessly willing to share his work and discuss mine, to tutor me on the fundamentals of economic analysis, and to explain the economists' viewpoint. I didn't have a conversion experience thanks to Hans-Jürgen's good fellowship, but I came away with a more nuanced appreciation of the constraints that economic policy-makers face and the analytical power of the economic method.

If, during this year, I failed to make a brilliant analysis of high-cultural forms despite Franco and Charlotte's best efforts, and never did become convinced that the new economic policies in Poland are the best of all possible choices, I nonetheless consider these failures successes. Rather than smashing down disciplinary boundaries, I managed to smuggle some of the best and most valuable ideas from literary criticism, art history, and economics past the social-science border guards and back home to anthropology. It's sneakier, perhaps, but still a success.

Among the most spectacular successful failures was the AGORA project. We took the usual challenge of the Wiko and made it immeasurably harder: we not only had a group of people with wildly diverse personal and disciplinary backgrounds, we also set ourselves the challenge of actually producing something in common. In a fit of delusional grandeur, we originally hoped for an "AGORA manifesto" on the future of work,

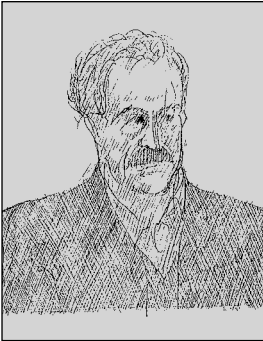
knowledge, and social cohesion. I don't believe we will arrive at any such thing. Our opinions and training have simply proved too divergent. But in struggling to find common problems and a common language, we've had a great deal of influence on each others' work. In small knots of conversation among three or four of us at a time, we have each pulled others in new directions. The colleague whose intellectual traction I salute the most enthusiastically is Stefan Voigt. Stefan and I have gone more than our allotted twelve rounds debating the simplifying assumptions of economics. The constant tension in our dialogue between analytical rigor and empirical nuance, the assumed stability of preferences and the cultural construction of desire, and the freedom of rational choice and the constraints of the social order have led me to focus much less on culturally or structurally overdetermined behavior, and much more on the strategies individual actors pursue in situations of political-economic constraint and historical path-dependency. One of the most useful (and I think straightforwardly successful) products of our interaction came about when we invited scholars from inside and outside the Kolleg to join our debate on "Transnational Formations: Governance Beyond the State" at a conference in April.

Of course, there were some unmitigated successes during my year at the Wiko. I finished my book, *The Fruits of Change: Privatization, Personhood and the Transformation of Work in Postsocialist Poland*, and four other articles. Having vastly improved my job talk with the help of Ivan Krastev and the Wiko Tuesday Colloquium, I managed to land a tenure-track job. I gained a great deal of knowledge about the graceful arts of academic practice from Marie-Theres Fögen, David Olson, Ray Jackendoff, and Rick Shweder. Thanks to Gerd Spittler, I learned to play *boules* and had some great discussions about the anthropology of work. An unquestionable success was convincing Niki Lacey to chair my colloquium.

Perhaps the very best thing about this year at the Wiko was the warm welcome that my partner, Barbara Brown, and I received from the Wiko staff. Perhaps to you, we were just another ordinary Fellow-family. But to us, the acceptance and friendliness and ordinariness with which you treated us were heartwarming and touching. We are both enormously grateful.

Jürgen W. Falter

Halkyonische Tage, hyperboräische Abende und ein unvollendetes Buch



Geboren 1944 in Heppenheim a. d. B.; Studium der Politikwissenschaft und Neueren Geschichte in Heidelberg, Berlin (FU), Ann Arbor/MI und Berkeley/CA Diplom in Politikwissenschaft 1968, FU Berlin; Promotion zum Dr. rer. pol. 1973 und Habilitation 1981, Universität des Saarlandes. Seit 1993 ordentlicher Professor der Politikwissenschaft Johannes Gutenberg-Universität Mainz; 1983–92 ordentlicher Professor Berlin (FU); 1973–83 Professor Hochschule der Bundeswehr München; 1985 Ruf an die Universität Genf (Schweiz), abgelehnt; 1999 Ruf an die Universität Bonn, abgelehnt; 1977/78 Kennedy Fellow, Harvard University; 1981/82 Visiting Professor, Johns Hopkins University, Bologna/Italien; 1992 Visiting Professor, University of Minnesota. Vorsitzender der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft 2000–03, seit 1994 Mitherausgeber der *Politischen Vierteljahresschrift (PVS)*. Forschungsschwerpunkte: Wahlen und politische Einstellungen, Rechts- und Linksextremismus, Historische Wahl- und Mitgliederforschung. Ca. 160 Veröffentlichungen in Fachzeitschriften, Sammelbänden und Lexika. Neuere Buchveröffentlichungen.: *El extremismo político en Alemania* (Barcelona, 1997). *Rechtsextremismus*, herausgegeben mit Hans-Gerd Jaschke und Jürgen Winkler (Opladen, 1996). *Wer wählt rechts?* (München, 1994). *Hitlers Wähler* (München, 1991). *Politische Theorie in den USA*, mit Harro Honolka und Ursula Ludz (Opladen, 1990). – Adresse: Institut für Politikwissenschaft, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, 55099 Mainz.

Womit anfangen? Der guten oder der schlechten Nachricht? Beginnen wir mit der schlechten, dann haben wir es hinter uns: Das Buch, das ich während meines Aufenthaltes am Wissenschaftskolleg schreiben wollte, ist nicht zustande gekommen. Ich hatte vor, meine jahrelangen Forschungen

über die Mitglieder der NSDAP 1925–1933, für die wir bereits 1989 eine große Stichprobe von 42.000 Fällen aus den Beständen des Berlin Document Center gezogen hatten, endlich abzuschließen und das Ergebnis zu Papier zu bringen. Gründe für das Scheitern des Publikationsprojektes gibt es viele, gute und weniger gute; ein Gefühl der Unzufriedenheit bleibt dennoch zurück. Eines ist klar: Am Wissenschaftskolleg lag es trotz der mannigfachen Anregungen und Ablenkungen, die ich dort erfahren habe, nicht, weder an den konstruktiven Vorschlägen einiger Mitfellows noch an den dekonstruktivistischen Attentatsversuchen anderer, die mir weiß machen wollten, die Art der quantitativ verfahrenen empirischen Wissenschaft, die ich betriebe, sei hoffnungslos „out“. Selbst an den an- und aufregenden Verlockungen der Stadt Berlin lag es nicht. Am Ende muß ich es einzig und allein mir und den von mir geschaffenen bzw. geduldeten Umständen zuschreiben, daß aus den hochfliegenden Plänen nichts wurde.

Beginnen wir mit den weniger guten Gründen, zu denen zuallererst die (freilich unvermeidliche) Torheit zählt, weiter meine Prüfungs- und Gremienverpflichtungen in vollem Umfange zu erfüllen, was insgesamt 21 Arbeitstage Abwesenheit nach sich zog. Hinzu kamen zusätzliche Absenzen aufgrund zweier laufender Berufungsverfahren in Mainz sowie eigener Berufungsverhandlungen im Zusammenhang mit meinem Ruf an die Universität Bonn. Dann weitere unabwendbare Belastungen wie zwei Habilitationen, von denen ich eine als Erstgutachter zu betreuen hatte, sowie viel zu viele extrauniversitäre Gremienverpflichtungen. Eindeutig auf der Negativseite zu verzeichnen ist auch der Berg unerledigter Arbeiten, die ich aus Mainz mit nach Berlin gebracht hatte, um sie in den ersten vier Wochen meines Aufenthaltes zu erledigen: MA-Arbeiten, Seminarreferate, Vortrags- und Publikationsverpflichtungen, Gutachten über Kollegen, die sich an anderen Universitäten beworben hatten, über Forschungsprojekte etc. Als dieser Berg des Liegegebliebenen abgetragen war, schrieben wir bereits Januar! Meine Warnung an alle nachkommenden Fellowgenerationen: Bringt nichts Liegegebliebenes mit, schiebt nichts auf die lange Wiko-Bank, sondern erledigt es entweder vor Eurer Abreise oder laßt es einfach noch einmal zehn Monate liegen, dann hat vieles sich von selbst erledigt, vielleicht auch Euer Ruf als pünktlicher und zuverlässiger Ablieferer, Gutachter etc.

Als ich endlich dazu kam, mich intensiver um das Buch zu kümmern, traten bei den statistischen Auswertungsarbeiten unerwartete Datenprobleme auf. Die erwähnte Stichprobe setzt sich streng genommen aus zwei Teilstichproben zusammen, die von unterschiedlichen Teams gezogen und datenmäßig erfaßt worden waren, einem Berliner Team, das sich aus Mitarbeitern meines damaligen Lehrstuhls rekrutierte, und einem

Minnesota-Team, das von *graduate students* der University of Minnesota gebildet wurde. Es stellten sich bei diesem zweiten Team Ungereimtheiten und Fehler in der Datenaufnahme heraus, die wir zuvor nicht entdeckt hatten. Ein nicht geringer Teil meiner Arbeit war der Analyse dieser Ungereimtheiten gewidmet. Unterbrochen wurde diese Arbeit immer wieder durch Vortragsverpflichtungen bei allen möglichen Institutionen, von diversen Medienauftritten, etwas Politikberatung quer durch das politische Spektrum von den Grünen bis zur CSU, und der Niederschrift bzw. Endredaktion mehrerer wissenschaftlicher Publikationen.

Und damit sind wir endlich bei den positiveren Nachrichten, dem produktiven Teil meines Aufenthaltes. Im Rückblick habe ich nach wie vor das Gefühl, trotz aller Abwesenheiten und Ablenkungen ziemlich intensiv am Schreibtisch gesessen zu haben; mein ohnehin schon recht unbeholfenes Golfspiel jedenfalls ist keineswegs besser, sondern eher schlechter geworden, und zum regelmäßigen Tennisspielen kam ich entgegen meinen Plänen ebenso wenig wie zum Segeln. Herausgekommen ist in den zehn Monaten wohl doch eine einigermaßen vorzeigbare Strecke von wissenschaftlichen Produkten, darunter zwei Vorträge zum Thema des unvollendeten Buches, der eine über die sog. Märzgefallenen, also die NSDAP-Mitglieder, die erst nach der „Machtergreifung“ und in Massen sogar erst nach dem Wahlerfolg der NSDAP im März 1933 in die Partei eintraten, der andere über Arbeiter unter den NSDAP-Neumitgliedern, wobei hier ein Hauptergebnis ist, daß unter den NSDAP-Neumitgliedern der Jahre 1925 bis 1932 rund 40 Prozent Arbeiter waren, und zwar Arbeiter, die keineswegs ausschließlich oder auch nur überwiegend aus „atypischen“ Arbeiterberufen kamen, also etwa dem Agrarsektor oder dem kommunalen Versorgungsbereich, sondern in ihrer Mehrzahl Facharbeiter aus ganz und gar typischen Handwerks- und Industriesparten waren. Neben einem Berg statistischer Auswertungen bilden diese beiden Vorträge eine erste materielle Grundlage für das Buch, das ich unbedingt im nächsten Forschungssemester beenden möchte.

Weiter ist die Fertigstellung (und mittlerweile erfolgte Publikation) zweier umfangreicher Sammelbände zu vermelden, die ich zusammen mit anderen herausgegeben habe. Einer befaßt sich mit dem Thema „50 Jahre politische Kultur in Rheinland-Pfalz“, der andere unter dem Titel „Wirklich ein Volk? Die politischen Orientierungen von Ost- und Westdeutschen im Vergleich“ mit Unterschieden der politischen Kultur in den alten und neuen Bundesländern. Im Herbst 1994 und 1998 waren *dieselben Personen* sowie 1998 eine weitere, davon unabhängige Stichprobe mit Hilfe eines umfangreichen Fragebogens zu ihren politischen Präferenzen und Abneigungen, zu ihren Einstellungen gegenüber Demokratie und Diktatur, Juden und Ausländern, Nationalsozialismus und DDR etc. befragt

worden. 2002 soll eine weitere Befragung dieser Personen folgen. Im vorliegenden Band geht es um die Entwicklung zwischen 1994 und 1998, wobei eines der bemerkenswerteren Ergebnisse sein dürfte, daß sich auf der Umfrageebene gesamtdeutsch keine, wohl aber in den neuen Bundesländern eine signifikante Verstärkung rechtsextremer politischer Einstellungen im Beobachtungszeitraum feststellen läßt.

Neben der Endredaktion dieser beiden Sammelbände fällt die Niederschrift von insgesamt sechs Aufsätzen und Lexikonbeiträgen in die Zeit meiner Tätigkeit am Wissenschaftskolleg. Zwei der Aufsätze beschäftigen sich mit Problemen der Wechselwahl; Ergebnis ist, daß in den herkömmlichen, auf Rückerinnerungen beruhenden Analysen die Zahl der Wechselwähler gravierend unterschätzt wird; die anderen Aufsätze befassen sich noch einmal mit der Übertragbarkeit des Konstruktes „Parteiidentifikation“ auf die Bundesrepublik und der Entwicklung des Rechtsextremismus in Deutschland zwischen 1994 und 1998, die Lexikonbeiträge schließlich mit „Behavioralism“, einer politikwissenschaftlichen empiristischen Strömung der 50er und 60er Jahre, für die *International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences* und mit dem Eintrag „Parteien und Parteiensysteme“ für die Neuauflage des *Evangelischen Staatslexikons*. Hinzu kommen Zeitungs- und Magazinartikel für die *FAZ*, den *Focus* und andere Organe.

Was also ist das Resümee nach nunmehr fast zehn Monaten Wissenschaftskolleg? Faul ist er nicht gewesen, der Fellow Falter, das selbst gesetzte Klassenziel hat er aber leider nicht erreicht. Ein Nachsitzen gibt es dennoch nicht – eigentlich schade. Zum ersten Mal im Leben würde ich das als Chance und Belohnung verstehen. Warum dies so ist, sollte nach Lektüre meines nachstehenden kleinen, nostalgischen Abschiedsgrußes an das Wissenschaftskolleg verständlich werden.

Nach neun Monaten, drei Wochen und ein paar Tagen nun auch schriftlich Resümee zu ziehen, weckt geradezu zwangsläufig wehmütige Gefühle: Ach was war's, nein ist's im Grunewald so schön, ein schöner Land als das zwischen Hertha-, Diana- und Halensee, eine schönere Institution als das Wissenschaftskolleg zu Berlin gibt's wohl nicht in unsrer Zeit. So wie das Christentum die Idee der Vorhölle als Wartestation auf dem Weg der Gerechten ins Himmelreich geschaffen hat, muß einem Teufel wohl das Wissenschaftskolleg als eine Art Vorhimmel eingefallen sein, ein paradieshafter Limbus auf dem Rückweg in das Fegefeuer der Massenuniversitäten und Provinzmetropolen, eine Institution mit höchstem Komfort und intellektuellem Anspruch, deren Licht nur dadurch verdunkelt wurde, daß ständig eine Art Damoklesuhr über unserem Aufenthalt tickte: das Bewußtsein nämlich, man müsse nach exakt zehn Monaten eben dieses gerade entdeckte Paradies wieder verlassen, die schmerzliche

Erkenntnis, daß es eben doch nur ein geborgtes Paradies sei, an dessen Ausgang unausweichlich die Vertreibung in die jeweilige Herkunftsprovinz, in die Wuseligkeit und Hektik einer überfüllten, unterausgestatteten Universität stehe.

Aber vielleicht handelt es sich ja gar nicht um das Paradies, sondern nur um das Schlaraffenland, in dem einem Ingo Herzog, Christine Klöhn, Christiane Kiesewetter, Katharina Speder und die anderen die gebratenen Tauben in den Mund fliegen lassen, Gesine Bottomley und ihre Mitarbeiter im Handumdrehen jedes gewünschte Buch auf den Tisch zaubern, Hans-Georg Lindenberg und seine Crew das Internet mit einer solchen Geschwindigkeit auf den Bildschirm flitzen lassen, daß man süchtig werden könnte, Christine von Arnim und Andrea Friedrich einem die Wünsche und administrativen Sorgen geradezu von den Augen ablesen. Und dann erst Barbara Sanders am Empfang: oh wären doch alle Zerberusse der Welt tagaus tagein so lieb, so kompetent, so fröhlich und so herzlich gestimmt.

Das Schlaraffenland als Paradies? Das Paradies als Schlaraffenland? Wie auch immer: Eine notwendige Vorbedingung des Wohlbefindens war die gleichzeitige Anwesenheit geistes- und seelenverwandter Konfellows, mit denen sich nicht nur trefflich parlieren, sondern auch leben ließ. Was wären die vielen Mittagessen ohne die mitunter durchaus ernsthaften Gespräche mit den Kockas, den Sadowskis, den Spittlers und manch anderen gewesen, was die langen, feuchten Donnerstagabende ohne die heiteren Frotzeleien und Blödeleien mit den Bermbachs, den Gernhardts, mit Eberhard Jüngel, dem ebenso zitierstarken wie lebensfrohen Ephorus des Tübinger Stifts, mit Hans Georg-Lindenberg und den vielen anderen, was die Fußballeuropameisterschaft ohne so fachkundige Kommentatoren und Mitleidende wie Claus Leggewie, Dieter Grimm und Wolf Lepenies, was der ganze Aufenthalt ohne die teils gemeinsame, teils getrennt erfolgende Entdeckung der Berliner Spitzengastronomie, der Brandenburger Seen, der Weite der Mecklenburger Landschaften und der Ostseeküste? War's denn auch vielleicht kein Paradies, so war's doch absolut paradisisch. Ich möchte keinen der halkyonischen Tage, bis auf einen einzigen, der hier ungenannt bleiben soll, an dem mich meine Sucht nach Wortspielereien und Kalauern gar zu weit forttrieb, und schon gar keinen der hyperboräischen Abende des Millenniumjahrgangs 1999/2000 missen.

PS: Läßt sich ein Paradies, jener ideale Ort des permanenten Wohlbefindens, des Einklangs von Seele und Körper, Geist und Natur noch verbessern? In kleinen Dingen ganz sicher. Als verbesserungswürdig wurde beispielsweise in jenen informellen Zirkeln, die sich wohl in jedem Jahrgang sehr schnell herausbilden, immer wieder die Besetzung der Donnerstagabend-Präsentationen für das Berliner Publikum angesprochen,

die Frage, ob sie denn *auch* ein Abbild des jeweiligen Fellowjahrgangs oder nur ein – für Außenstehende nicht immer leicht nachvollziehbarer – Octroi der Führung des Hauses darstellten; heiß debattiert wurde auch über die Form der eher monolog- als dialoghaft verlaufenden Diskussionen nach den Dienstagskolloquien. Aber das sind letztlich wohl eher Arabesken, Mäkeleien derer, die sonst nichts auszusetzen haben an einem nahezu idealen Ort der wissenschaftlichen Kontemplation und der *staff*geschützten Innerlichkeit.

Marie Theres Fögen

Geschichte und Geschichten



Geboren 1946 in Lüdinghausen. Studium der Rechtswissenschaft in Frankfurt am Main und München. Abschluß mit dem 1. (1970) und 2. (1975) Staatsexamen, dazwischen (1973) Promotion. Mitarbeiterin im DFG-Projekt „Byzantinisches Recht“, ab 1980 Mitarbeiterin am Max-Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte in Frankfurt am Main. 1993 Habilitation (*Die Enteignung der Wahrsager*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1993.), 1993 Fellow in Dumbarton Oaks, Washington DC; 1995 Lehrstuhlvertretung in Harvard, Department of History. Seit 1995 Ordinaria für Römisches Recht, Privatrecht und Rechtsvergleichung an der Universität Zürich. – Adresse: Universität Zürich, Rechtswissenschaftliches Seminar, Cäcilienstraße 5, CH-8032 Zürich; E-Mail: foegenma@rws.unizh.ch.

Am Anfang, im Oktober 1999, gab es einen Titel. Der war, fand ich, so schön, daß ich beschloß, das Buch zum Titel zu schreiben. „Römische Rechtsgeschichten“ sollte (und wird) es heißen. Das kleine „n“ am Ende sollte und wird die Differenz ausmachen, eben die zwischen Geschichte und Geschichten.

Die moderne Historiographie mag keine Geschichten. Ordentliche Geschichtswerke bevorzugen Daten und Namen, Institutionen, Ereignisse und Entwicklungen, die *peu à peu* als Fakten aneinandergereiht Geschichte ergeben. Geschichten, die von den Alten erzählt und aufgeschrieben wurden, finden selten einen Platz. Aus Büchern mit dem Titel „Römische Rechtsgeschichte“ sind sie vollständig verbannt. Lucretia, mit der die römische Republik begann, oder Verginia, mit der das römische Recht seinen Anfang nahm, sind in den Lehr- und Handbüchern der Rechtsgeschichte *personae non gratae*. Wer die Damen und ihr Schicksal kennenlernen will, möge Boccaccio, Hans Sachs, Shakespeare, Lessing oder weitere Dutzende von dramatischen Bearbeitungen lesen; er kann auch Benjamin Britten's Oper zuhören oder Bilder betrachten von Raffael, Lotto, Lucas Cranach. Aber bitte nicht in einem modernen Geschichtswerk nachschlagen! Als Geschichte sich als Wissenschaft konstituierte, wurden die Geschichten kampflös, unwiderruflich und ohne eine Träne

des Abschieds den Künsten überlassen. Und das obwohl Lucretia und Verginia einst gar nicht den Schönen Künsten, der Poesie, dem Theater gehört hatten. Sie waren Figuren der römischen *Geschichtsschreibung* des Livius, des Dionysios, des Diodor. Die aber, so sagten und behaupten ihre modernen Kollegen, hatten zu viel Phantasie, erzählten ihrem zeitgenössischen Publikum Märchen, versuchten ihm – und uns – einen Bären aufzubinden. Vielleicht, so wird gemutmaßt, konnten die römischen Geschichtsschreiber gar nicht unterscheiden zwischen dem, wie es wirklich war, und dem, was man schon seit Jahrhunderten so erzählte im Volk der Römer. Jedenfalls irrten sie am laufenden Band, brachten vieles durcheinander, dichteten den Rest dazu – alles „unglaublich“. Und tschüs.

„Unglaublich“ kann nur sagen, wer im Prinzip glaubt. Das Credo, das seit mindestens zwei Jahrhunderten die Historiographie beherrscht, ist die Unterscheidung zwischen glaubwürdigen Nachrichten = Fakten und unglaubwürdigen Nachrichten = Fiktionen. Was aber passiert eigentlich, wenn man diese Unterscheidung vergißt? Wenn man sie weder todesmutig bekämpft noch missionarisch verbreitet, sondern sich gar nicht auf sie einläßt, sie schlicht ignoriert, sich der Tyrannei, die jede Unterscheidung entfalten kann, entzieht, jedenfalls für eine Weile, für die kurze Dauer eines kleinen Buches? Was geschieht, wenn man die alten Geschichten von Lucretia, Verginia, Gnaeus Flavius, Appius Claudius Caecus, Coruncanius zurückholt in die Geschichtsschreibung, ohne diese Damen und Herren einem Dauerverhör mit inquisitorischen Methoden auszusetzen, ohne sie solange auszuquetschen, bis man ein mickriges Faktum in Händen hält und eine Leiche hinterläßt?

Die Weigerung, den historischen Diskurs nach Fakten und Fiktionen zu strukturieren und zu kontrollieren, öffnet – diese Erfahrung habe ich im Berliner Jahr gemacht – einen unvermutet großen, verwunschenen paradiesischen Garten. In diesem tummeln sich Figuren und ereignen sich Szenen, die es zu entschlüsseln gilt. Wenn ausgerechnet der Mann, der die Via Appia baute, den Beinamen Caecus trägt, muß man alles über die Figur des Blinden in der Antike erforschen, um die Botschaft zu verstehen. Wenn Verginia von ihrem Vater erstochen wird, sollte man viel von antiken Opferriten wissen. Wenn Decemviren zehn Tafeln des Rechts erstellen, führt kein Weg an Pythagoras vorbei. Auch keiner an Moses' Tafeln. Wenn Priester das Recht geheimhalten, sollte man nachfragen, was in geschlossenen Archiven geschieht. Wenn erstmals ein Kalender öffentlich ausgestellt wird, geht die Forschungsreise in historische Konstruktionen von Zeit. Wenn Lucretia, *das* Sinnbild für Keuschheit und Tugend, eines Tages in aufreizender Nacktheit dargestellt wird, was ist dann und da eigentlich passiert?

Es hat Spaß gemacht, die Fühler in alle Richtungen auszustrecken, Bilder und Blinde, Zahlen und Zeit, Opfer und Oper und vieles mehr zu erkunden. Es hat großen Spaß gemacht, weil es Bücher gab, so viel man wollte und so schnell wie möglich. Fast jeden Tag war Weihnachten in der Weißen Villa. Bücher aufschlagen ist wie Geschenke auspacken. Man beginnt, die Wohltäterinnen zu lieben. Die einzige Gegengabe ist ein großer, herzlicher Dank.

Es hat Spaß gemacht, weil überall die Experten saßen, die sich ohne Klage ausbeuten ließen, der Theologe ebenso wie der Archäologe und der Philosoph, die Kunsthistoriker ebenso wie die Literaten und sogar mancher Historiker. Sich an fremder Kompetenz zu bereichern gilt im Wissenschaftskolleg nicht als unanständig. Warum eine Enzyklopädie in der Bibliothek konsultieren, wenn doch am Mittagstisch eine sitzt, die nicht nur Rede, sondern auch Antwort steht?

Spaß genug – auch wenn Spaß Grund genug ist, um zu forschen, zu verstehen und zu schreiben. Aber ein Buch, das nur ein Spaß ist, schreibt man nicht als Wissenschaftler. Erwartet wird eine Frucht vom Baum der Erkenntnis. Vielleicht eine solche: Dem römischen Recht wurde in Europa seit dem Mittelalter eine der Bibel oder den Schriften des Aristoteles ähnliche Wichtigkeit und Aufmerksamkeit eingeräumt. Es gilt bis heute vielerorts als *das* Paradigma juristischen Denkens, jedenfalls im Privatrecht. Aber ist dieses Wunderwerk von Recht einst vom Himmel gefallen? Verdankt es sich spezifischen Genen der Römer? Hat es sich, ohne Sensationen und ganz von allein „entwickelt“? Bücher mit dem Titel „Römische Rechtsgeschichte“ helfen, die Sache zu klären, beschreiben Institutionen und Personen, die an der Kreation beteiligt waren. Aber sie lassen manche Fragen offen – besonders die einfachen. Zu diesen gehört, wie und warum Recht sich in einer Gesellschaft überhaupt konstituiert, wie und warum es dieses und kein anderes Recht wird, wie und warum es sich verästelt und verfeinert, sich schließlich aus der Ursuppe gesellschaftlicher Kommunikationen ausdifferenziert. Die einfachen Fragen entpuppen sich als die schwierige Frage nach der Evolution sozialer Systeme. Evolution nimmt, so weiß man, keinen planbaren kausalen Verlauf. Evolution erweist sich häufig als launisch, unberechenbar, wunderlich. Wer verlernt hat, sich zu wundern – die moderne Historiographie hat viel dazu beigetragen –, sieht nicht mehr die Sprünge und Sensationen der Evolution, sieht nur scheinbar folgerichtige, bei genauerer Nachfrage allerdings unerklärliche „Entwicklung“. Die Römer haben sich gewundert. Sie haben den Wundern der Evolution eine Form gegeben: Geschichten, Mythen, Legenden. Vielleicht die einzige angemessene Form.

Ein Jahr, das vieles bescherte, vor allem: neuen Spaß an der Wissenschaft und, was wohl das wichtigste ist, neuen Mut zum Risiko, auch zum

wunderlichen Denken. Ganz einsam wird man dabei nicht, solange es am Wissenschaftskolleg Leute gibt, über deren Denken man sich nur wundern kann.

Angela Friederici

Der Geist im Netz der verschiedenen Wissenschaften



Prof. Dr. phil., geboren am 3. Februar 1952 in Köln. 1970–76 Studium der Germanistik, 1975–80 Studium der Psychologie an den Universitäten Bonn und Lausanne. 1976 Promotion (Germanistik), 1980 Diplom (Psychologie). 1989–91 Professorin (C3) für Kognitionswissenschaft an der FU Berlin. 1991–94 Professorin (C4) für Allgemeine Psychologie an der FU Berlin. Seit 1994 Direktorin am MPI für neuropsychologische Forschung in Leipzig. Seit 1996 Direktorin des Zentrums für Kognitionswissenschaften, Universität Leipzig. 1987 Heisenberg-Stipendium der DFG. 1990 Alfried Krupp-Förderpreis der Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung. 1997 Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis der DFG. 1999 DaimlerChrysler-Stipendium am Wissenschaftskolleg zu Berlin. Seit 1993 Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Seit 1996 Mitglied des Senats der DFG. Mitherausgeberschaften verschiedener nationaler und internationaler Zeitschriften (u.a. *Neurolinguistik*, *Journal of Psycholinguistic Research*, *Psychonomic Bulletin & Review*, *Cognitive Science Quarterly*) Hauptarbeitsgebiet: Neurokognition der Sprache. – Adresse: Max-Planck-Institut für neuropsychologische Forschung, Arbeitsbereich Neuropsychologie, Postfach 500 355, 04303 Leipzig.

Strebe nicht, alles zu wissen,
damit du nicht in allem
unwissend wirst.

Demokrit

Ich ahnte es, nun ist es Gewißheit. Schon in den ersten Wochen am Wissenschaftskolleg zu Berlin wurde es allzu deutlich: die eigene Unwissenheit. Zu viele Fächer und Wissenschaftsbereiche, von deren Existenz

man wußte, leben wirklich. Die interessantesten Fakten kann man erfahren, neue Anschauungen und Ideen gewinnen und an der Entwicklung von neuen Hypothesen beteiligt sein. Die wöchentlichen Dienstags-vor-dem-Mittagessen-Treffen geben einem einen Einblick in andere Wissenschaftswelten, mir vor allem in die geisteswissenschaftlichen. Bin ich doch selber gemäß meiner Ausbildung eine sogenannte Geisteswissenschaftlerin, jedoch hat es meine Fragestellung verlangt, daß ich mich naturwissenschaftlicher Methodiken bediene. Ich erforsche den Geist oder, vorsichtiger gesagt, die menschliche Fähigkeit, Sprache zu verwenden in Bezug auf seine Repräsentation im Gehirn.

Schon hier scheiden sich die Geister, die der Geisteswissenschaftler und die der Naturwissenschaftler. Die einen bestehen auf der prinzipiellen Unmöglichkeit eines solchen Forschungsprogramms, denn der Geist sei mehr als nur neurale Aktivität im menschlichen Gehirn. „The best philosophers in the world have tried to solve the mind-body problem for the last two thousand years. What makes you believe that the cognitive neuroscience can solve it today?“ Die Diskussion wird heißer und heißer, die wunderbare Kürbissuppe kälter und kälter. Wir sind mittendrin in der interdisziplinären Diskussion. Das ist spannend. Schnell noch ein Löffel Suppe, bevor sie ganz kalt ist. Da ist aus geisteswissenschaftlichem Munde zu hören: „For one and a half thousand years we believed that the earth was a disc. Today we know better.“ Zumindest die prinzipielle Möglichkeit bleibt offen, wenn auch nur für einige, daß neue Techniken der Erfassung von Hirnaktivität ein Ansatz sein könnten, mehr über den Zusammenhang von Geist und Gehirn zu erfahren.

Der Glaube an die prinzipielle Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit dieses Unterfangens hängt wohl zentral von dem Begriff „Geist“ ab. Die Schwierigkeit der Begriffsbestimmung ist offensichtlich. Ich habe mich deshalb in meinen Forschungen auf einen Ausschnitt dessen, was man gemeinhin als geistige Tätigkeit bezeichnet, beschränkt: auf die Sprachverarbeitung und deren neuronale Grundlagen. Sprache ist ein fest umschriebenes System, von Linguisten in seiner Struktur definiert. Wunderbar! Über Sprachverarbeitung haben schon viele Psycholinguisten nachgedacht und wohlstrukturierte Modelle entwickelt. Die besten Voraussetzungen also, die neuronalen Grundlagen dieses Teils des menschlichen Geistes zu untersuchen, zumal der Linguist und der Psycholinguist unter den Kollegiaten zu finden ist.

Die Untersuchungen selbst können natürlich nicht am Kolleg durchgeführt werden, sondern brauchen spezielle Labore. Hier am Kolleg werden sie erdacht. Am Max-Planck-Institut für neuropsychologische Forschung in Leipzig werden die Experimente realisiert. Ergebnisse und Daten werden per Internet transferiert. Gedachte Ideen werden bestätigt, neue gene-

riert. Tage, Wochen, Monate fliegen dahin. Die Anzahl der vollendeten „papers“ steigt dramatisch an. Auch bleibt Zeit für einige Übersichtsartikel.

Kooperationen mit der Universität Potsdam, d.h. den dortigen Linguisten und Psycholinguisten gewinnen an Intensität. Ein Workshop zum Thema „Development and Interaction of Linguistic and Non-Linguistic Cognition in Infants“ wird am Wissenschaftskolleg zusammen mit der Universität Potsdam und mit Unterstützung der Otto und Martha Fischbeck-Stiftung durchgeführt.

Und schon ist die Zeit vorbei. Ein letzter Abendvortrag zum Thema „The Neuronal Basis of Language Comprehension“. Nein, ich kann nicht sagen, wie das Gehirn ein bestimmtes Gedicht interpretiert. Wir haben gerade erst begonnen, die Basisprozesse der Sprachverarbeitung neuronal zu verstehen ...

PS: An der Universität Potsdam wurden inzwischen zwei von der DFG geförderte Forschergruppen, deren Mitglied ich bin, und deren Vorbereitung in die Zeit meiner Anwesenheit am Wissenschaftskolleg fiel, installiert. Eine im Bereich der Sprachverarbeitung beim Erwachsenen (Konfligierende Regeln) und eine im Bereich der Sprachentwicklung beim Kinde (Sprachentwicklung und ihre Störungen). Es war eine fruchtbare Periode am Wissenschaftskolleg zu Berlin.

Merrill Garrett

The “Wiko Effect”: Some Thoughts on Reorganizing One's Metatheoretical Prejudices.



Merrill Garrett is Professor of Psychology and Linguistics at the University of Arizona, 1987-date. Assistant, Associate, Full Professor of Psychology, Massachusetts Institute of Technology, 1968-87. B.A., Montana State University, 1959 (Chemistry), M.A. University of Montana, 1961 (Speech), Ph.D. University of Illinois, 1965 (Communications). He has served as Director of Cognitive Science at Arizona since 1987 and has been instrumental in the development of that program and related programs in Cognitive Neuroscience. His area of research expertise is the study of language processing (“Psycholinguistics”), with emphasis on language production modeling. He has been a Fulbright Fellow (Australia, 1974), a Sloan Fellow in Cognitive Science (UMass, Amherst, 1979), a Fellow for the Japan Society for Promotion of Science (Tokyo, Osaka, Kobe, 1997), and Leibnitz Professor in Cognitive Science, University of Leipzig (1998). He served as a member of the Fachbeirat for the MPI in Psycholinguistics in Nijmegen (1976-94) and is currently chair of the Fachbeirat for the MPI in Cognitive Neuroscience in Leipzig. - Address: Cognitive Science Program, Faculty of Social and Behavioral Sciences, 312 Psychology Building, The University of Arizona, Tucson, AZ 85721, USA.

Time spent at the Wissenschaftskolleg (hereafter: Wiko) has a quality not easily captured in a few lines of prose. Perhaps the best I can do is to say that it is an experience that led me to try ideas I had not examined closely before, and that in turn led to a new line of scientific investigation that will occupy a significant portion of my energies over the next few years. So my

testimony, for which I shall provide a bit more detailed support momentarily, is that the visit to Wiko affected my research agenda in productive and welcome ways.

The reasons for this outcome are complex, deriving both from the particular stage in my work during which the Wiko visit occurred and from the atmosphere of “non-specialist communication” that is peculiar to the Wiko environment. Perhaps this is also due in part to the leavening of a few colleagues who were of fairly similar background. But the dominant factor is that of contrasting scholarly approaches that is so striking a feature of Wiko. There, one must find ways to characterize one's work for the very acute and interested minds that are not specialized in one's own area of expertise gathered every week for conversation in several venues. Though all of us have occasion to reach out to people not in our own discipline, it is not often that the matter is sustained, nor the inquisitors so numerous, intense, and intelligent. So though this cross-disciplinary character is an acknowledged feature of the Wiko mode of operation, my experience is that it is effective as advertised. For me, it worked to an unusual degree.

What is the upshot of this? My science is that of language use. My immediate colleagues and I are accustomed to ask: What are the mental systems and the brain structures and mechanisms that underlie human use of language? The focus of my work for many years has been the “infrastructure” of linguistic communication – the recognition and generation of sounds, words, and sentences as syntactically organized events, accompanied by some very restricted types of semantic features. Such fundamental processing steps underpin our ability to convey the meanings that utterances in a natural language bear. And those processing steps are organized in wonderfully intricate ways in a family of mental systems responsible for the basics of real-time language performance. Moreover, the various sub-systems are realized to a surprising degree in dedicated brain structures – structures that closely match behaviorally motivated distinctions of structural type. Specialization of linguistic structure is a powerful and pervasive feature of human language use. That much has been clear for a good while and, particularly at the level of brain structure and mechanism, is becoming increasingly clear. But, precisely *why* this should be so is not a matter that I or most of my colleagues of similar bent have asked with any particular intensity.

During my stay at Wiko, I did work productively on the “conventional” language-processing structures and matters of their instantiation in brain – as I had planned. But as I talked with my colleagues at Wiko and tried to communicate the reasons why one might wish to spend one's time in such pursuits, I (necessarily) began to think more seriously about another

class of issues, namely, the general problem of how linguistic structure might be motivated in terms of the communicative functions that language serves. The non-specialist minds considered this a rather obvious need – so I needed an answer. And I should note that such questions were not entirely unknown to me prior to my arrival at Wiko. There is such an enterprise in the larger scheme of my research field. A community of folk in linguistics has as their preoccupation precisely the functional “explanation” for particular language properties, where by “properties” one means quite specific features of lexical and sentential structure. This is a community of which I am not a member. My inclination has never been particularly favorable regarding such efforts, since I have considered them mostly post-hoc pokes at underspecified processes in terms of weakly understood functional pressures. But under the environmental pressure of my Wiko surroundings, I began to rethink this general attitude a bit, and to do so particularly in light of (relatively) new research in what is currently referred to as “theory of mind”. This is a set of claims about the nature and developmental course of the abilities to attribute and interpret the mental states of one's human fellows. This line of work has developed in rather striking ways in the past decade, and I became convinced that links between it and language use hold the potential for a different kind of “functional account” of language structures – one that has independent motivation and a complementary empirical base. In simplest terms, the appeal lies in the new leverage that one achieves by adopting as a working hypothesis the proposition that the different components of theory of mind capacities may be related to different components of language structure (and language use). One can remain (initially) agnostic about the possible causal directions, but one may hope that systematic exploration of these relations will lead to ways to test different causal claims. I will leave the matter at that and spare the reader my current speculations, since my point is not the detail of this theoretical effort vis-à-vis my Wiko experience. It is instead the impetus to make the speculative effort.

No completed paper or monograph has yet emerged from this rearrangement of my prejudices – the incubation period will be longer. But this bit of Wiko-induced ferment did lead me to develop and teach an experimental course at my home university in the ensuing semester. And it has precipitated the organization of some exploratory workshops with other interested faculty at Arizona and other universities (see, e.g., American Association for the Advancement of Science, Annual Meeting 2001, February 15–20, Session: “Evaluating Precursor Systems for Human Language in Apes and Children”, San Francisco, February, 2001). For this very stimulating and engaging contribution to my intellectual agenda, I do

extend my thanks to Wiko and to my colleagues present in the 1999/2000 term there.

Robert Gernhardt

Das Denken zeichnen



Geboren 1937 in Reval/Estland. 1956 Abitur in Göttingen. Von 1956 bis 1964 Studium der Kunstgeschichte und der Germanistik in Stuttgart und Berlin. 1964 bis 1966 Redakteur der in Frankfurt/M. beheimateten satirischen Monatsschrift *pardon*, seither freier Autor und Grafiker dortselbst. 1966 erste Buchveröffentlichung, *Die Wahrheit über Arnold Hau*, zusammen mit F.W. Bernstein und F.K. Waechter; danach eine Reihe weiterer Titel, zuletzt *Der letzte Zeichner* und *Gedichte 1954–1997*. 1999 bis 2000 Fellow des Wissenschaftskollegs zu Berlin – der weitaus komfortabelste von nunmehr drei längeren Berlin-Aufenthalten. – Adresse: Neuhaußstraße 12, 60322 Frankfurt/M.

Am 26. Oktober 1999 fand das erste Dienstagskolloquium des Fellow-Jahrgangs 1999/2000 statt: Franco Moretti referierte über „Die Entstehung der bürgerlichen Ernsthaftigkeit im Roman des 19. Jahrhunderts“, ich hörte dem Redenden zu und zeichnete ihn. Zeichnen und Zuhören nämlich sind zwei Tätigkeiten, die sich vereinen lassen, da Auge und Ohr ganz verschiedene Signale aufnehmen und die für die jeweilige Verarbeitung zuständigen Hirnteile geradezu davon zu profitieren scheinen, gemeinsam beansprucht zu werden: Der zeichnende Zuhörer ist vor der Gefahr der Langeweile gefeit und der zuhörende Zeichner davor, seine Recherche mit allzuviel Kalkül zu betreiben – es zeichnet sich besser, wenn außer dem Ich auch das Es zeichnet.

Ein Vorgehen, das nicht zuletzt dem Gezeichneten zugute kommt, da es ihm das Modellsitzen erspart. Zugleich eine probate Methode. Schon im 18. Jahrhundert notierte der Zeichner Daniel Chodowiecki in sein Tagebuch: „Ich zeichnete nebenher, bat nie um Erlaubnis, sondern suchte es so verstohlen wie möglich zu machen. Ich ließ es mich nicht verdrießen, wenn man mir auch, wenn ich halb fertig war, davonlief.“

Diese Gefahr freilich drohte mir nicht. Solch ein Dienstagskolloquium dauerte all die zehn Monate lang unverändert zwei Stunden, wobei die erste Stunde mit Sicherheit vom Referat gefüllt wurde, indes eine weitere verlässlich der Diskussion gewidmet war. Je länger je mehr lernte ich diese garantierte Zeit als Chance und Ansporn zu begreifen: Während ich mich

bei den ersten Kolloquien mit *einer* Zeichnung des jeweiligen Fellows zufrieden gab, brachte ich es im Lauf der Monate auf zwei, drei, viele Blätter, zumal dann, wenn ich mit dem Porträt der oder des Referierenden nicht glücklich war und darauf hoffte, sie oder ihn während der Diskussion besser zu treffen, sei es in einer charakteristischeren oder einer einfacheren Haltung.

Da ich wußte, daß jeder Fellow einmal dran sein würde, am Vormittag des Dienstags oder bei einem Donnerstagabend-Vortrag, war ich bald auf Vollständigkeit aus. Schon in Frankfurt hatte ich mich mit dem Gedanken getragen, Freunde beim Lesen oder Schreiben, also bei konzentrierter geistiger Tätigkeit zu zeichnen; ich hatte auch damit begonnen, das Unternehmen jedoch bald auf Eis gelegt: Zu mühselig, die Vielbeschäftigten ins Atelier zu bestellen. Dort nämlich sollten die Sitzungen stattfinden, da ich vorhatte, auf größeren Formaten mit Kohle und Pastell zu arbeiten.

Nun aber, im Wissenschaftskolleg, eröffnete sich mir Woche für Woche die Möglichkeit, Denkende beobachten und festhalten zu können, vorausgesetzt, ich beschied mich in Format und Technik auf das zuverlässig mitgeführte „Brunnen“-Heft und den stets paraten, wahlweise blauen oder schwarzen „Bic-Feinstrich“-Kugelschreiber.

Das Denken zeichnen – ein Vorhaben, das zwei Fragen aufwirft: Wieso das *Denken* zeichnen? Sowie: Warum das Denken *zeichnen*?

„Denken“ – damit meine ich eine ganze Palette von Tätigkeiten wie vorstellen, vorlesen, vortragen, vordenken, mitdenken, nachdenken; alles Haltungen, die dem Zeichner deswegen lieb sind, weil er sicher sein kann, daß sein Modell stillhält, ohne zu posieren. Im Gegenteil: Zumeist ist der Denkende sehr bei sich, manchmal auch in sich gekehrt, oft ist der Kopf geneigt und der Blick gesenkt; nicht selten verbinden sich in einem Gesicht ganz buddhahaft Meditation und Konzentration.

Bleibt die Frage: Warum zeichnen? Täte es nicht auch die Fotografie?

Trotz all der Apparate, die ihm das Leben erleichtern, scheint dem Menschen der Ehrgeiz eigen, es mit eigener Kraft zu versuchen. Er besteigt Berge, auf die ihn eine Bergbahn bringen könnte, er legt sich ins Ruder, obwohl es Außenbordmotoren gibt, und er zeichnet Gesichter, die eine Kamera sehr viel verlässlicher ablichten könnte. All diese Beispiele eint, daß der Weg offenbar wichtiger ist als das Ziel. Vom Weg aber kann man abkommen, weshalb der Mensch in Bewegung etwas vermag, wozu der Apparat nicht imstande ist: Er kann sich irren.

Natürlich kann auch der Fotograf Irrtümer begehen. Er kann den falschen Film wählen oder die falsche Belichtung oder den falschen Standort. Doch wer sich in alledem nicht vertut, darf damit rechnen, daß ihn der Apparat nicht enttäuschen und täuschend ähnliche Abbilder des Modells liefern wird.

Anders der Zeichner. Er hat das richtige Papier gewählt, nicht zu rau, nicht zu glatt, den richtigen Stift, nicht zu frisch, nicht zu alt, den richtigen Platz, nicht zu weit, nicht zu nah und so, daß er von rechts auf das Dreiviertelprofil seines Modells blickt, er setzt schwungvoll an – und patzt bereits beim ersten Versuch, die Kopfkontur seines Gegenüber in den Griff zu bekommen. Dabei kann sich die Linie, die er da aufs Papier geworfen hat, durchaus sehen lassen, nur eben nicht als Kontur eines bestimmten Kopfes. Linien an sich sind nicht überprüfbar, Linien, die sich auf Vorbilder beziehen, sind es. Der Kugelschreiberstrich läßt sich nicht löschen, also weg mit dem verfehlten Blatt, weg, weg, weg! Am liebsten risse der Zeichner die Seite aus dem Heft, doch da das den Vortragenden stören könnte, schlägt er ganz einfach eine neue Seite auf: Neuer Strich, neues Glück.

Und er hat Glück. Mit der richtigen Mischung von Kunstverstand und Einfühlung, Kalkül und Temperament, Zaudern und Zugriff zeichnet er solange an der fließenden Grenze von Abbild und Inbild entlang, bis er den Vorgang glaubt abbrechen zu können: *Mission completed.*

Georg Christoph Lichtenberg hat das menschliche Gesicht als „die unterhaltsamste Fläche der Welt“ bezeichnet, mir kommt sie manchmal vor wie eine Landefläche. Weh dem, der die Einflugschneise verfehlt: Einmal auf falscher Bahn, mag er noch so viele Daten und Details aneinanderstückeln – der Eindruck schlagender Ähnlichkeit wird und wird sich nicht mehr einstellen.

Zweimal sitzt Goethe während seiner Italienischen Reise Modell. Zuerst dem Maler Johann Heinrich Wilhelm Tischbein, für dessen Arbeit der Dichter lobende Worte findet: „Mein Porträt wird glücklich, es gleicht sehr und der Gedanke gefällt jedermann.“

Sodann der Malerin Angelika Kauffmann: „Angelika malt mich auch, daraus wird aber nichts. Es verdrießt sie sehr, daß es nicht gleichen und werden will. Es ist immer ein hübscher Bursche, aber keine Spur von mir.“

Gleichen – nicht gleichen: Mehr noch als der Stillebenmaler, der Landschaftsmaler oder der Tiermaler läuft der Porträtmaler stets Gefahr, an der schlichten Tatsache zu scheitern, daß schon ein Kind den Stab über sein Werk brechen kann: Der Onkel Goethe sieht aber ganz anders aus!

Bevor Tischbein sich an das großformatige Werk „Goethe in der Campagna“ machte, hat er ihn wiederholt gezeichnet. Von Angelika Kauffmann kenne ich keine vorbereitenden Zeichnungen – ob ihr Goethe-Bild deshalb nicht gleichen und werden wollte?

Auf jeden Fall ist es ratsam, ein Porträt nicht gleich mit dem Pinsel, sondern erst einmal mit dem Stift zu beginnen. Ziel der Übung aber sollte nicht die schöne, sondern die gute Zeichnung sein.

Die schöne Zeichnung präsentiert eine Lösung oder doch den Schein derselben. Die gute Zeichnung belegt den Weg dorthin. Der Zeichner der guten Zeichnung weiß nicht, sondern bringt in Erfahrung. Wobei sein Erkenntnisinteresse breit gefächert sein kann, von: Wie geht dieser Kopf da? bis hin zu: Was mag in diesem Kopf da vor sich gehen?

Die gute Zeichnung ist demnach das Ergebnis einer Such- und toi toi auch Findebewegung, von Versuch und Irrtum. Überwiegt der Irrtum, ist die Zeichnung mißraten. Der im Verlauf des Zeichnens korrigierte Irrtum jedoch macht das aus, was vor allem die Zeichnung vom Foto scheidet. Das Foto stellt fest: So ist es gewesen. Das tut die Zeichnung auch, zugleich aber führt sie vor, wie der Feststellende zu seiner Feststellung gelangt ist: So ist es geworden.

Hier rasch zugreifend, dort zögernd; hier gelingt dem Zeichner die schwierige Profillinie in einem Schwung, dort hat er dreimal zur Schulterlinie ansetzen müssen, wodurch die ganze Gestalt zu vibrieren scheint. Und noch etwas kann der zeichnende Mensch, was der ablichtende Apparat nicht zu leisten vermag: Weglassen. Sobald er das ihm Wichtige in Erfahrung gebracht hat, ist es ihm möglich, den Versuch abubrechen. Warum noch lang und breit die Textur eines Jacketts abbilden, wenn es genügt, daß der Kopf auf den Punkt gebracht worden ist?

Zugleich aber kann sich ereignen, was der Zeichner F.W. Bernstein in einem Brief mit den folgenden Worten schildert: „Die gute Zeichnung hat nicht nur dieses Provisorische, sondern auch ihren Mehrwert: daß sie an ihren besten Stellen außer Kontrolle gerät, Strichführungen bringt, die nicht kalkuliert wurden.“

Überraschungen, besonders wenn der Zeichner unter Strom steht und rechtzeitig das Geschenk, den Glückstreffer bemerkt, der ihm da auf der Suche nach Richtigkeit unterlaufen ist.

Was der Zeichner „Suche“ oder „Versuch“ nennt, bezeichnet der Literatur als „Essay“: Die langsame Verfertigung der Gedanken beim Schreiben hat ihre Parallele in der unterschiedlich schnellen Verfertigung der Gesichter beim Zeichnen. Daß Talent beide Tätigkeiten zu befördern vermag, sei nicht verschwiegen; daß das schönste Talent totes Kapital bleibt, wenn nicht mit ihm gewuchert wird, ist eine Binsenweisheit.

Zehn Monate lang hatte ich Dienstag für Dienstag die Möglichkeit, mein Kapital zu mehren. Nach und nach gewöhnten sich die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler daran, daß da ein Zeichner unter ihnen saß, nie monierte jemand mein Tun, im Gegenteil: Schon nach kurzer Zeit wurde mir der stets gleiche Platz freigehalten und Mitte des Jahres behauptete Wolf Lepenies, der Rektor des Kollegs gar, ich sei „zeichnungsberechtigt“.

Nun, da alles vorbei ist, möchte ich meinen Modellen und dem Haus danken, das sie und mich zehn Monate lang beherbergt hat: Ich habe in dieser Zeit nicht nur gehört, wie vielgesichtig die Welt der Wissenschaften unserer Tage ist; angesichts der vielen Gesichter habe ich zudem von Woche zu Woche gelernt, genauer hinzuschauen.

Am 3. August 1889 schrieb Vincent van Gogh aus Arles an seinen Bruder Theo in Paris: „Jetzt habe ich zwei Figurenbilder in Arbeit. Kopf und Büste mit Händen eines alten Dienstmannes in dunkelblauer Uniform (Joseph Roulin). Es ist ein interessanter Sokrateskopf. Es gibt keinen besseren und kürzeren Weg, die Arbeit zu verbessern, als Figuren zu machen, auch fühle ich mich auf festem Boden, wenn ich Porträts mache. Ich habe das Bewußtsein, diese Arbeit ist wirklich ernsthaft – das ist vielleicht nicht das Wort –, aber sie erlaubt mir, das Bessere und Ernsthafte, das ich in mir trage, auszubilden.“

Die Roulins waren einfache Leute, anders Dr. Gachet, der behandelnde Arzt des Malers und eines seiner letzten Modelle. Promoviert hatte er über das Thema Melancholie, als schwermütig sinnenden, den Kopf in die Hand gestützten Leser hat ihn van Gogh gemalt, gleich zwei Bücher liegen griffbereit auf dem Gartentisch des Porträtierten.

Dr. Gachet – das Inbild eines Nachdenkenden und zugleich ein Bild, das nachdenklich stimmt: Rund hundert Jahre nach seiner Entstehung erzielte es auf einer New Yorker Auktion mit 82,5 Millionen Dollar den höchsten Preis, der jemals für ein Kunstwerk bezahlt worden ist – eine materielle Wucherung, über welche der spirituelle Künstler vermutlich nicht glücklich gewesen wäre, hatte ihm doch ein ganz anderer Glanz vorgeschwebt: „Ich möchte Männer und Frauen malen mit dieser Ewigkeit, deren Zeichen einst der himmlische Schein war.“

Bilderpreise sind freilich so eine Sache. Manches Gemälde ist schon deswegen unbezahlbar, weil es sich nicht veräußern läßt, beispielsweise ein Wandbild wie Raffaels „Die Schule von Athen“ in der Stanza della Segnatura des Vatikans.

Kein Maler, der das Denken eindringlicher dargestellt hätte: Hatte Raffael auf der gegenüberliegenden Wand die Blicke seiner Protagonisten des „Triumphs der Eucharistie“ nach oben, zur Heiligen Dreifaltigkeit, richten lassen, so haben seine Philosophen die Köpfe zumeist geneigt und die Blicke gesenkt, auf Schriften, Berechnungen, Lehrer, Mitdenker und Schüler, wenn sie nicht lose Blätter studieren, wie der lässig und solo auf die breite Treppe gelagerte Diogenes.

Just von dieser Figur besitzt das Frankfurter Städel Museum ein Blatt Raffaels, welches das Prozeßhafte der guten Zeichnung dadurch unterstreicht, daß der Zeichner auf ein und demselben Studienblatt nicht nur die Ganzfigur des halbnackten so alten wie würdigen Modells festgehalten,

sondern auch Details gesondert notiert hat: die Schulter, das Knie, den Fuß, einen Faltenwurf.

Ja, denke ich mir, den Katalog schließend, solch einem Teufelskerl wie dem göttlichen Raffael wäre auch das Wandbild „Der Jahrgang 1999/2000 im Wissenschaftskolleg zu Berlin“ gelungen – hätte er doch statt seiner zweiundfünfzig Philosophen lediglich rund vierzig Fellows beim Denken und Diskutieren zeigen müssen.

Tja, sage ich mir, bist nun mal kein Raffael. Warst ja eigentlich auch als „poet in residence“ eingeladen. Begnüge dich also damit, die Denker beim Denken gezeichnet zu haben.

Jawohl, stimme ich mir zu, *das* wenigstens habe ich versucht.

Luca Giuliani

Dilettanten im Himmel



Geboren 1950 in Florenz. Studium (Klassische Archäologie, Ethnologie und Italienische Literaturwissenschaft) in Basel und München. Promotion 1975 in Basel. 1978 sowie 1981/82 Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung in Heidelberg. 1979–80 Volontär und 1982–92 Mitarbeiter am Antikenmuseum der Staatlichen Museen, Stiftung Preussischer Kulturbesitz in Berlin. 1984 Habilitation in Heidelberg. 1992–98 Professor für Klassische Archäologie an der Universität Freiburg. Seit 1998 Professor in München. Publikationen: *Bildnis und Botschaft. Hermeneutische Untersuchungen zur Bildniskunst der römischen Republik* (Frankfurt/M., 1986). *Tragik, Trauer und Trost: Bildervasen für eine apulische Totenfeier* (Berlin, 1995). *Bilder nach Homer. Vom Nutzen und Nachteil der Lektüre für die Malerei* (Freiburg i.Br., 1998). – Adresse: Institut für Klassische Archäologie, Meiserstraße 10, 80333 München;
E-Mail: giuliani@ka.fak12.uni-muenchen.de.

Intellektuelle Neugierde, schreibt Cicero in den *Tusculanen* (1,44), leistet der anständige Mensch sich dann, wenn er sich aller Sorgen und aller Pflichten entledigt hat; im Zweifelsfall, so präzisiert Cicero, erst im Jenseits. Das Wissenschaftskolleg schafft entsprechende Bedingungen bereits im Diesseits. Doch sind es Bedingungen, unter denen man (was Cicero nicht ahnte) unweigerlich zum Scheitern verurteilt ist. Plötzlich hat man alle Bücher zur Hand, die man immer schon lesen wollte, und sie vermehren sich wie durch Wunder von Woche zu Woche; mit ihnen könnte man glücklich das ganze Jahr verbringen: wenn da nicht der Plan wäre, in dieser Zeit selber das Buch zu schreiben, auf das die Welt schon so lange wartet. Also setzt man sich vor den Bildschirm. Der eigene Text, der dort langsam Form annimmt, ist freilich unendlich weniger unterhaltsam als die meisten Fellow-Fellows. Läßt man sich auf die Fellows ein, so bleiben die Gespräche nicht immer folgenlos. Mitunter kann es geschehen, daß das eigene Arbeitsgebiet einem plötzlich peripher, die Fragestellung abwegig, die Methode unbedarft vorkommt. Man hatte den Eindruck, auf

gerader Bahn einem deutlich sichtbaren Ziel zuzustreben, und findet sich plötzlich in einem undurchdringlichen Dickicht wieder. Nicht weniger gefährlich als die Fellows kann schließlich auch die Stadt sein. Freilich, einige beschränken ihren Aktionsradius auf den Grunewald und nehmen das ferne Berlin gar nicht erst zur Kenntnis. Wenn man aber weniger enthalten veranlagt ist und sich auf die Stadt einläßt, so kann das unabsehbare Konsequenzen haben. Manch einer hat dabei sowohl die eigene Arbeit als auch die anderen Fellows aus den Augen verloren. Schließlich kann man eine vernünftige Balance suchen und das rechte Maß in allen Dingen: dann wird aber, so ist zu befürchten, wohl erst recht nichts Rechtes daraus.

Diese mißliche Lage wird einem im Kolleg allerdings federleicht gemacht. Ich habe mich in Räumen und unter Menschen selten so schnell so wohl gefühlt wie in der Wallotstraße 19. Auf allen Ebenen und in allen Etagen bin ich einer konstanten und doch immer wieder verblüffenden Mischung aus Professionalität, Herzlichkeit und Witz begegnet. Kein anderes Wort habe ich in diesem Jahr so häufig gehört wie „gerne“ – und er klang immer glaubwürdig. Vor diesem Hintergrund ist mir bald deutlich geworden: die einzigen Dilettanten in dieser Institution sind die Fellows. Was wiederum auf wundersame Weise mit der Lizenz zur intellektuellen Neugier harmoniert. Neugierige Dilettanten, von allen Sorgen befreit, erweisen sich als überaus gesprächig. Vor allem aber drehen sich ihre Gespräche um ganz andere, häufig genug um die vorletzten und die letzten Dinge. In den vergangenen zehn Monaten entfielen viele Themen, die sonst den Inhalt der Unterhaltung bestimmen. Es gab keine Gespräche über die Praxis des Alltags oder über fachliche Detailprobleme und vor allem (mangels gemeinsamer Bekannter) keinen Klatsch. Dafür ergab sich eine auffällige Neigung, die Wechselrede über die üblichen Grenzen hinaus und in die Tiefe zu treiben. Ich erinnere mich an einen Abend im Dezember, als wir zu dritt ein nahe gelegenes, wenig empfehlenswertes italienisches Lokal aufsuchten und Ray Jackendoff mich über den Tisch hinweg plötzlich fragte: „And what gives meaning to *your* life?“ Ich war einigermaßen sprachlos: solche Fragen hatte ich zuletzt mit siebzehn mir selbst und anderen gestellt; und ich fühlte mich, lustvoll regredierend, in die damalige Zeit zurückversetzt. Zum Drang in die Tiefe aber kam, hilfreich kompensierend, das Vergnügen an der Mannigfaltigkeit. Ich habe in Gesprächen am Mittagstisch und anderswo unendlich viel gelernt, über den Krieg im Sudan ebenso wie über römisches Privatrecht, über Zinspolitik und die Todesstrafe in den USA. Marcello de Cecco verdanke ich schließlich die orakelhafte, am Abend vor dem Abschlußfest zu später Stunde geäußerte Sentenz, wonach die deutsche Sprache es als einzige erlaube, die Unterschiedlichkeit der Standpunkte in wissenschaftlichen

Diskussionen auf das einfache grammatikalische Grundmuster zu reduzieren: Meinung, Deutung, Irrung.

* * *

Und damit also zur Meinung: zu dem, was ich getrost und unbeirrt nach Hause trage. Der Einstieg in mein eigentliches Vohaben ist mir erst mit einer gewissen Verzögerung gelungen; ich habe einige Wochen gebraucht, um eine Reihe kleinerer, thematisch disparater Schulden abzarbeiten. Nach Berlin gekommen war ich mit der Absicht, eine Geschichte der Bilderzählung in der griechischen Kunst vom 8. bis zum 2. Jahrhundert v. Chr. zu entwerfen. Am Anfang stand eine Frage: Erzählen Bilder wirklich Geschichten? Denn bekanntlich sind Bilder stumm. Sie können die Geschichten, auf die sie sich beziehen, nicht selbst erzählen, sondern setzen deren Kenntnis voraus. Der Betrachter ist es, der die Geschichte erzählen muß; und er sollte diese, wenn er das Bild verstehen will, bereits kennen. Das Erzählen von Geschichten ist ein Geschäft, das zunächst auf der sprachlichen Ebene betrieben wird. Hier werden Erzählungen geprägt, verbreitet und in eine standardisierte Form gebracht. Die Standardisierung der narrativen Stoffe – etwa in Form epischer Gedichte – ist notwendige (wenn auch nicht ausreichende) Voraussetzung dafür, daß sie für das bildliche Medium verfügbar werden. Jedes Bild, das sich auf eine Geschichte bezieht, gibt gerade dadurch einen wesentlichen Teil seiner Autarkie auf: es kann nicht mehr aus sich selbst heraus verstanden werden, sondern begibt sich in Abhängigkeit von einem sprachlichen Gebilde, handle es sich nun um mündliche, öffentlich vorgetragene Dichtung oder um geschriebene Texte.

Zwei Problembereiche haben mich vor allem interessiert. Der erste betrifft die vollständige Unterschiedlichkeit der beiden Medien Sprache und Bild. Weit verbreitet ist in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit griechischer Mythenikonographie eine Variante der klassischen Widerspiegelungstheorie, wonach Bilder lediglich als ein Reflex vorgegebener Texte zu verstehen seien. Das Motto einer solchen Theorie könnte lauten: *nihil est in pictura quod prius non fuerit in poësi*. Dabei werden, einer alt ehrwürdigen Tradition folgend, *pictura* und *poësis* gewissermaßen als benachbarte Gefäße verstanden, deren Inhalt mit geringem Aufwand und ohne weitere Probleme umgefüllt werden könnte. Doch ist diese Annahme illusorisch. Sprache und Bilder verhalten sich in ihren Stärken und Schwächen nicht äquivalent, sondern komplementär zueinander.

Einerseits haben Bilder Möglichkeiten, die weit über die sprachlicher Äußerungen hinausgehen. Wenn Frau Sanders mir den Weg zum nächstgelegenen Blumenladen erklären will, so greift sie zum Stadtplan: ein

Blick auf das Bild ist hilfreicher als jede Beschreibung. Bilder veranschaulichen das, was wir von der Welt wissen oder zu wissen glauben, indem sie – wie durch einen Filter – das Wesentliche vom Unwesentlichen scheiden, eine Ordnung schaffen und die unerschöpfliche Vielfalt des Wirklichen in eine faßliche Form bringen.

Andererseits hat aber das bildliche im Vergleich zum sprachlichen Medium auch Schwächen, und diese machen sich gerade bei narrativen Stoffen bemerkbar. Jede Erzählung hat einen Anfang und ein Ende. Dazwischen gibt es eine zielgerichtete, irreversible Verkettung von Handlungen und Entscheidungen, die dem Rezipienten erst nach und nach eröffnet wird; dadurch wird dieser in einen Zustand der Spannung versetzt. Spannung setzt notwendigerweise eine verzögerte, schrittweise Erweiterung des Sinnhorizontes voraus. Im Medium der Sprache ist das leicht zu bewerkstelligen: die Reihenfolge, in der ein Zuhörer oder Leser bestimmte Inhalte erfährt, liegt nicht in dessen Belieben, sondern wird durch den Text selbst bestimmt. Ganz anders verhält es sich bei statischen Bildern, deren Betrachtung als Vorgang in der Zeit keiner medienimmanenten Steuerung unterliegt. Hier gibt es kaum eine Möglichkeit, Spannungsbögen zu konstruieren und Überraschungseffekte einzusetzen. Narrative Stoffe aber setzen in aller Regel beides voraus; insofern stellen sie eine strukturelle Herausforderung dar. Die Bilderzählung ist ein kritischer Fall und als solche besonders geeignet, Möglichkeiten und Grenzen des bildlichen Mediums vor Augen zu führen.

Der zweite Aspekt, der mich interessiert hat, betrifft die sich im Lauf der Zeit verändernde Distanz zwischen Texten und Bildern. Alle traditionellen Genera griechischer Dichtung richteten sich zunächst nicht an Leser, sondern an Zuhörer. Die Veröffentlichung eines dichterischen Textes bestand im lebendigen mündlichen Vortrag und blieb auch weitgehend auf diesen beschränkt: statt von Literatur sollte man lieber von *Oralität* sprechen. Auch die Bildermacher bewegen sich zunächst in einem Horizont, in dem schriftliche Texte überaus selten sind und für die Rezeption von Dichtung praktisch keine Bedeutung haben. Vasenmaler, die narrative Stoffe ins Bild setzen, greifen nicht auf Schriftrollen zurück, sondern auf das, was sie von einem mündlichen Vortrag in Erinnerung behalten haben. Jede solche Erinnerung aber ist hochgradig selektiv und zugleich das Produkt einer selbständigen Umformung – *hearers digest*. Die relative Ferne und dadurch auch geringe Verbindlichkeit der Texte scheint eine entscheidende Voraussetzung für die Eigenständigkeit der Ikonographie gewesen zu sein. Die Bilder halten sich niemals an den Wortlaut, sondern versuchen mit eigenen Mitteln die Quintessenz der entsprechenden Geschichte ins Bild zu setzen. Dabei entstehen Bildprägungen von bemerkenswerter

Stärke und Prägnanz, die vom narrativen Inhalt der Dichtung mitunter erheblich abweichen.

Daran beginnt sich erst im späteren 5. Jahrhundert v. Chr. etwas zu ändern. Die Zirkulation von Buchrollen nimmt schlagartig zu, und mit der Verbreitung schriftlicher Texte ändert sich auch deren Stellenwert im kulturellen Leben. Innerhalb weniger Jahrzehnte wird das Lesen von Dichtung zu einem geläufigen Phänomen. Die Verfügbarkeit eines reichen Fundus an schriftlicher Literatur hat eine Ikonographie von verblüffender Vielfalt ins Leben gerufen, die Bilder aber auch immer stärker an den literarischen Wortlaut gebunden. Für die Eigenständigkeit der Bilder bedeutet die Anziehungskraft, die von schriftlichen Texten ausgeht, immer auch ein Risiko. Die narrative Prägnanz der Bilder erweist sich oft als umgekehrt proportional zu deren Text-Nähe. Je näher die Bilder dem Text kommen, desto mehr engt sich ihr Blickwinkel ein. Das Problem ist struktureller Natur. Je enger der Maler – und zwar *jeder* Maler – sich an eine bestimmte Text-Passage hält, desto eher wird er dazu tendieren, all das auszuklammern, was in der betreffenden Passage nicht enthalten ist. So kann es leicht geschehen, daß die großen Linien der Erzählung aus dem Blickfeld geraten. Das Bild zeigt dann sehr viel weniger, als der Betrachter wissen muß. Dieser hat von sich aus all das zu ergänzen, was im Bild zwar nicht dargestellt, wohl aber vorausgesetzt wird. Im Extremfall kann die Anziehungskraft der Texte zu Bildern führen, die ohne entsprechende Text-Lektüre gar nicht mehr zu verstehen sind, und die dem Betrachter doch wieder nur das vor Augen stellen, was dieser dann ohnehin schon gelesen hat.

Das Ergebnis entspricht dem, was wir heute als Illustration zu bezeichnen pflegen. Bilderzählungen sind nicht von Anfang an illustrativ. Sie werden dazu erst in dem Augenblick, wo sie ihre Distanz zu den Texten einbüßen. „Erfindung der Illustration“ soll das letzte Kapitel des Buches heißen: es ist noch nicht geschrieben. Die übrigen sieben Achtel aber sind, zu meiner eigenen Überraschung, unter Dach und Fach. Sie hätten, so habe ich den Eindruck, auch von einem anderen Verfasser geschrieben werden können – aber nicht an einem anderen Ort. *Habent sua loca libelli.*

Albrecht Hofheinz

Inkubation



Studium der Islamwissenschaft, Arabistik, Islamischen Kunstgeschichte, Vergleichenden Religionswissenschaft und Germanistik in Bonn, Tunis, Kairo und Berlin. 1996 dr. philos., Universität Bergen (Norwegen): „Internalising Islam: Shaykh Muhammad Majdhub, scriptural Islam and local context in the early nineteenth-century Sudan“. 1997 Malcolm Kerr Dissertation Award der Middle East Studies Association of North America (Honorable Mention). 1997–99 Delegierter des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz. Seit 1985 Mitarbeit an Forschungsprojekten und Publikationen des Department of History, Universität Bergen und des Department of History, Northwestern University (Problematik des „Neosufismus“; Sammlung und Auswertung arabischer Handschriften aus dem Sudan und Ostafrika; bibliografische Enzyklopädie *Arabic Literature of Africa*; Commission Scientifique, Archive Electronique des Manuscrits de Tombouctou; Consultative Committee, Institute for the Study of Islamic Thought in Africa). 1993–94 Gründer und Betreiber der internationalen elektronischen mailing list „Sudanlist“. Insgesamt 35 Veröffentlichungen zum Sudan und zum Sufismus; u.a.: „Sudan.“ *Informationen zur Politischen Bildung, Afrika II*, 2000. Art. „Sawakin“, „Majadhib“. *The Encyclopaedia of Islam*, N.E., 1995–2000. „A Yemeni Library in Eritrea.“ *Der Islam* 72 (1995). *The Letters of Ahmad Ibn Idris*, herausgegeben zus. mit A. Karrar u.a. (London 1993). „Der Scheich im Über-Ich oder Haben Muslime ein Gewissen?“ *Wuqûf* 7–8 (1992–93). „Encounters with a Saint.“ *Sudanic Africa* 1 (1990). „The Contribution of the Zar Cult in African Traditional Medicine.“ *Sudan Studies* 5 (1988). – Adresse: Bertholdstraße 53, 77933 Lahr.

Timbuktu. Berlin hat mich nach Timbuktu gebracht. Und hier auf den Niger, flußaufwärts, auf den Planken einer Pinasse, die das Lied Ali Farka Touré's singt. So wurden, ganz unverhofft, Kindheitsträume wahr. Auf

welchen Umwegen, zu welchem Ziel, das ist nicht immer zu ergründen. Das tut aber auch nichts zur Sache. Das Leben ist ein langer, breiter Fluß, der viele Buchten wässert, viele Fische nährt, dich unter wechselnden Segeln zu anderen Menschen trägt, ein Ort der Begegnung, des Austauschs, des Abschieds.

Das Wissenschaftskolleg ist eine ganz besondere, seltene Oase, und viele, die hier das Jahr verweilen durften, sprechen danach von, nein, nicht Vertreibung, aber doch mit leichter Wehmut vom Abschied aus dem Paradies. Und ein Paradies hat uns wahrlich hier aufgenommen. Geschenkte Zeit. Ich habe das mit meiner Familie als den wichtigsten Aspekt dieses Jahres erlebt, in einem für uns so wichtigen Augenblick unseres Lebens Zeit geschenkt zu bekommen, Muße und köstliche Nahrung für Seele und Leib.

Wir kamen „zurück“ nach Berlin, Carolina und ich, in die Stadt, in der wir beide studiert, wo wir uns kennengelernt und zusammengelebt hatten. In Kreuzberg sozialisiert, wollte sich uns im Grunewald das rechte Berlin-Gefühl zwar nicht gleich einstellen. Schnell aber gewöhnten wir uns an die Ruhe, das Grün, den See vor dem Fenster und den Ku’damm um die Ecke. Und weil wir von hier kamen, auf Umwegen wieder zurückkamen, hatten wir vielleicht weniger als viele Mitfellows das Bedürfnis, die Stadt zu erkunden, Abend für Abend Neues zu entdecken. Mehr dagegen war es nötig, wieder heimisch zu werden, in Berlin, in Deutschland, in der Wissenschaft. Nach meinem Fortgang 1993 hatte ich drei Jahre an der Universität Bergen in Norwegen verbracht, danach drei Jahre als Delegierter des Internationalen Roten Kreuzes gearbeitet, in Palästina, Uganda, dem Sudan. Fast wäre ich anschließend nach Algerien gegangen. Wenn da nicht, ganz unverhofft während eines schönen Sommerurlaubs im Bayrischen Viertel, das Angebot gekommen wäre, statt dessen ans Wissenschaftskolleg zu kommen. Die neue, alte Frage – diesmal war sie leicht zu beantworten. Mit Familie ans Wiko oder alleine nach Algerien? Anfang Oktober zogen wir, voller Vorfreude, in die Villa Walther.

Es folgte ein sehr intensives Jahr, in dem ich mich vor allem vor drei Aufgaben gestellt sah. Erstens wollte ich die hervorragende Infrastruktur des Wissenschaftskollegs nutzen, um möglichst reichhaltiges Material zu sammeln für eine auf mehrere Jahre angelegte Forschungsarbeit zu Nutzung und Auswirkungen des Internets in der islamischen Welt. Zweitens – ich kam ja von außerhalb Akademiens – war mir das Kolleg Vorbereitungsstätte und Sprungbrett für die Zeit danach. Einen Platz galt es erst zu finden. Und schließlich das Erregendste: ein akademisches Jahr bot genau bemessenen Raum, etwas zu konzipieren und der Öffentlichkeit pünktlich zum Altfellowtreffen vorzustellen, was – wie Robert Gernhardt sagte – „Hand und Fuß hat“: Leif Arno ist nicht nur unser erstes Kind, sondern

wie es heißt auch der erste Mensch, der am Wissenschaftskolleg gezeugt *und* geboren wurde. Er hätte sich keinen vornehmeren Empfang wünschen können; Wolf Lepenies sei Dank. Man mag dem Vater seinen Stolz verzeihen.

Jener denkwürdige 6. Juli war Höhepunkt und Erfüllung dieses Jahres, an ihm vollendeten sich, merkwürdiger Zufall, gewissermaßen alle drei der mir gestellten Aufgaben. Morgens um eins, pünktlich nach neun Monaten und zwei Tagen, kam Leif Arno zur Welt, im Martin-Luther-Krankenhaus um die Ecke vom Kolleg. Es war keine leichte Geburt, nach einunddreißig Stunden Wehen war die Mutter erschöpft und der Vater auch. Doch die Mühe war sofort vergessen, die Freude trug mich nur Stunden später voller Elan zur Begehung ans Zentrum Moderner Orient in Nikolassee, wo die Gutachterkommission der Deutschen Forschungsgemeinschaft den von mir zusammen mit Lutz Rogler aus Leipzig seit Dezember erarbeiteten Projektantrag („Medien und strukturelle Veränderungen von Öffentlichkeit in der arabisch-islamischen Welt der Gegenwart“) wie eingereicht zur Annahme empfahl. Da war es fast ein Kinderspiel, am Nachmittag noch planmäßig zwei Stunden Unterricht am Institut für Islamwissenschaft der Freien Universität zu geben. Ich hatte im Sommersemester erste Früchte meiner Forschung in eine Lehrveranstaltung zum Thema „Muslime im Cyberspace – Internet in der islamischen Welt“ einfließen lassen; die FU-Nachrichten berichteten (<http://www.fu-berlin.de/fun/6-00/digital/digital1.html>). Es war ein sonniger, ein frischer Tag, ich fühle ihn noch, er strahlte durch und durch, und der Cocktail am Abend im Garten kam wie bestellt, doch ich brauchte ihn nicht zu meinem Rausch.

So stehe ich nun an, meine am Wissenschaftskolleg mit Bildschirm- und Bibliotheksrecherchen begonnene Arbeit im neuen Jahr von einer neuen Basis ein paar Kilometer weiter südlich aus fortzusetzen und vor allem mit Feldstudien zu erweitern. „Digitaler Dschihad – Virtuelle Demokratie – Allah.com“: zwischen diesen Spannungspunkten bewegt sich mein Interesse an Cyber-Vernetzungen in der arabisch-islamischen Welt und den damit zusammenhängenden soziokulturellen und wissenssoziologischen Veränderungen, insbesondere auch was die Auswirkungen „virtueller“ Entwicklungen auf die „reale“ Welt anlangt. Die Aushöhlung der Interpretationshegemonie etablierter Religionsgelehrter, die starke Rolle der Diaspora, die Entstehung und Verbreitung neuer religiöser Diskurse, aber auch die Bedeutung des neuen Mediums für die Stärkung zivilgesellschaftlicher Tendenzen und Einflußmöglichkeiten – das sind einige Implikationen der „Netzrevolution“, die für muslimisch geprägte Gesellschaften bislang diskutiert wurden. Die Kommerzialisierung des Netzes hat in jüngster Zeit einige der „demokratischen“ Erwartungen aus

der enthusiastischen Anfangszeit fraglich werden lassen. Aber auch die gegenteiligen Prognosen einer weltweiten Einebnung kultureller Vielfalt bestätigen sich nicht ohne weiteres. Vor diesem Hintergrund und unter stärkerer Rückbindung an die „reale“ Welt als die meisten bislang veröffentlichten Arbeiten will ich meine am Wissenschaftskolleg begonnene Untersuchung in den kommenden Jahren ausbauen und einen empirischen Beitrag zur Erforschung des Strukturwandels von „Öffentlichkeit(en)“ in der islamischen Welt unter den Bedingungen der Globalisierung leisten.

Die Begegnung und der Austausch mit meinen Mitfellows haben mir entscheidende Anregungen für meine Arbeit gegeben. Ich denke da an wichtige Impulse von anderen, die auch zum Thema Internet arbeiten, wie Larry Lessigs Betonung der Rolle, die die „Architektur“ des Netzes spielt, oder Claus Leggewies kritisch-engagierten Optimismus hinsichtlich des demokratischen Potentials. Ich denke aber auch an zahlreiche Gespräche über andere Sujets, mal harmonisch, mal hart kontrovers, niemals flach, immer verbindlich, oft sehr menschlich, nüchtern oder beschwingt wie es die Umstände ergaben – daraus wuchs die eigentliche, unverzichtbare Atmosphäre am Kolleg. Kein Zufall, daß sich diese Gespräche um die gemeinsamen Mahlzeiten bildeten, ein sanfter Zwang zum Symposium, dem wir meist nur zu gerne nachgaben.

Leider hinderte mich häufige Abwesenheit vom Kolleg besonders während der ersten vier Monate, als ich auf Kongressen und Vorträgen in Beirut, Washington, New Haven, Chicago meine Netze auswarf, mich sinnvoll an den am Wissenschaftskolleg organisierten Arbeitsgruppen zu beteiligen; vor allem AGORA und die Gruppe „Written Culture“ hätte ich gern stärker frequentiert. Auch in der zweiten Jahreshälfte hatte ich genug auswärtige Gastspiele, in Harvard, Oxford, Essen. Doch wenigstens das Berliner Seminar des Arbeitskreises Moderne und Islam konnte ich mir nicht entgehen lassen; schließlich hatte es schon im Internet für Furore gesorgt. Mit seinen vielstimmigen Beiträgen und unter der humorvoll-sicheren Leitung von Gudrun Krämer war es nicht nur inhaltlich anregend, sondern bot oft auch pure Lust am Diskutieren. Wochenhöhepunkt aber blieben die Dienstagskolloquien, eine bunte Kette erlesener Perlen, schön im besten Sinne, auch wenn ich nicht jede einzelne mit dem gleichen Verstand zu werten weiß. Hier durfte ich meine Thesen zur sozialen und psychologischen Ausweitung der inneren Grenzen des Islam im 18./19. Jahrhundert, getragen von einer wachsenden Muhammad-Frömmigkeit und vermittelt durch verstärkten Gebrauch des Mediums Schrift, zur Diskussion stellen – eine Entwicklung, die in manchem auf Veränderungen verweist, wie sie auch das Internet zu transportieren vermag. Hier durfte ich auch den wichtigen Vortrag von Abdelmajid Charfi einführen, der mit hohem Mut und zäher Beharrlichkeit die Geschichte fruchtbar

machen will für eine offene Zukunft islamischen Denkens. Unvergessen bleibt der provokante Beitrag von Rick Shweder, der einen wochenlangen, ich bin versucht zu sagen: „Kulturkampf“ nach sich zog – beispielhaft in der Art, wie Kompromißlosigkeit in der Sache mit persönlicher Achtung einhergehen kann. Und auch die heitere Seite kam nicht zu kurz: Marcello De Ceccos Gesicht, als er seine Rede mit einem lateinischen Stegreif eröffnete, dem noch ein Abschnitt folgte, und noch ein Satz, und – nein, eine Abhandlung fast, die Münder der Zuhörer ungläubig, Eberhard Jüngel strahlte, einmal nicht Englisch hören zu müssen – es war göttlich verschmitzt.

Ich habe es genossen, ein so reiches Jahr verbringen zu dürfen. Das Millennium aus den Nebeln des Dianasees aufsteigen zu sehen, meine Frau im Arm, fern der Enge am Brandenburger Tor und doch in „unserem“ Berlin. Mit unserem Sohn, noch ungeboren, seinem ersten Konzert zu lauschen in der ersten Reihe – Schuberts herrliches C-Dur-Quintett ist unsere liebste Musik – und er sprach auf die wunderbare Interpretation des Artemis-Quartetts so stark an wie wir. Habe genossen die Spaziergänge im Grunewald, nächtliche Fahrradtouren nach Potsdam, das Faulenzen am Sommersee, den Ausflug in die Hauptstadt ab und an. Die Yoga-Schwestern nicht zu vergessen – warum können Männer nicht auf dem Teppich bleiben? So reich war das Jahr, daß ich es nicht einmal besonders vermißt habe, nicht zu den Filmfestspielen gekommen zu sein, die mich früher im Februar immer vom Studieren abgehalten hatten.

Ach ja, und dann kam die Anfrage, ob ich nicht nach Timbuktu fahren wolle. Timbuktu, am Ende der Welt. Dort war 1999 die älteste arabische Bibliothek ans Licht der Öffentlichkeit gekommen, die je südlich der Sahara gefunden wurde. Einen Koffer voller Handschriften nur hatten Außenstehende gesehen, genug für eine Sensationsmeldung, nicht mehr. Ob ich nicht eine umfassendere Bestandsaufnahme machen wolle? Was für eine Frage, ich hatte Zeit bis zum neuen Jahr. So kam ich hier auf dem Niger, flußaufwärts, wo Wasser und Land am Horizont verschwimmen. Kam im Auftrag des Institute for the Study of Islamic Thought in Africa, Northwestern University, via Berlin, Grunewald, Wallotstraße. Algerien habe ich diesmal nur aus der Luft gesehen. Der Landweg hätte mich nie hierher gebracht. Wer weiß, wo die Reise hingeht?

Doch das tut, letztlich, nichts zur Sache. Denn ich habe gegessen und getrunken und gerastet. Ich habe den Sternenhimmel geschaut des Nachts und die Finsternis des Mondes. Ich habe Regen und Schnee gekostet und gleißendes Licht. Ich kann weiterziehen, gestärkt, meinen Sohn an der Hand.

Ray Jackendoff

Another Self-Indulgent Report for the Yearbook



Ray Jackendoff was born in Chicago in 1945 and grew up in Philadelphia. He majored in mathematics at Swarthmore College, decided he wasn't smart enough to be a mathematician, and instead went to MIT to study linguistics, where he received his Ph.D. under Noam Chomsky in 1969. After a brief sojourn at UCLA and the RAND Corporation, he accepted a teaching job at Brandeis University, where he has taught ever since. His research is primarily concerned with the system of meaning in natural language and how it is connected with human cognition; his books *Semantics and Cognition*, *Semantic Structures*, and *Languages of the Mind* develop this approach. Along the way, he has delved into the forbidden topic of consciousness in *Consciousness and the Computational Mind*. He is also a clarinetist who has performed extensively in the Boston area and elsewhere, going so far as performing on one occasion as soloist with the Boston Pops. He has combined his musical and cognitive interests in a book coauthored with the composer Fred Lerdahl, *A Generative Theory of Tonal Music*. – Address: Brandeis University, Linguistics and Cognitive Science, Volen Center for Complex Systems, Waltham, MA 02454-9110, USA.

Professionally, the story of my year at the Wissenschaftskolleg is pretty boring: I came to write a book and I wrote it. I don't think this is what the powers that be like to hear. They like to hear about people whose intellectual lives took a completely unexpected turn while in Berlin, whose planned projects were shelved in favor of something far more exciting and interdisciplinary, and who ended up changed forever. In my case, none of these happened. Basically I just sat in front of the computer and wrote as often and as long as I could stand to, fortified by e-mail breaks, lunch and dinner breaks, and a steady diet of Beethoven, Bach, Lasso, Stravinsky, and so forth on the stereo.

When I first received the invitation to Wiko, my plan was indeed mind-bendingly interdisciplinary: to realize a decade-long dream of approaching social cognition from the perspective of my theory of conceptual semantics. But by the time I came to Berlin, another, more urgent project had come along, and the social cognition project had to be shelved. I did trot it out now and then in questions at lunches and colloquia; I'm afraid it became a bit of a joke when I recommended the literature on primate societies to everyone from Rick Shweder to Angela de Benedictis and even Eberhard Jüngel. Maybe I'll be able to get to that project in the next couple of years. But meanwhile the more pressing project had to be done. I suppose I have to say something about it.

The foundations of modern linguistic theory were set in place in 1965 by Noam Chomsky's landmark *Aspects of the Theory of Syntax*. Chomsky argued that language is best studied as a mental phenomenon and therefore that linguistic theory should be concerned with what goes on in the heads of language users. He further argued that linguistics should be concerned with how children learn language and hence with the cognitive predispositions that make language learning possible. This program places the study of language squarely in the interdisciplinary context of psychology, biology, and neuroscience, a place it has maintained until the present day. However, for a variety of reasons, linguistic theory proper has over the past decades lost its influence within the cognitive sciences at large, while at the same time it has fragmented internally into a collection of partially incompatible subtheories whose practitioners maintain only a dim awareness of one another's existence.

Over the last decade it gradually became clear to me that some of the disarray in the field can be attributed to errors in certain basic technical assumptions of Chomskyan theory: very roughly, the theory attributes too central a role to syntax in the organization of language and not a central enough role to semantics and to the lexicon. These assumptions seemed altogether reasonable in 1965 and in fact lie behind the exuberant flowering of linguistic theory in the subsequent years. However, as such things often do, they rapidly hardened into dogma and then slipped beneath the surface of awareness. My 1997 book *The Architecture of the Language Faculty* discussed these assumptions and proposed an alternative organization for the principles of grammar. My apparent success in discussing this alternative with psychologists, neuroscientists, and linguists of various theoretical stripes persuaded me that, for the health of the field, it was imperative to attempt a full-fledged re-evaluation of linguistic theory from this point of view. The goal was neither to accept Chomsky's program uncritically nor to throw it out altogether (as most of his critics have), but rather to integrate those aspects of it that have stood the test of time with

the new organization of grammar and with the flood of new evidence and theory arising from research in syntax, phonology, semantics, psycholinguistics, cognitive psychology, and neuroscience. It even proved possible to incorporate some speculations on the forbidden but newly fashionable question of the evolution of language, incidentally providing me with a sexy topic for my Wiko colloquium.

It was not hard to get a contract for the book, especially with a title as presumptuous as *Foundations of Language*. During the summer of 1999, I taught a course on the material at the Linguistic Institute at the University of Illinois, in which each successive lecture attracted a larger audience. So I arrived at the Wissenschaftskolleg with a substantial sketch of the book and considerable enthusiasm about its prospects for success. Still, when at last in October I sat down to write, I felt as if I were leaving all my companions behind to climb the mountain solo. Rather to my astonishment, it seemed appropriate to begin with the preface, which you're supposed to write last. And from there on, I basically trudged along all year, with only the occasional midcourse correction, until I reached the end on June 1. The other Fellows seemed envious of my progress; I only felt dogged, perhaps even grimly determined.

From October through December, my old friend Merrill Garrett was a calm and steady source of consultation, solace, and laughs. On a number of occasions when I got stuck, David Olson was kind enough to hear me out, sometimes over coffee, sometimes more interestingly over scotch. Aside from that, it was somewhat of a shock to move from my home environment, full of neuroscientists, computer scientists, and experimental psychologists, where a theoretical linguist is regarded as the next worst thing after a literary historian, to a place where I fell very clearly on the dreaded hard science side of the spectrum. Merrill and I often felt like engineers. What was nevertheless familiar was the near-universal skepticism toward a cognitive approach to human affairs. The only difference was that at home the alternative was Neurotransmitters, while at the Kolleg it was Culture and the ever mysterious *Bindung*. It was fascinating to learn what the other Fellows have spent their lives studying, but I fear my ignorance of the ancients and of Max Weber – as well as my struggles with the veil imposed by the German language – impaired my appreciation of many subtleties. Nevertheless, whatever the differences of intellectual culture, many members of my cohort became good companions and valued friends.

There was however an unexpected turn of events in the formation of *Schwerpunkt Kammermusik*. Valentina Sandu-Dediu had studied my book on music cognition and was eager to meet me when she visited in November. When she said her project was to be Romanian music of the last fifty

years, I jokingly suggested that, when she returned for her three-month stay in January, she should bring back some contemporary Romanian music for clarinet and piano that we could play together. And she did. Neither of us having any idea how good the other was, we approached the prospect of reading through the music as simply a friendly gesture, with no particular expectations. But in fact we clicked, rather spectacularly, and the pieces by Negrea and Nicolescu (not to mention the Berg pieces) were really worth working on. After a couple of rehearsals we decided it would be fun to make a little concert for the Kolleg. And then her husband Dan Dediu decided to write a piece for us. Every couple of days another few pages would turn up in my *Fach*, and Valentina and I would learn them at our next rehearsal. In the end, the concert was a great success, we performed again in a concert of Dan's music at the Romanian Cultural Institute, and plans are underway to make a CD in Bucharest next summer. So if the Wissenschaftskolleg changed my life in any way, it was in reviving my opportunities and long dormant desires to make music at the highest level.

As a consumer of music, I gorged myself on Berlin's three opera houses and the Philharmonie, though I was less impressed by the orchestras of Berlin than I had expected to be (does any clarinetist in this city play in tune?). At the other pole of culture, Heike Wiese, Karen Wiese, and Kai Reimers did their best to acquaint me with the pubs and ethnic restaurants of Kreuzberg and Schöneberg, the *Biergarten* in Tiergarten, and the vibrant Karneval der Kulturen, providing a jolly counterweight to the sometimes stuffy life of the intellect.

My other major diversion from the Kolleg was the experience of Jewish life in Berlin. After trying out services at five of the seven synagogues in town, I eventually settled in as a Saturday morning regular at the Rykestraße Synagogue in Prenzlauer Berg, a survivor of *Kristallnacht* and the DDR period and now frequented predominantly by Russians. Cantor Oljean Ingster "adopted" me, invited me to his home far out on the eastern border of the city, and on many occasions offered me the honor of chanting haftara. Hermann Simon of the Centrum Judaicum and Joel and Carol Levy of the Ron Lauder Foundation were warm and welcoming; Rabbi Chaim Rozwaski became a good friend. Every week someone different would sit down beside me and tell another fascinating life story. Among them was Irene Runge, director of the Jüdische Kulturverein in Oranienburgerstraße, who invited me to the JKV's joyous Chanuka party and Passover Seder. What I found surprising about all this was its normality: gossiping and complaining and politics just like anywhere else, not what an American might have expected of a community with such tragedy in its recent past. I was moved by Rabbi Rozwaski's repeated injunction to

rejoice that we are still here, although recalling the even worse fate of the communities to the east did tend to dampen my enthusiasm.

The constant backdrop was of course the vibrance and optimism and livability of the city, the cafes, the construction and reconstruction, and the muted but still exciting clash of East and West – all tempered by the weight of recent history. Most Americans come to Europe to see Old Things, but in Berlin one can never escape the last eighty years: the memorial to Walther Rathenau on the corner of Wallotstraße, Gleis 17 in the Grunewald Bahnhof, remnants of the Wall, postcards of the Gendarmenmarkt on fire in 1944 and of the bustle of prewar Potsdamer Platz, and, quietly tucked into the Technology Museum among the steam locomotives and first-class sleeping cars, a boxcar from the transports. Still, it was not hard just to forget it all and to give in to the sheer sensory pleasures of Hackescher Markt, Prenzlauer Berg, Kreuzberg, Charlottenburg, and the precious peaceful Grunewald.

And weaving through all of it was the pleasure of belonging to such an exceptional institution as the Wissenschaftskolleg: the luxurious surroundings, the luxurious care taken of us by *Empfang*, library, kitchen, housekeeping, computer department, Fellows' services, and Eva Hund's German classes. I never ceased being impressed by how much the staff members seemed to like each other and to really enjoy their collective task of tending this curious collection of scholars. Every day I felt honored and privileged to be part of it, to have people like Christine von Arnim, Andrea Friedrich, Barbara Sanders, Reinhart Meyer-Kalkus, Britta Cusack, and Katharina Biegger as my friends and to have Wolf Lepenies as my Boss.

A day after arriving home I was already outside clipping shrubbery away from the house to make space for the painters' ladders. One of the painters mistook me for a landscaper. Welcome back to Real Life.

Cord Jakobeit

Erstens kommt es anders ...



Geboren am 8. November 1958 in Celle. Seit 1. April 2000 Direktor, Institut für Afrika-Kunde, Hamburg. April 1999 – Februar 2000: Gastprofessor, Universität Hamburg, Institut für Politische Wissenschaft. Juli 1998: Habilitation in Politischer Wissenschaft. September 1995 – März 1999: Lecturer, Stanford University, Stanford Study Center in Berlin. September 1996 – Januar 1998: Habilitationsstipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG). Oktober 1993 – Juli 1994: Thyssen Fellow/Kennedy Fellow, Harvard University, Center for International Affairs/Center for European Studies, Cambridge, USA. Oktober 1988 – Oktober 1993: Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Freie Universität Berlin, Fachbereich Politische Wissenschaft. Dezember 1987: Doktor der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Mai 1986: Master in Public Administration. September 1984 – Mai 1986: McCloy Fellow, Harvard University, Kennedy School of Government, Cambridge, USA. September 1983 – Juni 1984 London School of Economics and Political Science. Mai 1983: Diplom-Politologe. Oktober 1977 – Mai 1983: Studium der Politischen Wissenschaft und der Volkswirtschaftslehre in Hannover, Paris (Institut d'Etudes Politiques) und in Hamburg. Mai 1977 Abitur in Celle. – Adresse: Institut für Afrika-Kunde, Neuer Jungfernstieg 21, 20354 Hamburg.

Ich hätte den Bericht über das vergangene Jahr am Wissenschaftskolleg auch anders überschreiben können: Das Phantom des Wiko. Wenn ich genau bilanziere, dann war ich sicher nie länger als zehn Tage hintereinander in der Wallotstraße präsent. Aber natürlich waren meine Erfahrungen alles andere als „phantomhaft“. Ich bin dankbar, daß ich ein Höchstmaß an individueller Gestaltungsfreiheit in einem äußerst anregenden Umfeld nutzen konnte. Von diesem Umfeld hätte ich nur gerne mehr Gebrauch gemacht. Zuerst möchte ich diese besonderen „Umstände“ näher erläutern und auf die Vorgeschichte eingehen, bevor ich dann über meine Erfahrungen und Erlebnisse berichten werde.

Als Teilnehmer des sogenannten Freitag-Seminars, einer Lehrveranstaltung der FU Berlin am Wissenschaftskolleg, zu der Herr Lепенies jüngere promovierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Berliner Universitäten einlädt, hatte ich schon seit 1996 Gelegenheit, das Wissenschaftskolleg näher kennenzulernen. Damals erschien es mir jedoch realistisch, allenfalls am Ende meiner wissenschaftlichen Laufbahn auf eine Einladung an das Kolleg zu hoffen. *Tant mieux* – es ging schneller, als ich dachte. Da mir nach der Habilitation nicht klar war, wie lange es dauern würde, bis ich auf dem schwierigen Berufungsmarkt zum Zuge kommen würde, gab es kein Zögern, als ich 1998 von Herrn Lепенies gefragt wurde, ob ich Interesse hätte, in einer Gruppe von jüngeren Fellows für ein Jahr an das Kolleg zu kommen und zu einem Thema des AGORA-Projektes (Arbeit – Wissen – Bindung) zu arbeiten. Da das kurze Konzeptpapier zum AGORA-Projekt alle wichtigen Fragen der Gegenwart (und Zukunft) ansprach, bot es hinreichend Gelegenheit, ein für mich neues Forschungsthema in diesen Zusammenhang zu stellen. Es schien mir verlockend, da ja die jeweilige Fachdiskussion immer stärker davon geprägt wird, daß sie sich in Einzelfragen und -probleme vertieft, bei denen zwar der Bezug zur Disziplin noch hergestellt werden kann, die gesamtgesellschaftliche Relevanz aber kaum mehr sichtbar wird. Wenn dann schon am Anfang der wissenschaftlichen Laufbahn nach den großen Zusammenhängen gefragt wird, dürfte es hoffentlich schwieriger werden, sie später aus dem Blick zu verlieren. Wie würde ich wohl in 25 Jahren über diese Probleme und meine (unsere) damaligen Antworten urteilen?

Nachdem ich schon die Zusage für das Jahr am Wissenschaftskolleg erhalten hatte, kam danach das Angebot, eine Vertretungsprofessur in Hamburg im Sommersemester 1999 und im Wintersemester 1999/2000 zu übernehmen. Da es sich um eine Vertretung *cum spe* handelte, mußte ich einen Weg finden, wie ich Vertretung und Mitarbeit im AGORA-Projekt verbinden konnte. So etwas ist unproblematisch, weil das Leitmotiv der Mitarbeiter am Wissenschaftskolleg „Fellows first“ lautet. Ein kurzes Gespräch mit Herrn Nettelbeck zeigte auf, daß es aus Sicht des Kollegs kein Problem sei, wenn ich zunächst nur am Anfang der Woche im Kolleg wäre, dann aber mit dem Ablauf der Vertretung ab März 2000 als „Fellow in residence“ zur Verfügung stünde. Auf diese Weise konnte ich im ersten halben Jahr die Wochensitzung der AGORA-Gruppe ebenso wie das Dienstagskolloquium wahrnehmen und meinen Verpflichtungen in Hamburg gerecht werden. Am Wochenende bestand darüber hinaus die Gelegenheit, an den übrigen Veranstaltungen am Kolleg teilzunehmen.

In diesem Zusammenhang war es jedoch nicht unbedingt ein Vorteil, bereits seit Jahren in Berlin gelebt zu haben. Während (fast) alle anderen Fellows neu in der Stadt waren und in der Nähe des Kollegs wohnten,

hatte ich den „eingespielten“ Freundes- und Bekanntenkreis außerhalb der Kollegs schon vor Ort. Ich denke, daß es leichter sein kann (nicht: muß), einen engeren Kontakt zu den anderen Fellows herzustellen, wenn man gemeinsam für ein Jahr nach Berlin kommt. Ich weiß außerdem von anderen einjährigen Aufenthalten im In- und Ausland, daß die Stadt und das Umfeld natürlich auf andere, intensivere Weise zu Entdeckungen und Überraschungen einladen, wenn man sich noch nicht auskennt.

Alles schien für eine intensive Arbeitsphase in der zweiten Hälfte des akademischen Jahres vorbereitet, da erhielt ich im November 1999 das Angebot, ab Anfang 2000 die Leitung des Instituts für Afrika-Kunde in Hamburg zu übernehmen. Schon wieder eine Chance, die ich kaum ausschlagen konnte. Immerhin war der scheidende Direktor in Hamburg bereit, noch einige Monate, bis April 2000, zu amtieren, damit ich wenigstens einige Wochen „in residence“ am Wiko arbeiten könnte. Vom Ende des Wintersemesters bis Anfang April hatte ich nunmehr sechs Wochen zur Verfügung.

Offensichtlich hatte ich mir jedoch in den Vormonaten etwas zu viel zugemutet. Ende Februar wurde zunächst die ganze Familie Opfer der grassierenden Grippewelle, bevor ich dann noch mit einer Mandelentzündung für zwei weitere Wochen das Bett hüten durfte. Ab April habe ich dann die neue Stelle in Hamburg übernommen, wodurch mein Status endgültig an den der externen Mitglieder der AGORA-Gruppe angeglichen wurde. Zwar war ich im April, Mai und Juli noch einmal für die Konferenzen des AGORA-Projektes über „Bindung – Social Cohesion“, „Governance Beyond the State“ und „Travelling Facts“ am Wissenschaftskolleg, aber ich konnte weder an den Wochensitzungen der AGORA-Gruppe noch an den Dienstagskolloquien teilnehmen, die ich in den Vormonaten so sehr schätzen gelernt hatte.

Was bleibt? An erster Stelle möchte ich die Kontakte nennen, die im Rahmen der AGORA-Gruppe geknüpft wurden und die – zumindest in einigen Fällen – ganz sicher über die nächsten Jahre Bestand haben werden. Der Arbeits- und Diskussionszusammenhang der Gruppe war so intensiv, daß sich über die Präsentation der Ergebnisse im Januar 2001 hinaus weitere gemeinsame Projekte und Vorhaben bereits abzeichnen. Ich sollte aber auch nicht verschweigen, daß sich in einigen Fällen die Animositäten im Laufe der Zusammenarbeit weiter verstärkt haben. Das ist jedoch auch in anderen Forschungszusammenhängen immer wieder zu beobachten. Wichtig ist nur – und das dürfte uns als Gruppe gelingen –, daß die Ergebnisse nicht unter diesen Zerwürfnissen leiden.

Meine eigene Forschungsarbeit über die gewandelte Rolle und Wahrnehmung transnationaler Konzerne hat nicht nur von den vielen Diskussionen im Rahmen der Gruppe profitiert, sondern auch von dem regen Aus-

tausch mit anderen Fellows. Die wichtigen Anstöße und Hinweise waren dabei häufig nicht das Produkt der „organisierten“ Zusammenarbeit in Form der Gruppenarbeit, Vorträge oder Konferenzen, sondern basierten auf den Gesprächen am Mittagstisch, in der Lobby oder bei Veranstaltungen zu ganz anderen Themen. Jeder Fellow war als Ressource wichtig.

Das Dienstagskolloquium verdient als weitere Erfahrung eine besondere Hervorhebung. Auch wenn die Themen z.T. sehr weit von den eigenen Interessen abwichen, so war keines dieser Kolloquien langweilig oder „a waste of time“. Gerade die Einblicke in Fragestellungen der Linguistik, Archäologie oder Kunstgeschichte machten für mich den Reiz der Veranstaltung aus, weil sich alle Fellows erfolgreich darum bemüht haben, über das Fachpublikum hinaus auch die akademischen Laien anzusprechen und für die Thematik zu interessieren. Hätte ich mehr Zeit, wüßte ich, in welcher Disziplin ich zu welcher Fragestellung gerne mehr lesen würde.

Zwei Dinge habe ich nicht geschafft. Erstens hatte ich mir zu Beginn des Jahres vorgenommen, in den Sommermonaten – *weather permitting* – den Aufenthalt am Kolleg für ein tägliches Schwimmen im Halensee zu nutzen. Und zweitens wollte ich unbedingt während meines Aufenthaltes ein Tischtennisturnier der Fellows organisieren, weil ich schon seit 1996 die Tischtennisplatte im Keller im Visier hatte. Beides hat leider aus den geschilderten Gründen nicht geklappt. Wider Willen ging es mir wie Winston Churchill: „Sorry, no sports.“

Eberhard Jünger

Akademische Verjüngungskur



Am 5. Dezember 1934 als Zwilling zur Welt gekommen, wuchs ich zusammen mit drei Geschwistern in Magdeburg auf. Am Tag vor dem Abitur als „Feind der Republik“ vom Gymnasium verwiesen, bestand ich im Juni 1953 ein von der Evangelischen Kirche in Naumburg/Saale abgenommenes Notabitur. Dort studierte ich bis 1955 Theologie und Philosophie, ging dann nach Berlin, wo ich mein Studium bis 1959 fortsetzte – unterbrochen von einem einsemestrigen „illegalen“ Studium in Zürich und Basel. In Basel saß ich zu Füßen Karl Barths, der meine theologische Biographie fortan entscheidend beeinflußt hat. Dem Ersten Theologischen Examen im Jahre 1959 folgte ein Vikariat in Berlin/Karlshorst und eine Assistententätigkeit an der Berliner Kirchlichen Hochschule. 1961 zum Dr. theol. promoviert, wurde ich wenige Wochen später nach dem Bau der Mauer zum Dozenten des Kirchlichen Lehramtes für Neues Testament berufen. Zwei Jahre später übernahm ich die entsprechende Dozentur für Systematische Theologie. Bereits 1962 hatte ich mich habilitiert. Im selben Jahr wurde ich zum Pfarrer der Kirchenprovinz Sachsen ordiniert. 1966 folgte ich einem Ruf auf den Lehrstuhl für Systematische Theologie und Dogmengeschichte an der Theologischen Fakultät der Universität Zürich. 1969 wechselte ich auf den Lehrstuhl für Systematische Theologie und Religionsphilosophie an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, der ich bis heute die Treue gehalten habe. Seit 12 Jahren bin ich im Nebenamt Ephorus des Tübinger Stifts. – Adresse: Evangelisch-Theologisches Seminar, Institut für Hermeneutik, Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Liebermeisterstraße 12, 72076 Tübingen.

I

Der Aufenthalt im Wissenschaftskolleg zu Berlin war reich an Erfahrungen, nämlich

1. an intellektuellen Erfahrungen: daß auch die ins Apriori verliebte Vernunft ihre Erfahrungen macht – hier wurde es Ereignis;
2. an lebensweltlichen Erfahrungen: die sich nur auf den ersten Blick zum Kosmos – oder Chaos – wissenschaftlicher Erkenntnisse apart verhalten; daß Gerüche aus fremden Küchen nicht nur den Schlaf des Gerechten, sondern auch das Denken des Hellwachen behindern können, war eine völlig neue Erfahrung;
3. an kulinarisch-seelsorgerlichen Erfahrungen: daß man mit Aal und Wodka trauernde Fußballfans wenn schon nicht trösten, so doch seelsorgerlich ablenken kann, hat nicht nur die Leser der FAZ, sondern auch mich selber überrascht;
4. an theologischen Erfahrungen: daß evangelische Wahrheit, die man als Wissenschaftler in der Regel *intentione obliqua* zu vertreten gewohnt ist, unversehens *intentione recta* zur Geltung gebracht zu werden verlangte, das war eine – vielleicht längst überfällige – Herausforderung des Pastors im Theologen;
5. an autobiographischen Erfahrungen: daß mir die längst versunken gewähnte Stadt meiner Studienzeit und der Zeit meiner ersten Lehrtätigkeit trotz aller Verwandlungen immer wieder ihr vertrautes altes Antlitz zeigte, hat mich berührt.

Obwohl das alles Erfahrungen unterschiedlichster Art waren, verwoben sie sich doch zu einem bunten Strauß, den ich nicht wieder zerpfückt sehen möchte. Führte doch fast jede Erfahrung der einen Art dazu, daß man mit den andersartigen Erfahrungen noch einmal eine Erfahrung machen konnte. Die theologische Bestimmung des Glaubens als einer Erfahrung mit der Erfahrung hat, das wurde mir klar, ihre weltliche Entsprechung.

Das alles hatte einen ausgesprochen verjüngenden Effekt. Ich bin als alter Mann in das Wissenschaftskolleg eingerückt und habe es als ein nicht mehr ganz so alter wieder verlassen. Offensichtlich ist das Wissenschaftskolleg eine Institution, die das Kind im Manne – und nicht weniger das Kind in der Frau – lebendig erhält, oft überhaupt erst wieder zum Leben erweckt und mit Nahrung versorgt, also eine ganz besondere *alma mater*.

II

Die Wahrheit der Behauptung Graf Yorks, daß das Praktisch-werden-Können der Rechtsgrund jeder Wissenschaft sei, hat mich während der Berliner Zeit mehrfach eingeholt. Für die Theologie gilt das ja in ganz besonderem Maße. Am 31. Oktober 1999 wurde in Augsburg von Vertretern der lutherischen und der römisch-katholischen Kirche die *Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre* offiziell unterzeichnet. Am Glaubensartikel von der Rechtfertigung des Gottlosen allein aus Glauben schieden sich zur Reformationszeit die Geister. Die Kirchenspaltung der abendländischen Christenheit war die Folge. Die Unterzeichnung der *Gemeinsamen Erklärung* war als ein entscheidender Schritt zur Überwindung der Kirchenspaltung gedacht. Als ein solcher wurde er denn auch gefeiert. Da ich den ersten veröffentlichten Entwurf dieses ökumenischen Konsenspapieres wegen seiner weitreichenden Unklarheiten einigermaßen deutlich kritisiert, die daraufhin dann überraschenderweise vorgenommenen Nachbesserungen hingegen als ökumenischen Schritt nach vorn begrüßt hatte, wurde ich in den Monaten Oktober und November von den Medien, von Pfarrkonventen und Kirchengemeinden theologisch stark beansprucht. Im Hohenzollerndom habe ich am 31. Oktober vor der Berliner Öffentlichkeit die evangelische Gestalt des Rechtfertigungsartikels dargelegt und im Anschluß daran unter anderem mit dem Berliner Kardinal und dem regierenden Bürgermeister einen fröhlichen Gedankenaustausch gehabt.

Das hatte Rückwirkungen auf das eigentliche Berliner Forschungsobjekt: den Entwurf einer christlichen Eschatologie, die die biblische Verheißung ewigen Lebens im Wahrheitsbewußtsein der Gegenwart zur Geltung bringen und der Ewigkeitsvergessenheit der derzeitigen Theologie entgegenwirken soll. Klarer noch als bei den Vorüberlegungen stellte sich nun die hermeneutische Relevanz des Rechtfertigungsartikels für die Eschatologie heraus. Die Probe darauf wurde wiederum im Berliner Dom gemacht in Gestalt eines Vortrages über die evangelische Gestalt des Glaubens und die Frage nach Tod und ewigem Leben. Leitend war dabei eine neue, schriftgemäßere Konzeption des Gerichtsgedankens.

Den systematischen Ertrag der Zeit zum Lesen und Nachdenken, die mir der Aufenthalt im Wissenschaftskolleg gewährt hat, stellen drei elementare, überaus einfache, aber folgenreiche eschatologische Kategorien dar. Ewiges Leben ist nach meinem Urteil zu begreifen: 1) als *ungehinder-tes Zusammenkommen*, 2) als *glückendes Zusammensein* und 3) als *unzerstörbares Zusammenbleiben* von Gott und Mensch, Mensch und Mensch und des Menschen mit der nichtmenschlichen Kreatur. Ewigkeit ist dabei nicht nur perspektiv als „Fluchtpunkt“ aller Zeiten, sondern zugleich

aspektiv als „unmittelbare Gegenwart des ganzen ungeteilten Daseins“ zu denken. In diesem Sinne ist an den Ewigkeitsbegriff des Boethius (*simul tota possessio temporum*) anzuknüpfen.

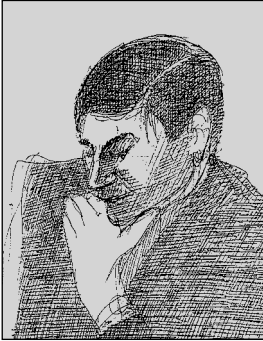
Die gewonnenen Einsichten müssen sich nun noch an den großen biblischen „Gleichnissen vom Himmelreich“ bewähren. Dabei wird es zu einer kritischen Auseinandersetzung mit dem auch in der Bibel reichlich präsenten apokalyptischen Vorstellungsmaterial kommen, so daß die Differenz zwischen einer am Evangelium von der Rechtfertigung orientierten Eschatologie und einer an den Projektionen der religiösen Phantasie orientierten Apokalyptik plausibel wird.

IV

Die wissenschaftlichen Diskussionen mit anderen Fellows, aber ebenso die menschlichen Begegnungen mit ihnen lassen mich mit Vergnügen an das letzte Jahr zurückdenken. Daß man in der Wallotstraße auch deutsch sprechen durfte, habe ich als ein nobles Entgegenkommen zu schätzen gewußt. Der ganz besondere Charme der meisten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Hauses hat dem Leben im Wissenschaftskolleg einen Schwung gegeben, der gewiß nachwirken wird.

Ivan Krastev

The Opening of the Bulgarian Mind



Ivan Krastev was born in Lukovit, Bulgaria in 1965. He graduated in philosophy from Sofia University (1989) and specialized in political science at St. Antony's College, Oxford in 1991–92. In 1997–98, he was a Fellow at the Collegium Budapest and in 1998 he was a Policy Fellow at the Woodrow Wilson Center for International Scholars in Washington. Since 1994, Krastev has been the director of the Centre for Liberal Strategies, an independent policy research institute based in Sofia. Krastev is one of the best-known commentators on Bulgarian politics. Fields of publications: the politics of East European transition, constitutional politics, democracy and security in the Balkans. Krastev's academic articles have been published in journals and books in the US, the UK, Germany, Italy and other countries. In 1999, he was the team leader and principal writer of the UNDP special report on the state of human security in South-Eastern Europe after the Kosovo war. Krastev is a member of the AGORA group and his project was "The Rhetoric of Anti-Corruption". – Address: Centre for Liberal Strategies, 4, Battenberg St., 1000 Sofia, Bulgaria.

The year of the "false millennium" (2000) is a dangerous year. Politicians tend to overpopulate the "neue Mitte", governments tend to spend billions of dollars on ridiculous projects, the public tends to be overexcited and scholars tend to sound pathetic and banal at the same time. So it is divine luck in a dangerous year like this to be a refugee at the Wissenschaftskolleg. The Kolleg is one of the few places where, even in the year of the "false millennium" and even in the framework of the millennium project, AGORA Fellows are allowed to be reasonable and even ironic.

Looking back on my Berlin year, I should confess that it was by far the most rewarding year in my intellectual and family life.

The magic of this year can be easily described in just five words: reading, writing, traveling, talking (which also includes listening) and Berlin. Four of the words are verbs and one (Berlin) is a name. But in the year of my stay, Berlin became a verb. That makes five verbs.

Reading (as always) was the most rewarding of the five dimensions of my Kolleg year. Being powerfully seduced by the problem of corruption and the current global obsession with it, I used a considerable part of my time reading books that today's experts on corruption do not have time to read or do not know how to order. Reading these books made me slightly ironical about the current global anti-corruption crusade, but I do not feel guilty. Irony is the iron guard of common sense.

The volumes that I read during this year would not be enough to build a mountain but they easily make a hill. And, of course, it should be named "corruption hill".

Writing (surprisingly) was the most mysterious part of my year at the Kolleg. Mysterious, because it remains a mystery how I managed to fill so many pages with so many words in only ten months. My writing stuck between the first letters of the beginning of the alphabet, so it was basically about "B" and "C" – "B as in Balkans" and "C as in Corruption" – and on one occasion "C as in Constitution".

As a result of this mysterious productivity, several pieces of my "Berlin Notebooks" are going to be published next year.

"Think Tanks: Making and Faking Influence" is a kind of a summary-conclusion of my three-year study of the politics of the post-communist think tanks. The article will be published in *Banking on Knowledge*, edited by Diane Stone, the book is Stiglitz's last brave project as the chief economist of the World Bank.

Two corruption (according to some "corrupting") articles came as a result of my re-reading of the current anti-corruption debate: "The Strange (Re-)Discovery of Corruption" was recently published by CEU Press in *The Paradoxes of Unintended Consequences. For George Soros*, edited by Ralf Dahrendorf, Yehuda Elkana and Aryeh Neier. The second corruption article "The Corruption Paradox" is going to be published in the AGORA book on *Bindung*. The book is called *Unraveling Ties* and, in cooperation with Shalini Randeria, Elisio Macamo and Yehuda Elkana, I am one of the four editors of this difficult book that has the ambition to be a collection of post-pathetic essays on *Bindung*, a word that we can not or do not want to translate.

The other unexpected piece of writing that came from my stay at the Kolleg and that is connected with the magic "C" is an article "Bulgarian Constitution-Making in the Chicago Laboratory". The article was not only written for a conference organized by Stefan Voigt and Hans-Jürgen Wagener on constitutions. It was to a great extent provoked by Stefan Voigt's heroic attempts to convince us at the Kolleg of the merits of constitutional economics. So he and Larry Lessig are to be blamed for my adventure in constitution-making. The article will appear in the fall issue

of East European Constitutional Review, which means that Stephen Holmes, a former Fellow of the Kolleg, is the other guilty party in my constitutional destructions. Dieter Grimm also took part in this conference, but he is innocent.

The Balkans were the other part of my academic writing. Coming from a place that is “producing more history than it can bear”, I made an effort to be an active part in the debate on the reconstruction of the region, and my article “De-Balkanizing the Balkans: The State of the Debate”, which will be published in the fall issue of *The International Spectator*, the Italian journal for foreign policy, correctly documents my frustrations with the intellectual poverty of the current discussion on the Balkans. An idea and a project that were born in the Kolleg – the *Blue Bird* project – could be a way out of this intellectual poverty, but that is a different story. A story that is too early and too risky to report.

But out of the more than 75,000 words (in English) that document my Berlin graphomania, there are one thousand words that will remain special for me. It was the challenging invitation from the *Frankfurter Allgemeine Zeitung* to write a piece on the Kohl scandal in Germany that I will remember more than the “normal” articles born in the Kolleg. When I was writing “Is the Kohl Affair a Corruption Scandal?” I felt like a Victorian girl reading her first erotic novel. It was a liberating experience.

Traveling, luckily, was the most exhausting part of my Kolleg year. When the year was over, I blamed myself for any hour spent outside Berlin, but during the year I was not so dogmatic and enjoyed taking part in several conferences around Europe and even spending a whole week in Salzburg lecturing at the Salzburg Seminar.

The involvement with Berlin was not love at first sight, but sometime in May our family fell in love with the city that was so different from the places that we used to like.

But the magic of the Kolleg year is not in reading, writing or traveling. It is “talking” that makes the difference. In my experience, “talking” is the word that best explains the charm and uniqueness of the Wissenschaftskolleg. Talking is not speaking or giving lectures, it is not learning or convincing. Talking is this “strange exchange” when you fall in love with other peoples’ ideas. Spending a year at the Kolleg helped me redefine my understanding of AGORA, both as a project and as an ancient reality. I started to realize that AGORA is not about discussing or arguing, it is about letting ideas walk or even fly freely in a room without being sanctioned by quotes or footnotes.

The year of the “false millennium” was also the year of the opening of my Bulgarian mind. It was the year of my new geography. Vinh-Kim Nguyen and Elisio Macamo discovered Africa for me. Shalini Randeria

and her incredible stories located India on my secret map. Sebastian Conrad made Japan part of my German experience and Elizabeth Dunn easily convinced me that what matters is the self-accountable self. This is the story of my Berlin year. The rest is AGORA.

Nicola Lacey

At Home in Berlin



I was born in Liverpool in 1958. I took my first degree in law at University College London in 1979, followed by a B.C.L. at the University of Oxford in 1981. In 1981, I took up a lectureship in law at University College London, moving from there in 1984 to become Fellow in Law at New College, Oxford and C.U.F. Lecturer at Oxford University. In 1995, I was appointed to a Chair at Birkbeck College, University of London, and in 1998 I took up the Chair of Criminal Law at the London School of Economics. I work in the fields of legal and social theory, criminal law and criminal justice. My publications include *State Punishment: Political Principles and Community Values* (London, 1988); with Elizabeth Frazer, *The Politics of Community: A Feminist Critique of the Liberal-Communitarian Debate* (New York, London, 1993); with Celia Wells, *Reconstructing Criminal Law* (2nd ed., London, 1998); *Unspeakable Subjects: Feminist Essays in Legal and Social Theory* (Oxford, 1998). – Address: Law Department, London School of Economics and Political Science, Houghton Street, London WC2A 2AE, UK; E-Mail: n.lacey@lse.ac.uk.

Like any other Fellow, I looked forward to my year at the Wissenschaftskolleg as an exceptional privilege: time in which to pursue my own research without the usual distractions and in a particularly lovely environment. In my case, the invitation brought with it an unusual fringe benefit in the form of a temporary respite from a geographically challenged personal life: my husband, David Soskice, has been a Director at the Wissenschaftszentrum Berlin since 1990. Even these antecedents along with the encomiums provided by former Fellows of my acquaintance and in particular by my colleague Michael Power, could not, however, have prepared me for either the quality of the Kolleg's research facilities or the kindness of its staff. I want, therefore, to begin by acknowledging this and by expressing my very warm thanks to everyone – too numerous to mention by name and occupying every department of the Kolleg from the

Empfang onwards – who has contributed to the marvellous year that is now drawing to a close.

Apart from my strong Berlin connections, I suspect that I am also relatively unusual among Fellows at the Kolleg in that I came precisely intending *not* to write a book, or even part of a book, while I was here. Both the institutional environment of English universities, with its increasing pressure to publish books and articles, and the useful if irritating phenomenon of the deadline mean that getting things written is simply something one *has* to accomplish on a regular basis, with or without the luxury of sabbatical leave. Reading, however, is – at least in my experience – something different. In the interstices of teaching and administration, and with the image of the impending deadline firmly in mind, reading all too often becomes a frantic and entirely goal-oriented activity: one in which one has little time to reflect on or absorb what one is scanning, let alone to pursue something which is not of direct or immediately apparent relevance to what one is writing or teaching. My intention in coming to the Kolleg, then, was to make full use of the extraordinary library facilities by doing some systematic reading for a project that I had been formulating and researching in a preliminary way over the last three years.

This project explores the historical development of conceptions of responsibility in English criminal law from the early 19th century to the mid 20th century and their role in the resolution of criminal law's changing problems of co-ordination and legitimation. Most research in this field concentrates on one of three disciplinary frameworks: doctrinal legal scholarship, analytic philosophy, or the social sciences. My ambition, by contrast, is to produce a genuinely cross-disciplinary study that explores the relationship between the legal basis for criminal liability and the broader social ideas of responsibility generated by socio-economic and political changes and by the rapid expansion of the social sciences over the relevant period. So, during my year at the Kolleg, I have been reading not only about legal history but also about questions as diverse as the individual's changing relationship with the state, particularly during the nineteenth century; developing beliefs about the nature of the individual's interior/mental world and about whether it is susceptible to empirical or legal investigation; the (expanding) social functions of criminal law and their implications for ideas of judgment and responsibility. To my amazement and delight, the library staff were also able to lay their hands on a wide range of books on the history of English criminal procedure, and I have gradually been piecing together the transformation of the criminal process from a system largely based on local knowledge to one in which

factual and normative judgments pose quite different – and arguably far greater – problems of co-ordination and legitimation.

Like most Fellows (if earlier yearbooks are to be believed!), I have not got as far with the project as I would have liked, and the detailed research on samples of nineteenth-century cases will have to await my return to England. I am, however, leaving Berlin with a clear sense of the shape of a book; with a fund of notes; and, perhaps most important of all, feeling intellectually refreshed and (at least somewhat) less ignorant than when I arrived. I also leave in possession of a deeper grasp of my own working psychology: my resolution to read rather than write proved too much for my audit-oriented scholarly habitus (as my fellow Fellow Gadi Algazi might say), and I succumbed to the entirely self-induced pressure to do some writing towards the end of the year ...

The precious opportunity of a year of pure research also turned out to have another unexpected and happy side-effect. In January, I was asked if I would become the official biographer of H. L. A. Hart (1909–92). Hart was Professor of Jurisprudence in Oxford from 1952 until 1968 and is widely known for his work in legal philosophy – particularly *The Concept of Law* (1961) – and for his development of liberal political philosophy and his contributions to the analysis of legal and social policy – particularly *Law, Liberty and Morality* (1968). Before his return to academic life in 1945, he had a successful career as a barrister and, during the war, in counter-espionage in MI5. He was also an exceptionally interesting (and complicated) person, and he has left a large collection of diaries and letters reflecting upon not only his intellectual and professional but also his personal and social life.

As it happens, I had been nurturing the ambition to write a biography for some time. I always like to run my theoretical projects in parallel with work directed to a broader audience, and biography struck me as a genre that raises fascinating questions of social theory as well as providing an outlet for both research skills and a more imaginative form of writing than is generally welcomed in law journals. However, had it not been for the fact that I was in the middle of my Fellowship, I doubt that I would have felt able to accept the family's invitation to take on the Hart project. For various reasons, it was imperative that work should begin quickly, and had I been in the middle of a normal academic year, I would not have been able to contemplate a start for several months, and perhaps longer. I am therefore particularly grateful to the Kolleg for having given me the space to be flexible about how my research developed and for having enabled me to take on this new challenge. I would also like to make special mention of Elissa Linke's exceptional kindness in helping me to sort and copy everything from love letters to instructions on identifying spies ...

A year at the Kolleg is not, of course, all work; and mine was certainly not spent entirely in the leafy cloisters of the Grunewald. David and I have indulged ourselves in trips to the opera at a rate which would have bankrupted us in London. Quite apart from the range of performances on offer and the reasonable price of the tickets, we have particularly enjoyed the ability to decide to go to an opera or concert at the last minute – a spontaneity which finally turned my hesitant taste for Wagner into a fully fledged appetite. The galleries and museums have provided their usual measure of aesthetic sustenance, and the many new buildings and renovations around the city a spur to my interest in architecture (as well as an endlessly controversial topic of conversation around the dinner table!). On a less elevated note, I shall also remember the start-of-year boat trip, warmed in equal measure by brilliant autumn sunshine and *Glühwein*; trips to the KaDeWe with ace retail therapist Teri Reynolds; candlelit celebrations courtesy of Bettina Neufeind in the lovely gardens at Villa Walther; Hans-Jürgen and Monika Wagener's idyllic *Landpartie*; Saturday morning trips to our local street market in Wilmersdorf followed by the quiet lunches that came to symbolise for me the pleasures of a life without international commuting. It was, of course, a special thing to be in Berlin in the year in which it was reinvented as the capital of Germany and in which the tenth anniversary of the fall of the Wall was celebrated. (November 9th, that most significant and multivalent of dates in the history of Berlin, also happened to be the date of my colloquium ...) If I had to pick out a couple of images of my extra-Kolleg year, they would be the extraordinary evening of 9th November at the Brandenburg Gate with Britta and Tom Cusack; and the sight of the scaffolding finally being removed following the long renovation of one of my favourite buildings in the world: the former Shell (now, according to violent neon signs, GASAG) building on the Reichpietschufer.

This account of my year in Berlin should, however, focus on the Kolleg itself, and I would like to mention some of the experiences within the Kolleg, the memory of which I shall savour. The unimaginable luxury of being able to have in my office some exquisite old books has given me enormous pleasure. Particularly memorable was a beautiful first edition of Leslie Stephen's biography of his brother James Fitzjames – at one level a formal, elegant piece of late Victorian prose, but one that shifted frequently, and unexpectedly, to moments of penetrating wit, touching fraternal intimacy and even flights of imaginative fancy which brought me face to face with the father of Virginia Woolf. The great good fortune to share language group B with Ray Jackendoff, my dear neighbour Franco Moretti and Colette Pratt made the slow and occasionally humiliating process of improving my German a real pleasure. Eva Hund's inexhaust-

ible good humour in the face of our remarkably successful efforts to recreate ourselves as naughty and lackadaisical school-children has earned my enduring admiration and gratitude ... I shall also remember Thursday evenings – the delicious and inventive food, the warmth of the dining room staff, and the conviviality of these occasions among an exceptionally congenial group of colleagues. Particularly happy were the balmy summer evenings out on the terrace under the watchful, and appropriately envious, eye of Humphrey the cat. And I shall smile as I think about setting up the Christmas tree with Dieter Sadowski and Candy Shweder, amid Frau Klöhn and her colleagues' wonderful decorations, and with Charlotte Shoell-Glass' beautiful red apples and popcorn streamers; the sound of Andre Laks' piano playing drifting on the warm summer breeze; Hans-Georg Lindenberg's heroic struggles with recalcitrant technology, without which no public lecture would have been complete ...

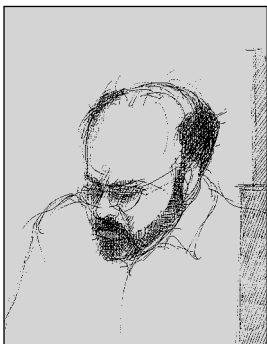
I shall also take with me some lasting memories of the common academic life of the Kolleg in the form of the weekly Colloquium. It has, of course, been fascinating to have a taste of the nature of scholarly endeavour in such a wide range of fields. This very variety, however, can pose a problem in terms of discovering shared interests and common themes. In this context, I have particularly appreciated Jürgen Kocka's incisive contributions to Colloquium discussions, which often illuminated threads of intellectual continuity across our diverse interests: in his role as Acting Rector, he set the tone for a year of co-operative yet vigorous exchanges of ideas. I would also like to thank Fania Oz-Salzberger for her elegant and generous chairing of my presentation; Elizabeth Dunn for doing me the honour of inviting me to chair hers (and, more generally, for laughing at even my worst jokes ...); and Wolf Lepenies, for listening so carefully to the "waiting to speak" story.

Finally, I want to mention the lawyers and economists group, which met in the kitchen of the Villa Jaffé about once a month during the year and which provided for me a sense of intellectual community that might otherwise have been lacking. Our discussions were enchanted by Marie Theres Fögen's warm hospitality and excellent cuisine; emboldened by liberal quantities of wine; and enlivened by Marcello De Cecco's unforgettable asides. I shall treasure the memory of these occasions: of Larry (cyberspace wizard and undisputed master of the one-word e-mail) Lessig's fascinating commentary on the Microsoft decision; Eli (surely one of the best honorary Fellows the Kolleg will ever have) Salzberger's perceptive paper on intellectual property; Dieter Grimm's blend of highest judicial experience with a keen interest in social theory; and the touching effort of lawyers and economists to speak each other's language (a process that, the systems theorists constantly told us, was quite impossible). I

would like, in closing, particularly to say how much the group members' interest in, enthusiasm for and – in the case of Eli and Larry – practical assistance with the Hart biography meant to me in the early stages of the research.

André Laks

Frische Paradies



Né en 1950, ancien élève de l'École Normale Supérieure de la rue d'Ulm, Paris, et du séminaire de philologie classique de l'université de Lille. Depuis 1989, Professeur de Grec puis de philosophie ancienne aux universités de Lille, de Princeton, puis directeur de Lille. Membre de l'Institut Universitaire de France depuis 1998. Travaux essentiellement consacrés à l'histoire de la philosophie ancienne. – Adresse: UFR de Philosophie, Université Charles de Gaulle Lille-III, B. P. 149, 59683 Villeneuve d'Ascq, France.

Il y aurait toutes les raisons du monde de le dire avec des fleurs. Mais ce sont des titres qui me sont venus.

L'Ange exterminateur, par exemple. Extrême, je sais; la surréalité, s'il n'en manqua pas, fut quand même d'un autre ordre, le plus souvent contenue dans les limites d'une aimable civilité, matiné d'un solide réalisme. Et l'on pouvait toujours, nonobstant l'intensité des forces centripétales – repas, livres, solidarité collégiale – s'arracher jusqu' à sa voiture (indispensable à Berlin: venir avec).

Les illusions perdues. Le grand absent de ce bouquet, ce fut la pointe acérée de l'exigence intellectuelle. (Il y eut des exceptions; merci à elles). Sûrement les circonstances? C'est la perception officielles. Sûrement l'année précédente, ou l'année suivante, m'auraient été globalement plus affines? (Merci à György Kurtág, de passage, pour le sourire de ses yeux, quand je lui ai dit lire le Grec ancien). Sans doute une illusion de plus; et puis, les exceptions en question n'auraient pas croisé mon chemin.

La Montagne magique. Un peu facile, mais comment ne pas y songer, vu les soins dont on vous entoure, et la plasticité du temps? En dépit de la dysanalogie, patente: non que les petits creux ne progressent pas ici (ce n'est pas de nourriture que je parle), mais le départ, pour le coup, est irrémédiablement fixé.

Ferdydurke. Pour les gros mots, et l'enfant qui se rappelle à notre bon souvenir devant les contraintes de la Forme, d'autant plus redoutable que sa souplesse, réelle et parfois même sincère (là encore, merci), sait respecter votre liberté.

La plus grande leçon, je la dois à notre bien aimé Recteur.

Ce n'est pas qu'il ait, en cette fête qui avait été fixée au 14 juillet, fait symboliquement déménager par ses acolytes secrets le piano sur lequel, jour après jour, je m'étais incorporé les 15 Inventions à trois voix de Bach. (Merci pour le piano. Il m'aurait sinon fallu en louer un, qui n'aurait pas été ni le Blüthner d'hiver, quand bien même celui-ci était inégal et trop sonore; ni le Bechstein qui l'a heureusement remplacé au printemps, même si l'obtention des *forte* exige plus de muscles qu'il n'est musicalement raisonnable.) En la matière, j'ai presque rempli le programme que je m'étais fixé: douze d'entre elles étaient dans la tête et dans les doigts, au moment du départ; et les trois dernières avaient entrepris d'y descendre.

Ni qu'il ait pour un instant brisé mon inertie webbale en me branchant sur <http://www.gutenberg.aol.de>, où j'ai pu repêcher, à sa suite, la nouvelle d'E.T.A. Hoffmann sur laquelle nous avons eu une amorce de discussion.

Non, la grande leçon vint un jour ou deux après mon exposé sur les Présocratiques, quand, me félicitant (je pense) au détour d'un couloir, il remarqua: «Oui, comme le dit Canguilhem, il n'y a pas de précurseurs». Merci pour la référence à Canguilhem. Mais j'avais à peu près voulu dire le contraire, quand, sans tomber dans les naïvetés d'une histoire Whig (je l'espère), je m'interrogeais sur la *légitimité* du récit téléologique qu'Aristote produit, dans le premier livre de la *Métaphysique*, de l'émergence de la philosophie (une première à bien des égards). J'en serais presque devenu luhmannien: des systèmes de communication, et autour, des bruits et interférences. Difficile interdisciplinarité.

Le livre que je voulais écrire non seulement n'a pas été écrit, mais s'est éloigné, au plus grand bénéfice de la science. J'ai lu ce que j'ai pu. Je me suis intéressé, en relation avec mes Présocratiques, aux avantages et aux inconvénients des discours sur l'origine; j'ai exploré les ressources du concept de différenciation; entrepris pour cela des excursions dans les classiques de la sociologie, et même de la théorie de l'évolution (merci, Franco). J'ai regardé du côté de la Mésopotamie, de l'Egypte, de la Chine. Théophraste dit en substance quelque part que ce n'est qu'à la fin de sa vie qu'un homme sait en user. Il en va de même pour la bibliothèque. Ah, si j'y avais accès, *maintenant!* Merci quand même; il n'a tenu qu'à moi.

J'ai appris l'allemand que je connaissais: merci à Eva Hund, dont la pédagogie douce (trop douce?) m'a délié la langue. Ce furent des heures très humaines, tout comme le furent, et plus encore, ces demi-heures de polonais que Katharina Speder m'a accordées, prises sur un temps qui, lui, n'avait rien d'élastique. Un grand merci à elle.

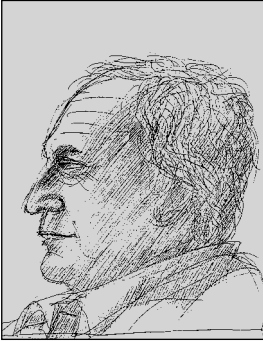
Un avant-dernier mot. Les conjoints sont merveilleusement traités. Comme ils n'ont pas la parole, il me revient de le dire. Si vous n'arrivez

pas à entrer au Collège, faites-le par l'intermédiaire de votre conjoint. Merci pour elle, sans grain de sel.

Retour à la cuisine. *Frische Paradies*, c'est là qu'il faut aller, pour trouver, entre beaucoup d'autres choses, un bon poisson frais, pas cher. On combine avantageusement cette escapade avec quelques longueurs à la piscine de la *Krumme Straße* (Neue Halle). Voiture indispensable.

Claus Leggewie

Ciao, Berlin!



Geboren 1950, studierte von 1968 bis 1974 Sozialwissenschaften und Geschichte in Köln und Paris und ist von 1974 an als Hochschullehrer tätig, zunächst am Institut für Politikwissenschaft der Universität Göttingen, seit 1989 als Lehrstuhlinhaber an der Gießener Justus-Liebig-Universität. Zwischenzeitlich lagen Forschungsaufenthalte in Algerien, Frankreich, Österreich und den USA, darunter als Gastprofessor an der Université Paris-Nanterre, als Fellow am Institut für die Wissenschaften vom Menschen (IWM) in Wien, als erster Inhaber des Max Weber Chair (1995–1997) und Fellow am Remarque Institute der New York University. Er war beteiligt am Forschungsschwerpunkt des Landes Hessen zum Thema „Nationale und kulturelle Identität“ und arbeitet derzeit am Gießener DFG-Sonderforschungsbereich „Erinnerungskulturen“ sowie am dortigen „Zentrum für Medien und Interaktivität“ mit. Er publiziert in Tages- und Wochenzeitungen und ist als Politikberater unter anderem im „Forum Informationsgesellschaft“ und im „Rat für Migration“ aktiv sowie Mitherausgeber der Zeitschriften *Transit* und *Blätter für deutsche und internationale Politik*. Am Wissenschaftskolleg beendete er *Amerikas Welt. Die USA in unseren Köpfen* (Hamburg, Hoffmann und Campe, 2000). – Adresse: Institut für Politikwissenschaft, Karl-Glückner-Straße 21 E, 35394 Gießen. E-Mail: claus@leggewie.de

Was nach Abschied klingt, ist in Wahrheit eine Begrüßungsformel – mit anderen Worten: Zu den Altfellows, die (wenigstens) ein *pied à terre* in Berlin behalten haben, stößt ein weiterer hinzu. Die Stadt hat uns bezirzt und gefangengenommen, mehr noch als New York in den Jahren zuvor. Und einem Politikwissenschaftler konnte gar nichts Besseres passieren, als zu einem Zeitpunkt in Berlin anzukommen und erste Wurzeln zu schlagen, da auch die politische Klasse dort gerade eingetroffen war und sogleich einen Korruptionsskandal hinlegte, wie ihn die Bundesrepublik noch nicht gesehen hatte. Was den Bürger stört, kann dem Profi Freude

machen – was allerdings nicht für das (vorläufige?) Ergebnis dieser „Affäre“ gilt, auf die wir weder strafrechtlich noch zivilgesellschaftlich angemessen reagiert haben.

Gelegenheit zu Feldforschung und Politikberatung bot sich mehr, als man im stillen Grunewald eigentlich wahrnehmen wollte. Aber noch mehr Ablenkung bot die Stadt selbst mit ihren Gelegenheiten und Widersprüchen – die Tänzer und Theatermacher im nahen Westen und die wilden Dichter im gottlob nicht mehr so fernen Osten – man darf jetzt ja nach 24 Uhr zurück ... Aber da sind noch viele Schneisen und Brachflächen in wüstem Terrain, durch das wir gepirscht sind wie Stadtindianer. Und zwischen Kaffee Burger („Russendisko“) und Kanzleramt steht jetzt unser Koffer in Berlin.

Dessen Bewohner uns imponiert haben. Wie hatte man uns nicht gewarnt vor Ruppigkeit und Feindschaft! Aber selbst in Bussen und Taxis herrschte jene abgeklärte Gelassenheit vor, die eine werdende Metropole auszeichnet, und ansonsten erlebt man eine Bodenständigkeit, die dem präventiven Westen gut täte. Es soll nicht zynisch klingen: Aber der Reichtum dieser Stadt könnte in ihrer relativen Armut liegen (während New York glatt wird vor lauter Geld und nicht mehr so kreativ sein kann). Und in der (meist friedlichen) Koexistenz der Berliner Gesellschaften, aus der sich eine „Berliner Gesellschaft“ bitte niemals hervorheben möge.

Man will wissen, welches Arbeitsprogramm (und wieviel davon) wir vollendet haben. Das Amerika-Buch ist mit Ach und Krach fertig geworden, dazu flankierende Aufsätze und Artikel zum übergreifenden Thema „transnationaler sozialer Räume“, welche die Grundthese von „Amerikas Welt“ verdeutlichen: Daß in Amerikas Transnationalität seit jeher die Potenzen der Weltgesellschaft angelegt waren, vor deren Widersprüchen die Vereinigten Staaten immer wieder zurückschreckten und auf sich selbst zurückzogen. Und daß die Selbstamerikanisierung der USA als Muster der Amerikanisierung der Welt diene, die als Selbstamerikanisierung weitergelaufen ist und am Ende des *american century* Autorschaft wie Image der „USA in unseren Köpfen“ verblasen ließ.

In dieses Gebiet – nennen wir es: interpretative und imagologische Ansätze in der Politikwissenschaft – gehörte auch mein Abendvortrag über „Moscheekonflikte und religiösen Pluralismus“ am Kolleg, auch zur Einleitung eines eintägigen Workshops mit Kollegen verschiedener Disziplinen, der unserem gerade erst angelaufenen Gießener Forschungsprojekt mächtig Schub verlieh. Es brachte zugleich die besten Seiten nicht nur der perfekten Infrastruktur des Wiko, sondern des hier gepflegten akademischen Gesprächs zum Vorschein – gemeinsame Anstrengung an Begriff und Sache. Die Stärke des Kollegs sind solche eher ungeplanten Zusammentreffen mit Kollegen anderer Disziplinen, unter denen mir

besonders die visuell begabteren ein kleines Licht aufsetzten. (Ein paar Fingerübungen finden sich im Amerika-Buch.)

Merkwürdigerweise wuchs neben der (ja nicht ganz neuen) Neigung zur Hauptstadt auch die Liebe zur Provinz. An meine Universität nach Gießen zurückzukehren, entlockt mir keinen Seufzer der Verzweiflung über die Niederungen der Massenuniversität, ich freue mich vielmehr darauf, die Erkenntnisse, die mir während der zehnmonatigen Auszeit aus dem akademischen Alltag gekommen sind, für einen frischen Start am gewohnten Ort nützen zu können. Mit 25 Berufsjahren (kurz zuvor in einer dienstlichen Urkunde dokumentiert) ist man ein zu alter Hase, um sich davon durch die nächste Marathonsitzung an Institut und Fachbereich abbringen zu lassen, aber die weiteren knapp 20, die ich noch vor mir habe, will ich nicht in Spardebatten und Frustration verbringen. Und einen Schritt in diese Richtung soll das daheim in Mittelhessen in Gründung befindliche „Zentrum für Medien und Interaktivität“ (ZMI) tun, an dem ich mich auf die Zusammenarbeit mit Wirtschaftsinformatikern, Computerlinguisten und angewandten Theaterwissenschaftlern freuen darf.

Wer das Privileg des Kollegs genossen hat, schuldet daheimgebliebenen Kollegen und vor allem den Studierenden Ideen und Innovationen. Wenn ich in Berlin etwas vermißt habe, dann waren es exakt die Lehrveranstaltungen, die Kollegen mit Drang zu Höherem so gern (und mit bisweilen derben Flüchen auf die „Studis“) fliehen. Bisweilen habe ich mich bei einem Kollegen an FU und HU eingeschlichen. Während der Berliner Auszeit lief die verdruckste Debatte über die schon jetzt verkorkste Hochschulreform weiter, die sich auf Medien (Unis ans Netz) und Moneten konzentriert, wo es um Werte und Ziele universitären Lehrens und Forschens ginge. Und hier werden, oft übrigens unter Hinweis auf Amerika, falsche Leitbilder angeboten, deren Korrektur geboten ist und Nachdenken über die Rolle des „Gelehrten“ in der „Wissensgesellschaft“ erfordert. Viele akademische Verkehrsformen und Routinen in Lehre und Forschung sind überstrapaziert und ausgelaugt: das übliche zweistündige Seminar im Wochenturnus durch den konträren Kalender des flexibilisierten Arbeitsmarktes, in den Studierende mit Jobs von Beginn an eingespannt sind; das ihnen dargebotene und abverlangte Prüfungswissen, das in der Regel nicht nur am Bedarf heutiger „Wissensarbeiter“ vorbeigeht, sondern auch nicht zu den Kernfragen menschlicher Existenz vorstößt, die heute eher außerhalb der Universität gestellt werden; dementsprechend überholt sind auch die gängigen Deliberations- und Präsentationsformate der akademischen Zünfte: Konferenzen und Tagungen verbreiten meist Langeweile, Rezensionen und Begutachtungen sind ritualisiert – manches muß wohl neu gedacht werden.

Aber nicht neu erfunden. In die Irre führen die neuen Leitbilder, die der Wissenschaft heutzutage angeboten werden: Wissenschaftler als Unternehmer und als Prominente. Letzteres geschieht unter der an sich richtigen Prämisse, man solle die im Elfenbeinturm gewonnenen Erkenntnisse nicht für sich behalten, sondern ihre Relevanz dem interessierten Publikum darbieten. Dagegen ist so lange nichts einzuwenden, wie es noch um Inhalte geht und nicht bloß um das Gesicht auf der Medienoberfläche, das Statement für den schnellen Verbrauch, die Kurzformel für die Infoelite – oder auch deren Gegenüber. In Berlin habe ich in einem total überfüllten Saal mit einem geschätzten Soziologen und prominenten Globalisierungsgegner zu diskutieren versucht, der von Statur und Selbstverständnis her völlig anti-prominent ist, sich aber, aus freien Stücken und auf Kosten einer unhintergehbaren Komplexität, von verehrungsbereiten Anhängern zum Guru degradieren läßt. Das schadet der Soziologie, aber auch dem politischen Ziel einer alternativen Globalisierung, das ich weitgehend teile.

Wie die Wissenschaft ihre relative Autonomie gegenüber dem Mediensystem verteidigen muß, soll sie auch der Versuchung des Wissensmarktes widerstehen. Es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn Wissenschaftler sich endlich weniger als verbeamtete Staatsdiener begreifen und unternehmerischer werden, aber das Leitbild des Unternehmers dürfen sie nicht übernehmen. Wissenschaft steht, wie Robert K. Merton es einmal ausgedrückt hat, im Bezug auf das geistige Eigentum dem Kommunismus näher als dem Kapital, und obwohl man nicht naiv zu sein braucht, was Vermarktung von Wissen betrifft, ist der laufenden Privatisierung und Kommerzialisierung der Universität entschieden zu widersprechen. Die „Allmende des Wissens“, von der ich am Kolleg ein Stück betreten und profitiert habe, darf nicht auf ein paar sattgrüne Almlagen in luftiger Höhe beschränkt bleiben. So geht es, frisch gestärkt, zurück in die Provinz. Und wenn uns dort die Decke auf den Kopf fällt, wissen wir ja, wo wir gut aufgenommen werden und willkommen sind.

Lawrence Lessig

The Country of the Blind



Professor of Law, Stanford Law School. JD, Yale Law School; M. A. Philosophy, Cambridge University; B. A./B. S. Economics, University of Pennsylvania. Author of *Code and Other Laws of Cyberspace* (Basic Books, 1999), and *Open Code, Open Culture* (Random House, 2001). – Address: Stanford Law School, 559 Nathan Abbott Way, Stanford, CA 94305, USA.

There's a well known story by H.G. Wells of a man who stumbles into a valley where the natives are blind. After spending some time with the people in the valley, a doctor from the valley determines what troubles the man. "His brain is affected," the blind doctor says, with "[t]hose queer things that are called the eyes." The man's troubles would be eliminated, the doctor opined, with "a simple and easy surgical operation – namely, to remove these irritant bodies" – the eyes.

Over the course of our extraordinary year at the Wissenschaftskolleg, I came to see myself as the blind doctor within our tribe. It was my game to suggest that we give up the many different languages that might float about in the Kolleg, and select the single language most could speak, English. The analogy is not perfect, but the direction is right: Mine was the argument that we give up the richness of multiple languages, and fix on a single language that most might understand. That we should acknowledge the natural handicap of most from my nation – mono-linguality – and speak in the single language that we could speak well (of course not as well as the English would have us, but well enough.)

This handicap of course was not actually shared by all the Americans among us, and there were some who were eager to be pushed to learn. But this picture of English-only Americans, with the world conforming to our language, did raise, even in me, a real anxiety. That while the world is filled with people who speak more than one language, while Europe is filled with people who take it as given that people ought to speak more than one language, I come from a nation where only a single language is

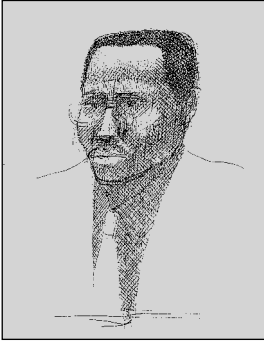
thought necessary, and where by virtue of the power of this nation we push this single language on others as well.

This pushing, no doubt, feels to many as the blind doctor's operation feels to most readers. But over the year, the ambiguity in the story became increasingly salient to me. For there is certainly a sense in which the effectiveness of the community of the blind is indeed sustained if some are not troubled by the visions of the sighted, as the community at the Wissenschaftskolleg is increased if we selected a language that even the handicapped could speak well. But efficiency cannot be bought without a sense of the loss, equally grotesque depending upon your perspective.

This is the lesson for an American in Europe – the undeserved dominance of a culture, and the ways the world bends to acknowledge that dominance. No doubt not the most interesting in the collection of lessons that the community on Wallotstraße taught, but the one I will reflect on most often and with the greatest unease.

Elísio Salvado Macamo

African Work and a Painful Farewell



I was born on 21st December 1964 in the small town of Xai-Xai in southern Mozambique. I studied sociology at the University of North London, where I received my M. A. in Sociology and Social Policy in 1992. I defended my Ph.D. dissertation on “Über den Zusammenhang von Afrikanistik, Moderne und Antimoderne – Versuch einer Kultursoziologie der Bedeutung der Moderne in Afrika” at the University of Bayreuth in 1997 (published as *Was ist Afrika? – Zur Geschichte und Kultursoziologie eines modernen Konstrukts*. Berlin: Duncker & Humblot, 1999). From 1997 until 1999, I was a post-doctoral researcher at the Institute for African Studies of the University of Bayreuth and carried out research on the influence of a Protestant mission on the work ethic in southern Mozambique. I spent half a year as a research fellow at the Centre for African Studies at ISCTE, Lisbon, before becoming an AGORA-Fellow in October 1999. Currently I am an assistant professor at the department of development sociology at Bayreuth University, where I am researching local interpretations, prevention and mastering of disaster in Africa. – Address: Lehrstuhl für Entwicklungssoziologie, Universität Bayreuth, Hugo-Rüdel-Str. 10, 95440 Bayreuth.

My initial contact with the Wissenschaftskolleg was just as surreal as the year has been. I was conducting field research in rural Mozambique on the influence of a Swiss Protestant mission on the work ethic of its African converts. I had taken time out from the field to give a talk at a university in the capital city, Maputo, when I was surprised by a phone call from my wife in Germany, who told me a letter signed by Wolf Lepenies, Jürgen Kocka, Yehuda Elkana and Rüdiger Wehner had arrived. It was an invitation to a meeting at the Wissenschaftskolleg. And it was on April 1st! Since this telephone call was slightly before the deregulation of the telecommunications market in Germany, I took the cost of an overseas call as a validating premise for my all-too-eager readiness to believe in the existence of the letter.

The subsequent months, prior to being invited as an AGORA-Fellow to the Wissenschaftskolleg, turned out to be quite an enriching experience. One factor that contributed to this was the initial lack of clarity regarding the project itself. While the Permanent Fellows leading the whole enterprise had been careful to set out the themes – *Arbeit, Wissen, Bindung* – before convening the meetings, they did this by producing a catalogue of questions. In the meetings that soon followed in quick succession, each one of us was encouraged to rethink his own material in the light of the catalogue, thereby generating new questions, new avenues and common strands. This processual manner has been characteristic of the way AGORA has functioned; and fortunately so, as I feel inclined to add, for, given the different disciplines and theoretical perspectives represented in the group, any other approach would have stifled communication.

Once I was more or less sure I knew what AGORA was about, I decided to contribute with a reflection on the relationship between work and societal organisation in Africa. There used to be a time when the relationship between work and Africa was not obvious, but thanks to a more sophisticated definition of the concept of work – which in recent German anthropology has found its most outspoken advocates at Bayreuth University – I did not feel like I had to take up those old issues. Indeed, encouraged by this new anthropology, I thought it more useful to follow a well-beaten path in sociology, which consists in articulating social facts/action with society at large. My theoretical interest was in the possibility of reading society through notions and practices of work.

I came to the Wissenschaftskolleg with the idea of doing this with particular reference to Max Weber's definition of social relations. Not only did this reverential bow to a sociological classic who had inspired my previous work on the Protestant mission in Mozambique seem sensible, but I also felt that there was a lot to be gained analytically from conceptualising work as a social relation. For a start, work is action in the socially meaningful way in which Weber grounds his sociology. Work as social action lends itself to all sorts of sociological transformations in accordance with Weber's action types. This, I believe, reduces its complexity to manageable proportions. Second, if a social relation is a category of social action, then it seems to me that, to the extent that work involves cooperation or conflict, it is also a social relation in a very basic sense. This too, I believe, renders work as a conceptual category in sociology even less complex.

Armed with these rudimentary ideas, I came to the AGORA project of the Wissenschaftskolleg bent on exploring the analytical implications of conceptualising work in Weberian terms. I was particularly interested in the distinction Weber made between social relations that can go the way of "Vergemeinschaftung" and those that go the way of "Vergesellschaftung".

tung". Given that this distinction appeared to me less normative than Durkheim's dichotomy between mechanical versus organic solidarity, I thought it offered me a useful framework to discuss the ambivalent impact of modernity on African societies. My material on the influence of the Protestant mission on the work ethic in southern Mozambique seemed to suggest a tension between the spread of what, for simplicity's sake, and following Weber and Wolfgang Schluchter, I call "methodic way of life" and the continued resilience of traditional forms of association. Indeed, the evidence appeared to show that the Protestant ethic had been adopted on local terms. People looked for and embraced the new opportunities colonialism and Christianity offered to lead a life largely consistent with the values claimed by Protestantism as its own, and yet they went on organizing their social relationships in terms that betrayed a lack of confidence in the superiority of organic forms of solidarity.

In the months I spent at the Wissenschaftskolleg, I came to think of this tension more in terms of how Christianity had actually been used by Africans as a resource in their attempts at coping with social change against the background of a rather precarious existence. Two factors were instrumental in bringing me to this line of thought. One was the general consensus within the AGORA group concerning the analytical usefulness of looking at the history of colonialism not only as one of European expansion and conquest, but also as an entangled one, involving a high degree of hybridity and mutual influences. The other factor was the attempt that some of my AGORA colleagues working on work and I embarked upon. We tried to develop an analytical framework within which to make sense of modern work. We placed a lot of emphasis on codified work, which directly led me to look more closely at Portuguese attempts to introduce modern forms of work organisation in Mozambique towards the end of the nineteenth century. Both factors allowed me to appreciate more fully the role of work in the organisation of society and how misleading approaches can be that seek to account for work in terms of cultural essences and not in terms of historical process.

My year at the Wissenschaftskolleg was one full of ironies. Given the traditional view on the relationship between Africans and work, I always found it amusing to be working on work in Africa. This always kept me in high spirits. Doing that work in Germany was another source of pleasure. Even more ironical, though, was the whole context. The Wissenschaftskolleg rightly prides itself on being an institution that creates an environment that allows Fellows to work in comfort. Work at the Institute becomes a pleasurable activity. And yet, having to peruse Swiss missionary diaries and reports containing accounts of how hard and painful work under the blazing hot sun of southern Mozambique was conducive to

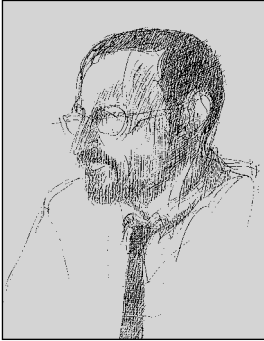
salvation, I always felt rather ashamed that my way there was paved by the efficient bureaucracy of the Institute. Not that I would have preferred otherwise.

Another irony had a professional character. I came to the Wissenschaftskolleg as part of a project that also wanted to give younger scholars a chance to improve intellectually. The Institute's name, however, carries so much prestige that in the public imagination any Fellow is just as bright as is to be expected. I learned, therefore, to listen and to think carefully before I uttered any word, for I was constantly aware of the high expectations surrounding my status as a Fellow. This was perhaps the most rewarding intellectual experience I had in my Fellowship year. Needless to say, I profited enormously from conversations with older and more established colleagues and from exchanges with my fellow AGORA-Fellows and their fascination with new ideas and theoretical perspectives.

All that I can say by way of a conclusion is that the year at the Wissenschaftskolleg was an intellectual, personal and social gift. It is amazing how one can get used to people to the extent where saying farewell becomes painful. Perhaps, if I may make suggestions for the future, there should be no "Abschiedsfest", for festivities sometimes lower the threshold for misunderstandings that can hardly be repaired at such a late stage and, at any rate, one never really takes leave of the Wissenschaftskolleg. Once a Fellow, always a Fellow; and this is a tribute to the sense of community that the Institute and its diligent staff are able to foster.

Franco Moretti

Millimeter Autobahn Trees



Franco Moretti teaches English at Stanford, where he directs the Center for the Study of the Novel. Has written *Signs Taken for Wonders* (London, 1983), *The Way of the World* (London, 1987), *Modern Epic* (London, 1996), *Atlas of the European Novel* (London, 1998). – Address: English Department, Stanford University, Stanford, CA 94305, USA.

Winter was best. October's leaves were lovely, and the light of spring, people smiling ... But winter was best. Cold dark rain, and you don't know Berlin, go out in the drizzle, can't see, catch a cold (two, three, four) ... And the shape of the city slowly forms itself in the rain ...

So ugly. But ugly makes it easy to love. (Milan ...) Houses like wooden blocks of childhood, full arches, triangles on top, round columns, colors, rectangular balconies, odd square-angled bow windows ... The same module everywhere (and you always feel at home, safe), but with a little park here, an oddly sliced corner there: so there's always the hope of a little surprise, a reason to take another turn, just one ...

Treptower Park, twilight, no one walking among Stalin's words ... then, returning, that insane little park below street level (Neukölln? Rixdorf?), and the toy train store near (of all things) a railyard, more cold Saturdays, Sundays, Friedrichshain, you wonder what life would be like here, Lichtenberg, Hoenerweg, tombstones right under your windows, what is it like at night, Allee der Kosmonauten and the Kino Sojus, Schönhausen, this Garbatella-am-See, Käthestraße, what is it like here in the fog ...

In May, an old friend visits, and you say: I wish I could live here. Forever.

Incredible people work here. They see you every day, and never get tired of your petty narcissism, your commonplaces, your silly discoveries (which they hear every year) ... The aristocratic aplomb of C, the odd brilliance of G, the sunshine of A's smiles, and the irony of BN's grins, those fantastic morning chats with B (Barenboim and Brahms! Wie gemein!

Now, Mahler...), the gentle generosity of K. And you, intenserious E., Hello.

They, and more, worked for us: incredibly well. But this sounds bureaucratic. The greatest thing they did for us – for me, certainly – was to be the way they are. Amazing, unforgettable people.

You get bolder, no more Bus 119, no Grunewald Bahnhof; a city map, the car; and, to avoid the Kudamm (which you hate), you take to the Autobahn. In this lucky corner of Berlin, where the two Autobahns meet. North and east.

North runs the Autobahn of Life. It takes you to Tegel, to park under the bellies of planes, pick up the people you love, on the way look at slim Siemensstadt, the pretty woman with the aviator's helmet on the sand-colored house (Berlinische Leben), on, to rote Wedding and easy-to-love Prenzlauer Berg, and the German adolescent cult movie you decide you must see, and end up with two hundred old ladies, understand very little (and still wonder, what were they doing there?)

And the Autobahn of Life also takes you to Sachsenhausen, where life was destroyed. On the last day of the century; but the camp is closed. Teri and you look in from the outside, return in the spring.

Every human being begins by reflecting on life as a whole, but the more he reflects, the narrower he becomes. When he is fully mature, the person in front of you knows a specific square millimeter as well as two dozen people, at most, in the entire world, and he sees clearly that all other people who don't have the same knowledge are very stupid about his business, and yet he cannot change his place, because if he moves as much as a micro-millimeter, he too will be stupid.

Musil, The Man Without Qualities. Intelligent. Too much, if you are in a place that nudges you out of your micro-millimeter, and surrounds you with people who are several miles away. So, what happens? What happens, at eleven in the morning on Tuesday? Do we become a Parallellaktion of contemporary culture, inhabited by the ghost of Musil's Arnheim (whose real-life prototype was assassinated across the street)?

No, no Kakania. But the spirit of the times is not on our side. There are sparks, now and then, but we never catch fire. And the problem is not the division of intellectual labor, Weber's Spezialisierung and Scheuklappen – these are conditions of scientific work, not obstacles, A. and you agree in winter walks around the lake – and besides, you never feel excluded by a talk's "language". Maybe we try a little too hard to find a common denominator, and become a little too un-specialized in the end? After all, the Zeitgeist has outlawed the term "method". (When did you last hear it? Did you ever, this year?) And we are the (aging) children of our time.

East runs the Autobahn of Art. Philharmonie, Vermeer, Tempelhof, and the Komische Oper, Neukölln, that fourth floor, the long narrow cafe over the passage ... Tickets at the last minute, tired, slump in the seat, not sure what's playing, then the music begins, you smile, *Ariadne* ...

Try to explain, one evening, the idea you're so proud of – Berlin as the City Where the Second-Rate is Great – and are suavely advised, try the first-rate sometime ... Really?! But what counts is what can be found in ten places, not one, found every day, in many forms, without genuflection, as if it were TV, not the mass ...

And Berlin gives you this present, the intelligent adolescence you never had, the keen messy hunger for culture, mixing levels, transfixed by Bach's cello suites and *Der Kaiser von Atlantis* (you go twice in a week ...), enjoying silliness (that insane drive to that Köpenick school for *Frau Luna*, Berliner *Luft-Luft-Luft*, clapping, happy ...), the only adult at that show for schoolchildren an der Parkaue (*Frühlings Erwachen*, of all things), the last show of the old Schaubühne, the new ...

You have not written essays in years, only talks and book chapters, have forgotten the challenge of the form. Presenting technicalities (narrative tempo, free indirect style, descriptions) as if they held the secret of life (you write about the ethos of seriousness, which you hold very dear). Alchemy. And at this, you are not bad. But then, the openness of the essay, radiating out, freely. Writing once in your life, just once, like Mahler: holding unrelatedness and contradictions in front of you, instead of suppressing them. Once. This year, you have the time.

You try. You fail. Cannot accept the independence of the pieces, cannot make sense of it. You feel lost; and in the name of clarity, cut the piece again and again. Better. More logical. Structured. And you will never, but never, write like Mahler.

Write in the living room, beautiful, made of windows, grey morning afternoon sun rain night. Surrounded by trees: red, black, white, green. Berlin. Climb and stay there, Cosimo, baron in the trees. The horseman will come, "I am Prince Bolkonskij, farewell".

Tazeen M. Murshid

Re-inventing the Self



Tazeen M. Murshid is a historian and social scientist, currently engaged in research on gender and law in colonial and post-colonial South Asia, examining specifically issues of female autonomy and gender violence in relation to family and criminal law. She was a Fellow of the Institute for Advanced Study at Berlin during the year 1999–2000. Now she is a Research Associate of the Centre for South Asian Studies, University of London, and of the Institute of European Studies, Free University of Brussels. As a Senior Lecturer, she taught history and politics in the School of Arts and Humanities, University of North London. She has also taught as a Lecturer in History at the School of Oriental and African Studies, University of London. She has had a long association with St Antony's College, University of Oxford, both as a Research Fellow, Senior Member and as a research student. She has been a Visiting Scholar at the Modern Asia Research Centre at the University of Geneva, Homerton College, University of Cambridge, and the Asiatic Society of Bangladesh in Dhaka. She obtained her D. Phil degree from the University of Oxford, where she was awarded the Frere Exhibition for Indian Studies. She has written on intellectual and social history as well as on contemporary political and educational concerns. Her publications include: *The Sacred and the Secular: Bengal Muslim Discourses, 1871–1977* (India: Oxford University Press, 1995); "Democracy in Bangladesh: Illusion or Reality", *Contemporary South Asia*, 4 (2) 1995; "Law and Female Autonomy in Colonial India", *Journal of the Asiatic Society of Bangladesh*, Summer 2001 (forthcoming). – Address: Champ du Vert Chasseur 16, 1000 Brussels, Belgium.
E-Mail: tmurshid@hotmail.com

If it is possible to re-invent the self after routine duties over the years begin to numb the senses, then this was my hidden agenda for the millennium year spent as a Fellow at the Wissenschaftskolleg zu Berlin. It was a year of great expectations, an opportunity to challenge the intellect and break the mould of well-trodden journeys. Thus, the quest was to be both an academic and a personal one. The final assessment of such an undertaking can only be a subjective one.

It has been a good and happy year, though not without some trepidations. My daughter, Dina, had just turned eight on arrival and is now nine at our moment of departure. Changes of school, language, friends can be both trying and rewarding. But since I had already been commuting between London and Brussels for two years and Dina resented my absences, it seemed like a good idea to have her with me in Berlin, although my husband, Willem, could not join us except for fleeting weekend visits.

My year in Berlin began with a hiccup. A minor road accident on my second day left me feeling jinxed. My insurance paid up, since it would be difficult to prove that I was stationary at the low-priority crossing, in the absence of witness statements. Other initial hurdles came in the form of failed child-care arrangements. Our au pair did not get a visa to come from Bangladesh, presumably because immigration authorities feared some handsome youth would marry her and keep her in the country. The local au pair agency sent me a Ukrainian girl who wanted to live in with her boy-friend. Then a thirty-year-old Spanish lady flew in amidst the November snow only to realize the following morning that La Palma was more cheerful after all! For the next two months, a Zanzibari student shared her time between two families and frequently wanted to change the arrangements. So that deal collapsed. We found our Israeli babysitter, Renata, through a student agency, TUSMA, recommended to me by Frau Nettelbeck. She has been with us since January and has been a great source of support to me and a friend to Dina. Although friends and neighbours have been very helpful, it was only after Renata's arrival that I could concentrate on my academic work.

The good and the bad came together as they always do. That was both worrying and reassuring. Surely, things would get better. Surely, I would write my great piece, and think my deep thoughts. Well, subsequently, things did get better. But time began to weigh heavily upon me. The refrain began to echo again and again in my ear:

And at my back I always hear, Time's winged chariot drawing near.

My public lectures began in February. Until then, I had been frantically collecting data, primarily published court cases brought by Indian women during the period 1920 to 1947 in the High Courts of Lahore and Calcutta

and the Chief Court at Lucknow. Frau Bottomley of the library graciously allowed me to have a shelf for these volumes so that I would not have to carry them up and down to my room. But now I had to make sense of this information in the light of published literature in the field. To recall Robert Gernhardt's poem "Immer", everyone else seemed to have already found his or her voice. And that was no consolation!

The next few months to date have been hectic, as I tried to meet external and self-imposed deadlines, give lectures, and organise conferences while trying to squeeze in a few breaks with my family. I presented papers in London, Brussels, Berlin and Heidelberg.¹⁾ I convinced Dieter Sadowski to co-organise a one-day conference on Bangladesh, a much-neglected region surrounded by lofty neighbours who claim most of the international attention. Several other Fellows lent their support to this initiative: Gadi Algazi, Elisio Macamo, and Abdelmajid Charfi. My external collaborators in this venture were Professor Lütt of Humboldt University and Mr. Anwarul Masud, the Ambassador of Bangladesh.²⁾ I also contributed to several research conferences organised by others in Berlin³⁾.

My research project at the Wissenschaftskolleg was to embark on a study that had been germinating in my mind over a number of years; it was titled "Perceiving Women: Social Mores, Legislation and Change". My Oxford D.Phil. thesis had just touched on the charged question of women's emancipation and the religious and secular moorings of debates concerning the rights of women. More recently, the rape and death of young women in police custody and by marauding gangs seemed to indicate that South Asian societies had regressed further from a state of social anomie to that of mindless anarchy. The notion of the "rule of law" was mere rhetoric and applied least to the institutions of law enforcement. The spectre of burning brides as ransom for dowry has come to haunt India since the sixties and Bangladesh since the eighties. Was this a new phenomenon, or was it always so? What is qualitatively different today from yesterday, I began to ask myself. It appeared as if women, once regarded as worthy of protection and desire, had become objects of contempt, dis-

1) Centre for South Asian Studies, School of Oriental and African Studies, University of London; Department of Sociology, Université Libre de Bruxelles; Department for Asian and African Studies, Humboldt University; South Asia Institute, University of Heidelberg.

2) "Bangladesh Today: Democracy, Development and Governance" with presentations from both European and Bangladeshi scholars (July 1, at Jagdschloß Glienicke, Berlin).

3) The Workshop on *Family and Family Law* and the AGORA Workshop on *Globalisation* proved extremely useful for my own research.

regard and exploitation, on a large scale. I wanted to historicize the perceptions of women to qualify and explain these anomalous developments in societies where the image of the mother is held sacred, and where women become presidents and prime ministers.

Although my initial plan was to compare Lahore, Lucknow and Dhaka from 1920 to 1970, I decided that it would be much more manageable to focus on Bengal and Punjab during the colonial period, although not treating the dividing line of partition in 1947 as sacrosanct. At the same time as I was dealing with published records which came primarily from High Court rulings, I had to examine the Calcutta holdings, rather than Dhaka. The latter would have to wait for further fieldwork in the district court record offices in the region.

The approach to my subject was modified in various other ways as well. I had planned to study family law, but decided to examine criminal law as well: the secondary literature search confirmed my impression that the former had been well researched, but not the latter. This choice allowed me a wider range of contexts from within which to examine attitudes to women and the fraught question of female autonomy.

The literature review also demonstrated that the changing status of Muslim women had not been adequately historicized. However, I do not believe that Hindus and Muslims belonged to watertight compartments. They were often subject to the same laws, presented to one group as Islamic and to the other as Hindu, the clause on the restoration of conjugal rights, derived from ecclesiastical law, being a case in point. Thus, instead of following the well-trodden path of Hindu or Muslim history, I focussed on issues and, wherever applicable, drew from cases that affected both categories of women. Indeed, the category of *pardanishin lady*, was applied to both in rather similar contexts.

The analysis of court cases led me to an unexpected area of enquiry: the relationship between the role of the state and the dominant perceptions of women, through the prism of law as an instrument of state control. Curiously, in India as in parts of colonised Africa, the new and “modern” restrictions on female autonomy, such as on financial independence or unhindered movement in public as well as patriarchal control, were regarded as culturally authentic and “traditional”. I came to question the purpose of law in general and of colonial law in particular. This appeared to be inextricably linked to the nature of the state and the worldview of statesmen and judges. The stamp of the English mind was indelibly imprinted upon the Indian legal system and mentality, so much so that, even after years of independence, old and obsolete laws remain undisputed as part of South Asia’s traditional heritage.

While grappling with the question of the purpose of law, the discussions of the *Lawyers and Economists Group* – consisting of Dieter Sadowski, Marie Theres Fögen, Marcello De Cecco, Eli Salzberger, Lawrence Lessig, Stephan Voigt, Nicola Lacey, Hans-Jürgen Wagener, Dieter Grimm and myself – proved helpful: for example, the contextualisation of law in clear political and economic terms; its relation to the discourse of justice and rights; questions of liability and conscience, etc. As a historian, I was less concerned than some of my other colleagues about the claims of systems theory or the wariness of economic determinism, which was perceived to be encroaching into all spheres including law.

The Working Group on *Modernity and Islam* provided another forum within which to raise pertinent questions. The theme of “Notions of Law and Order in Islamic Societies” provided a comparative frame. Of particular interest to me were the topics presented on the Central Asian states under Tsarist rule, Palestine under the Crusader French and the Ottoman Middle East. The comparisons made with colonial India confirm again and again the notion of the “modernity of tradition”, which was often liberal and negotiable, but which was replaced by the “tradition of modernity” which was frequently rigid and inflexible.

Vinh-Kim Nguyen

From an Ethnography of the AIDS Industry in French West Africa to a Critique of Biomedical Knowledge and Practice



Vinh-Kim Nguyen is associate physician at the Immune Deficiency Treatment Centre of the Montreal General Hospital and Assistant Professor in the Faculty of Medicine at McGill University. He is clinically specialized in the care of patients with HIV disease and teaches in the Faculties of Medicine and Arts and Science on clinical and psycho-social aspects of HIV/AIDS. He is involved in clinical research and care at the Immune Deficiency Treatment Centre of the McGill University Health Centre and with community-based projects in West Africa. He was born in London and trained in Montréal and Paris. Publications: "On Medical Experience, Transcultural Psychiatric." *Research Review* 32 (1995): 385–393. "Non-governmental organizations." (with J. O'Malley and S. Lee) In *AIDS in the World II*, edited by Jonathan Mann and Daniel Tarantola (London, 1996). *Entre le global et le local, entre la violence et la guérison. Spirale* 154, 10 (1997). – Address: Centre de traitement de l'immunodéficience, Immune Deficiency Treatment Centre, A5-123 Hôpital général de Montréal, Montréal, Québec, Canada H3G 1A4.

I was honoured to receive a fellowship to attend the Wissenschaftskolleg zu Berlin for the 2000/2001 academic year as a member of the AGORA project. This year offered a valuable respite from clinical duties in Montréal to concentrate on my doctoral dissertation in Medical Anthropology.

The research project concerns the HIV/AIDS epidemic in West Africa as a case study of the relationship between epidemics and social change.

My work in Burkina Faso and Ivory Coast began with involvement in the efforts of nongovernmental organisations to respond to the epidemic there. Gradually, I became interested in the gap between the official rhetoric and programming of international AIDS agencies and the local reality of the epidemic.

As a result, my anthropological research project studied the development of a response to the AIDS epidemic in Burkina Faso and Ivory Coast. Through fieldwork with community groups organizing against the epidemic in both countries and in a biomedical research centre in Abidjan, I studied how the discourses of international organizations were received and implemented by local actors. The notion of “self-help”, drawn from earlier feminist and gay American social movements, is the cornerstone of these discourses. This notion is enacted through “participatory” pedagogical techniques and confessional practices by Western actors eager to “empower” their African counterparts, who remain socially and physically vulnerable. The manner in which they translate these discourses and practices in search of resources and practical solidarity demonstrates the various strategies through which these discourses are able to reconfigure local politics.

This work of translation occurs in an intermediary social space. This is not a “non-space” in the sense of Augé, despite its homogenous appearance wherever it is found. Rather, it is an *interzone*, where culture is negotiated and transformed into local knowledge according to what is at stake for local actors; it is a zone of exchange and transformation of knowledges, practices, and bodies. In this way, these interzones are analogous to the prophetic spaces, voluntary associations, and new sites of agricultural production of the colonial period. These were constituted on the margins of the state, and were characterized by cultural hybridity and the emergences of the discourses and practices by which Africans appropriated modernity for themselves. After the euphoria of independence, globalization shrank the social imagination and the effectiveness of the state. As a result, we now witness an expansion of these interzones, which proliferate around humanitarian issues such as refugees, the oppression of women, the exploitation of children, and AIDS. These are hybrid political spaces; intermediary zones that remain sites of social change and knowledge production; however, with the arrival of biomedical treatments for HIV infection, as we shall see, they also become sites of biological change.

The arrival of effective treatments for HIV infection in 1996 transformed clinical practice in the North and sharpened awareness of North-South disparities in health. Despite their exorbitant cost, these antiretroviral treatments circulate in Africa through various networks: activists, UN

projects, and licit and illicit commerce. People with HIV who belong to activist groups, as well as a few others with the right connections or financial clout, are the first to benefit. The biological efficacy of these treatments allows those who are ill to recover their health and transforms their experience of the disease as well as the representations they and their entourage have of it. However, this efficacy remains fragile, because supply is difficult and intermittent. Data collected in previous fieldwork indicates biological failures of treatment, which indicate the emergence of antiretroviral resistant strains. The rate of failure varies according to the mechanism by which drugs were accessed, demonstrating the biological impact of these networks, the interzones which they define, and the social capital they mobilize.

Drawing on this work, I began to look backwards at mechanisms and sites of social change in colonial French West Africa. Concurrently, an ongoing debate on the origins of the epidemic in West Africa stimulated my interest in relating social and biological change.

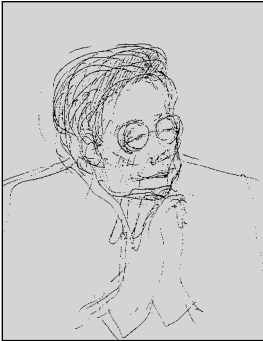
The notion of interzones allowed me to articulate macrosociological phenomena with the strategies and experience of individual actors. With the goal of examining the links between globalization and the evolution of infectious diseases, it offers a valuable perspective on the question of the origins and determinants of the epidemic. The debate on the origins of the AIDS epidemic, as well as new epidemiological studies, suggest that the emergence and the propagation of HIV epidemics owes little to individual behaviour; rather, supra-individual factors play a far more determining role. For example, epidemiological studies demonstrate that sexually transmitted infections (STIs) are statistically more important in explaining the development of HIV epidemics than the number of sexual partners. The origin of the epidemic in Central Africa in the 1930s can be explained only by the biological and social changes wrought by colonialism: destruction of the tropical forest, forced migration, and perhaps widespread inoculation practices.

The notion of interzones allowed me to bring together diverse historical forms of social change – practices of the colonial state, the expansion of the plantation economy, youth movements, religious revivals such as prophetic cults, and so on – with the goal of examining 1. their relation with the evolution of infectious diseases such as trypanosomiasis and yellow fever in Ivory Coast 2. the evolution of the use of biomedicine to treat bodily afflictions and 3. their contribution to the evolution of sexuality in urban areas. My hypothesis at this point is that the conjuncture of sexual mobility and a decrease in the state's capacity to treat STIs ignited the epidemic in Ivory Coast.

My broader argument is that local configurations of macro- and micro-power – such as state and international policies and the way these are appropriated, resisted, or negotiated – are of determining importance in the evolution of infectious diseases. It is worth underlining here that the vast majority of programmes addressing the AIDS epidemic aim to change individual behaviour, despite mounting evidence that suggests that this is a minor determinant of epidemics. By attempting to understand why the fight against AIDS remains on a path that is proving to be a failure and by exploring the bio-social determinants of the epidemic, this study aims to critically reorient the struggle against AIDS.

Kenzaburo Oe

Two Letters to a Chinese Writer in Exile from Berlin to Washington, D.C.



1935 born in Ehime Prefecture, Japan. 1959 graduated from the Department of French Literature at the University of Tokyo. 1994 awarded the Nobel Prize for Literature. – Address: Seijo 4-10-2, Setagaya-ku, Tokyo 157-0066, Japan.

Acknowledgements

From mid-November of 1999 to the end of February of the following year, I had the pleasure of staying at the Institute for Advanced Studies in Berlin as one of the Guests of the Rector. Residing there, I gave a series of lectures at the Free University of Berlin as Samuel Fischer Professor for Literature.

The following are two open letters I wrote to Zheng Yi, a Chinese writer in exile in the United States. The letters, together with Zheng Yi's replies, appeared in *The Asahi Shimbun*, a Japanese newspaper. The two letters are my independent work. However, it is the meaningful conversation with my colleagues at the Institute that provided the incentive for the correspondence.

January 7, 2000

Dear Zheng Yi,

We met for the first time three years ago in a modest Chinese restaurant in a college town in the eastern United States. I had discovered, before then, that my colleague at the East Asian Studies Department at Princeton Uni-

versity was an excellent and critical researcher on modern China. We had made our acquaintance through our writing to the London Times for their Asia special, and it was this new friend of mine who introduced me to you.

You spoke vivaciously of your life in exile, and composedly, too, objectifying the deep sufferings you must have suffered. When our conversation turned to your newly finished work *Shen-shu* (*The Divine Tree*^{*}), I theorized to you whether *Lao-ching* (*The Old Well*^{*}) one of your earlier masterpieces, was not only about a hole dug in the ground but also a metaphor of a tree of the universe that connects to a passage extending into space – in Japan, too, in referring to the constellations, we still use the word *tensei*, whose Chinese characters denote heaven and hell. I theorized thus because I was impressed with the reality you established through the structure of your work, which penetrates vertically – from history to mythology – the many layers of people's lives in the provinces.

Shen-shu, a translation of which has at long last come out in Japanese, also portrays, by shedding light on another tree of the universe, the history of the idiosyncratic lives of the Chinese people of the times of the Sino-Japanese War, liberation, the founding of the socialist state, the Great Cultural Revolution, and afterwards. Your excellent narrative adds humorous reality to the souls, living and dead, that appear frequently and freely in the novel. I admire your completing – amid the difficulties of a life in exile – this rich and monumental work, which depicts, comprehensively, the mass of poignant problems confronting contemporary China. Works set in print today are channelled through the diverse and global communication network, and I believe this work of yours will reach the youth of China who need it the most.

Japan is unique in that, from the time it embarked on modernization, it has almost never granted asylum to exiles, nor has there been a Japanese refugee who has produced literary work abroad. Clearly the nation has a history of isolationism, but less apparent, and more complex, is its predisposition to stealthily close its doors to the outside world. The tendency resurfaces occasionally, and I sense it happening today.

Toward the end of last year, I gave a lecture at a Berlin theatre of nostalgic beauty. I started my lecture by quoting a passage from Shigeharu Nakano, a poet who, suppressed as he was in expressing himself, had no means of escape from Japan. The passage, written in resplendent style, cites a poem by Heinrich Heine, whose works were burned in Berlin just before the Second World War, by which time Japan's invasion of China had already begun. I had some difficulty understanding some parts of the

^{*}) The English titles *The Divine Tree* and *The Old Well* are an arbitrary translation.

poem, so I asked my colleague to help me with it and rewrote it with a few minor changes.

Spring's true Nature is learnt for the first time
with the coming of winter.
It is by the fireside that the best songs
of May are writ.
Love of freedom is the flower of prison,
wherein is felt freedom's true worth.
Likewise, devotion to Germany burgeons for the first time,
when on Her borders our backs are turned;
When we gaze upon Her misfortune
from a foreign land.

My thoughts turned to you as I read out this poem; also to the future youth of my country. Needless to say, I am living a comfortable life here, thanks to this nation which, despite the diverse difficulties it faces after the reunification of ten years ago, provides a wonderful environment to its foreign guests – although some people tell me that the Institute for Advanced Study where I work is an exception. Indeed, the only hardship, if I could call it that at all, is the need for me to prepare manuscripts to duplicate for the more than forty enthusiastic students who attend my lectures, which I give in English here at the Free University of Berlin. The manuscripts require days of preparation, and I make copies for my students lest my poor pronunciation come in their way of understanding me.

Nevertheless, there are times I spend restless nights in my apartment in Berlin where I live alone, feeling apprehensive of the “moderate nationalism” that is starting to surface in my country. Like many others, I do not believe that ultra-nationalism as we experienced in the past will come to the fore overnight. Such a resurgence requires some time. I fear, however, that in this aperture of time, we shall witness “moderate nationalism” taking root, soon to extend its branches and leaves.

Perhaps what has already started in Japan is inner isolationism. I fear that the next generation of Japanese will fall into isolationistic negativism, and, within spiritually closed borders, become a people who, to use an expression we learned from one of your classics, “throw their weight around without knowing their true worth”. In which case, in the new century, in which China is sure to become a superpower – I think you will agree with me if I add the phrase “notwithstanding its diverse dilemmas” – I doubt the prospect of Japan treading an independent path of survival. My nights wax sleepless as I ponder the changes on the Korean peninsula and the developments in Taiwan in conjunction with

Japan's relationship with Germany and the rest of Western Europe, which differs from its relationship with the mighty United States. Obviously, my words will not be taken seriously in the cultural phenomenon of Tokyo, which I call "neo-dilettantism". Dilettantism turns a slightly askew ear to all it hears and parries with a complacent look.

Let me return to the evening we met in Princeton. At first we had my friend interpreting for us, but a few beers helped us start communicating with each other in English. You referred to the classic *The Dream of the Red Chamber* and said that modern Chinese politics, society, and culture, after the Tiananmen Incident, is devoid of the feeling of repentance, which informs the eighteenth-century work. Correct me, please, if I am wrong; it's my poor English, but I believe you said *repentance*, and this one word remains indelibly imprinted in my memory.

After the defeat in the last war, the Japanese people embraced a genuine feeling of repentance for causing the war's Herculean miseries: for dragging Asia into the war flames, spreading the fire to the world, having Tokyo and many other cities razed to the ground, and seeing Hiroshima and Nagasaki become targets of a nuclear weapon. Reflecting upon the inability of the Japanese intellectuals to confront ultra-nationalism before and during the war and their inability to channel the feeling of repentance to go beyond the mere level of emotion, Masao Maruyama, a scholar of political thought, took action, calling his own generation a "repentance community".

Dilettante disputants today, especially the young ones, deride not only Maruyama and the intellectuals who have shared his resolve in the "repentance community", but their belief in "postwar democracy" as well. The more wily and vicious ones, the neo-nationalists, demonstrate direct hostility. It is my belief, however, that in the one hundred years and several decades of Japan's modernization, there has been no brand of Japanese intellectuals of finer mettle – as fine as the famous and the nameless who experienced the bitter war – than those who comprised the "repentance community".

If I were asked, in refutation, whether or not I consider repentance to be a productive emotion, I would say that it, in itself, is a passive one. Repentance, however, becomes a positive attitude when we make a conscious effort to reconsider our understanding of it and when we continue to remember it. You referred to modern Chinese politics, culture, and bureaucrats as being devoid of any feeling of repentance: I took these words – if I am not mistaken – to be harsh words of criticism by an individual who stands tooth and nail in opposition to a nation.

Those plotting to rewrite the Japanese history textbooks discredit the reflections shared by Maruyama and his "repentance community" as a

self-persecuting view of history, for example in their perspective on the Nanjing Massacre. What strength, I wonder, will these people and their ilk nurture in our children by pampering them to cast truth to oblivion?

Repenting penetratingly and making it the mainstay with which to live ethically: this connects to the thought of virtue held by the pre-modernization Osaka merchant-scholars, which Tetsuo Najita of Chicago University and I recently discussed in our correspondence. Their thought of virtue, which they learned from Confucianism, was, in the language of Western thought, virtue as nurtured by the Greeks, a practical power that can be termed a life-living technique. I would like the youth who are going to carry responsibility for Japan in the twenty-first century to make this very power their own.

Should the plot, which is now an open scheme (a manoeuvring possible only within Japan's borders and which no foreign country would condone) come to have sway over the classrooms of our elementary and middle schools, the next generation of Japanese youths will be that of cowards devoid of the courage to imagine not only their forefather's errors but the errors they themselves might commit, incapacitating them to make a change in direction. The implication of which is that resuscitation through the power of repentance will be denied them in the event they err.

My colleague, however, points to the pliant and universal demeanor of the new generation of Japanese that come to Germany, a demeanor totally unthinkable for us in our generation. He tells me it is spreading in my country whose port I left, and goes on to say that it is because of its eeriness that the government has pushed through a bill requiring all public schools to hoist the *Hinomaru* flag and to sing the national anthem *Kimigayo*. If so, my dear Zheng Yi, I pray that an indomitably cheerful reply to this letter, one typical of your person, will reach these youth.

Sincerely yours,
Kenzaburo Oe

February 15, 2000

Dear Zheng Yi,

As the fallen leaves of your *Shen-shu* (*The Divine Tree*) burn, the battle between the Japanese Imperial Army and the Eighth Route Army, the execution of girls branded during the Great Cultural Revolution as belonging to a religious group, and the sex ordeals of women who had but stolen a

few meager provisions during a famine appear in the form of holographic images against the backdrop of a giant tree.

The leaves of *The Divine Tree* have worked wonders in our relationship, too, in that the letter you wrote in July of 1995 – but did not post – continued to guide me to action. Indeed, together with Günter Grass, I was one of the signatories of a statement the Chinese mainland intellectuals issued in their call for tolerance and human rights.

I mention Grass not necessarily because he won the Nobel Prize last year, but because of the support I give to the atmosphere, which you yourself felt in the environs of Princeton University, of relativizing the prize; also because working at the Free University of Berlin now, I had the privilege of dining with him on the occasion of the university's conferring an honorary degree upon Salman Rushdie, against whom Khomeini had issued a death sentence.

Due in part to the large number of security personnel – some twenty times as many as guests at the table – and to the fact that the guest of honor, the British ambassador, was late in coming, we writers and other men of letters chatted in the dean's office. It was then, and then only, that Grass mentioned the Nobel Prize, and his words were limited to the following: "My government repainted my mother's house in Gdansk when they learned that I was receiving the prize. Kenzaburo, did your government repaint the Shikoku house you were born in?"

At the university, I invited to the study room a student of Chinese ancestry and a German student who read Japanese for a series of discussions in which we used as our text Grass' *Ein weites Feld* and your *Shen-shu*, translations of which came out in excellent Japanese last year and were cited as representative translation works of the year. I chose *Ein weites Feld* because I was impressed with the manner in which Grass meticulously depicted in the novel the diverse lives of the citizens of East and West Germany before and after the reunification, delving deeply into the lively inner world of individuals while shedding light upon the vast panorama of history and thought. The speech the female teacher delivers, for example, one who had been a communist party member in East Germany but converted to Christianity and is soon to marry a West German businessman, touched my heart, as did the comment on her speech by my student, who was so moved that she spoke in tears. The student had transferred from a university in East Germany to attend my lectures.

By breaking new ground in a truly attractive technique, *Shen-shu* – an amazingly varicolored reproduction of modern history with masses of humans etched therein – has brought your idiosyncratic, magical realism to completion. The local variant of Buddhist philosophy forms the framework of the magic, and the denouement in which peasants and ghost sol-

diers of the Eighth Route Army protect the giant tree – a symbol of the provinces – and force a war of rebellion on the Liberation Army, only to be defeated, is overwhelming.

Portrayed with humor and striking eroticism – and with the same dignity and pathos as we find in Grass' work – is the enormity of the structure of tragedy that modern history has created, the seriousness with which humankind has lived and died the tragedy, and how it yet continues to yearn for the dim light of hope that makes humankind human. I shamefully reflected on my negligence as I reiterated to my students that a writer's work, his duty, lies in creating such an image of today's world.

It so happened that about this time Germany's former President Weizsäcker – a statesman whose genuine contrition as a German citizen I am sure you hold in as high a regard as I do – gave a lecture at the Berlin Philharmonic Orchestra's commemorative concert. He noticed me sitting in front of the parquet and invited me to dine at his house.

We talked then, among other things, of the diplomatic excellence of the Chinese leadership, but in a letter he sent me later, he wrote that my son Hikari's music was "probably one of the most wonderful secrets ... of this cruel and mysterious twentieth century". Just as your little daughter must be a fountain of solace and support in this, your time of exile, my handicapped son and I, albeit in the form of a lukewarm bond, live all joy and suffering together. The sands of my writing career are running low, but Weizsäcker's encouraging words spur me on to write.

What I want to write to you now is about a young man from Taiwan who has lived in Berlin for quite some time. His aspiration is to become a journalist writing for a magazine in Taipei. The man appeared at my office without an appointment, stayed long, and accompanied me in the wintry twilight to the bus station where, if you missed one bus, you had to wait half an hour for the next. I think, however, that through talking with him, I obtained some information about Asia I had not been aware of.

The young man knew – through my lectures, broadcasts, and interviews in Germany and Switzerland – of my concern over the gathering tide of neo-nationalism in Japan. And this man, in the light of a similar upsurge in Taiwan, had, so to speak, a dual interest in this development.

The man explained that former President Lee Teng-hui's pursuit of the nationalist line had accelerated after his meeting with Tokyo governor Ishihara. I have gathered no information of my own concerning new, nationalistic developments in Taiwan's policies. I only know that Governor Ishihara is an advocate of neo-nationalism, that he fully supported a diet member who, although the issue requires tolerance and prudence vis-à-vis international law, resorted to the rash action of making a landing on one of the Senkaku (*Daiyou* in Chinese) Islands, claiming them to be Jap-

anese territory. Ishihara was there backing him up. Incidentally, the diet member has been ousted from his post of Vice Minister of the Self-Defense Forces for indiscreetly suggesting the possibility of Japan going nuclear, lacing his remark with blatant sexism. The man showed no sign of regret when he left his post.

The reason why I referred to the young man as having a dual interest in the matter is because, although he averred that he had become wary of Lee's nationalist line upon completing his military service and after having actually witnessed punishments inflicted upon draft shirkers, he asked me ardently what I thought about his information on Japanese neo-nationalists sending a "volunteer corps" – he even went out of his way to write the Chinese characters for these words on a notebook he had – in the event a war broke out between Taiwan and mainland China.

I replied:

The Japanese neo-nationalists have no military power, not a fragment of it. If such a war broke out, the binding U.S.-Japan defense cooperation guidelines would take effect, requiring Japan's Self-Defense Forces to discharge all their duty as rear guard of the U.S. forces. Should the war turn nuclear, there might remain a chance of survival for those living on mainland China and in the United States, but such hopes would be dim for inhabitants on the islands of Taiwan and Japan. The only thing the Japanese can do, therefore, is to pray for mainland China and Taiwan to pursue productive and everlasting peace. The Japanese people should exert every possible effort to realize that peace and should refrain from doing anything to fuel cross-strait tension. The same can be said for the two Koreas. From Lee's writings – at least from those prior to his meeting with Ishihara – I surmise he is a man who envisions peaceful coexistence with the mainland. And I am one who believes, as did my forefathers, in the profound wisdom of the Chinese people.

The young man, however, asserted that he did not think the leaders of mainland China, after the Tiananmen Incident, were making preparations to negotiate a large-scale compromise with Taiwan – although they might pay deference to her microchip manufacturing power. We both fell silent and trod on and on in Berlin's winter wind.

Now let me go straight back to your letter and quote a passage from there.

"There can be no positive guarantee that Japan will not repeat its mistake if it is only the intellectuals who repent the crimes of World War II, unless repentance comes from the Japanese people as a whole. The same goes for China. If even the intellectuals do not repent, if the Chinese people do not repent their spineless, sycophantic attitude toward authority, and worse yet, their conspiring to abet in a dictatorship, their dual person-

ality that truckles to authority and cheats the meek, their ‘belligerent’, exclusive and revenge-seeking ethnocentrism ... a sea of suffering spreads endlessly before them.”

My dear Zheng Yi. We both spoke in faltering English in that restaurant, but we did strive sincerely to communicate truths to each other. And there was a word you used, *repentance* (*zange* in Japanese), which I interpreted to mean “being remorseful” (*kui*) and “mending our ways” (*aratameru*). I believe the younger generation understands *kui* and *aratameru* better than *zange*, and so it is with these two words that I hope to bridge the gap between the generations.

Reflecting upon our experiences – which were verily, as you say, none other than *a chain of defeats!* – we can perhaps say that our generation may be the last that can, by being remorseful and by mending our ways, and by broadening and deepening our perspective of our remorse and mended ways, speak of hope that the youth of our countries will become truly humane. I have faith in your persevering “readership” on mainland China, and I trust in mine in Japan.

Sincerely yours,
Kenzaburo Oe

David R. Olson

A Year in Berlin



David R. Olson instructs Cognitive Science at the Ontario Institute for Studies in Education/University of Toronto. His research on the cognitive implications of writing and reading are best represented by his much-reprinted paper “From Utterance to Text: The Bias of Language in Speech and Writing”, first published in 1977 in the *Harvard Educational Review*, and by his book *The World on Paper* (Cambridge, 1994). He completed a draft of a book on schooling, *Mind, School, Society*, during his stay at the Wissenschaftskolleg. He is a Fellow of the Royal Society of Canada and holds honorary degrees from Universities of Gothenberg and Saskatchewan. – Address: Ontario Institute for Studies in Education, 252 Bloor Street West, Toronto, Ontario M5S 1V6, Canada.

This was my first extended experience of Europe. Both through its location in Berlin and through its distribution of Fellowships, Wiko provides an important meeting ground between Eastern Europe and Western Europe. The Wiko experience helped push my understanding of Europe past the traditional boundaries of “the West” and between the Anglo-Saxon and Continental traditions.

My intellectual horizon shifted in a parallel way. As a psychologist concerned with education, my ideas have been largely individualistic – the Cartesian mind thinking its thoughts. The social theorists – economists, sociologists, political scientists, and historians – helped me to see schooling as an institution much like any other institution in a modern society, with responsibilities and accountabilities not unlike those of the individuals who participate in them. I hope that this new understanding is reflected in the book I completed during my stay at the Wissenschaftskolleg, which is to be titled “Mind, School, Society”, perhaps with a subtitle “The Study of Education”.

Berlin offered much more than a site for the growth of mind. I enjoyed the music – especially Gielen’s “Norma”, the exciting shops and colors and textures of Potsdamer Platz, the Pergamon Museum, and, when the sun showed its face, the sidewalk cafes.

The German tradition of treating scholars and scholarship with the respect that other countries, including my own, reserve for wealth or power was a joy to discover. I shall try not to let the privilege of being at Wiko go to my head.

Canadians of my generation come to Berlin with two fixed ideas – the war and the Wall. It is wonderful to get to know Germany with the knowledge that there was, is, and undoubtedly will continue to be so much more.

Fania Oz-Salzberger

Berlin, Enlightenment and Other Thoughts



A graduate of Tel Aviv University, Fania Oz-Salzberger wrote her doctoral dissertation at the University of Oxford on the Scottish and German Enlightenments (1991). Junior Research Fellow in Intellectual History at Wolfson College, Oxford (1990–93). Lectures on European and Intellectual History at the University of Haifa since 1993. Fellow of the Jerusalem Institute for Advanced Studies, 1998. Author of *Translating the Enlightenment: Scottish Civic Discourse in Eighteenth-Century Germany* (Oxford: Clarendon Press, 1995). Editor of *Ferguson, Adam, 1723–1816. An Essay on the History of Civil Society* (Cambridge: Cambridge University Press, 1995). Her stay at the Wissenschaftskolleg resulted in two books: *Israelis in Berlin* (forthcoming in Hebrew at Keter and in German at Suhrkamp), and *The Enlightenment: Ideas on the Move in Eighteenth-Century Europe* (in preparation for Oxford University Press). – Address: Haifa University, History Department, Mount Carmel, 31905 Haifa.

I came to the Wissenschaftskolleg to complete a book on the European Enlightenment and went a long way toward its completion, but ended up with a book on contemporary Berlin. Here is a brief report on both books and on the unexpected shift from one to the other.

The Enlightenment – judging from the wealth of publications during the last three decades – still excites and increasingly provokes debate. Eighteenth-century Germany is one of the best possible vantage points for a new synthesis of recent Enlightenment research. It allows a broad European vista and sheds light on the transition of ideas, the translation of books and the voyages of persons across cultural and political barriers. It offers insights about Enlightenment and modernity, the roles of Reason and of Culture from then till now, and the European legacy as a usable past.

The Enlightenment, as it is emerging, was not the monolithic bastion of rationalism that several twentieth-century writers have made it out to be. An array of new sources and research questions now present it as a

complex web of ideas and practices, fed by disparate traditions and conceptual legacies. By its own lights, it cannot be taken for a “master narrative” ripe for demolition. Its rich (and self-conscious) variety of attitudes to religion, to Reason, to science and to human society and politics, is best exemplified if one moves away from France toward other parts of Europe. Also, away from the greatest of thinkers to many networks of men and women exchanging and changing concepts and ideas. Berlin can be an excellent observation tower for the hidden landscapes of Enlightenment Europe – no less so than Leipzig, and Lausanne, and Naples, and Amsterdam, and Edinburgh.

As my work advanced, the Berlin Enlightenment and its immediate interlocutors indeed proved an invaluable springboard for amending old clichés. Questions of metropolis (Paris) and periphery (rest of Europe) have acquired a new edge. The overemphasized irreligion of the Enlightenment (paganism, atheism, agnosticism) strongly begs reassessment. The role of women, of “ordinary persons”, of social interactions, of intellectual networks, is beautifully highlighted. The bearing of Reason on tradition, culture and language looks more intriguing when viewed from Göttingen, Weimar, Munich, and the Prussian capital.

Berlin, however, has its devious ways of deflecting good intentions. Soon I became enraptured by this city and ended up completing another book altogether. To be sure, Frederick the Great is in it, and so is Immanuel Kant. But this time they are conversing with unexpected figures, both living and dead: novelist S.Y. Agnon, poet Leah Goldberg, rabbi Yitzhak Ehrenberg, violinist Guy Braunstein, historian Jürgen Kocka, essayist Amos Elon, philosopher Jürgen Habermas, a waiter, a banker, a disk jockey, a tourist guide, five dead children, and many more. *Israelis in Berlin*, now in press, will appear in Israel and Germany next year.

Why did this happen? Am I entitled to lay some of the blame on the Wissenschaftskolleg? To be sure, many former Fellows have ended up with an unexpected, unsolicited book: Robert Darnton did, and Aleida Assman, and Moshe Zuckerman, to name but a few. The particular set of stimuli supplied by the Wissenschaftskolleg, the discursive threads woven through its colloquium discussions and daily lunch table talk and Thursday dinner table talk and newspaper-reading-room chats and bumping-into-fellows-at-the-photocopier prattle, all this lively fabric of Wiko intercourse, is very dangerous indeed. It is a slippery slope of intellectual temptation leading beyond one’s immediate fields of expertise into interdisciplinary talk, into crossroads of all sorts, and also into Berlin’s special kind of current affairs discussion, into its unique, nervous, history-laden brand of the *aktuell*. Thus, on second thought, perhaps the Wissenschaftskolleg is not to blame.

Berlin can bewitch. For five decades, Israelis have been coming to this city, among them people who once swore never to set foot in it. For many of us it is a burnt bridge, a ghastly ruin. But for some strange reason this burnt bridge is flowing with traffic in both directions; it carries more travelers than many good and solid bridges. How has this come about?

Israel has deeply affected many persons I have met in Berlin. But my story follows the opposite route, tracing Israelis who come to tour this city, to study in it, to recall their childhood, to seek dead relatives and sometimes even living relatives. Israelis arrive in Berlin to design buildings, to exhibit statues and monuments, to write books. They come to see the Reichstag, the museums, the Kurfürstendamm. They cross the Wall, buy pieces of the Wall, compare this Wall to the one in Jerusalem. They come to dance in Berlin's nightclubs, to play in its orchestras, to attend its film festival; to receive scholarships, honors, hospitality; to trade and to market; to look for history, meaning, sex, art, love. To experience attraction and disgust. To savor the sweet-sour taste of mixed feelings.

Berlin has affected our national fate deeply, stunningly, paradoxically. Wilhelmine Berlin, Weimar Berlin, Nazi Berlin, divided Berlin, have all stamped their mark on Israeli history. This particular metropolis focuses the all-too-broad vista of Israeli-German relations through a sharp urban prism. It conveys the bonds between many Israelis and their own European past. It can help to say new things and defy platitudes. It is full of bad secrets, it is hair-raising, it can be terribly sad, and it is profoundly attractive.

Amazingly, very little of all this has ever been recorded or discussed. The newspaper headings tell shallow political stories. Two years ago, security guards shot Kurd demonstrators dead at the door of the Israeli embassy. In the autumn of 1999, Ehud Barak was the first foreign Prime Minister to visit Berlin as an official guest of the newly located Bundesregierung. In the winter of 2000, the foundation stone for a new Israeli embassy was laid in Grunewald, and the Bundestag approved a very controversial Holocaust memorial to be erected at its gates. That's about it. But the truly interesting stories do not come from the official Israel, nor from the official Berlin, but from the numerous men and women for whom Berlin clarifies something about their own lives and something beyond their own lives.

Berlin allows us to measure how far we have glided away from Europe and to test the level of our longing for it. Collective memory is a strange affair: some Israelis come here to remember and would not forget for even a fleeting moment. Others have never burdened themselves to such a degree. And still others can visit the site of Hitler's bunker in the morning and shop for delicacies at KaDeWe in the afternoon, and their heads do not

spin. Berlin teaches something about the human talent, a wonderful and questionable talent, to mix and blend – in an everyday sort of way – the awful and the sensual, the spiritual and the consumer-friendly. Israelis come here to claim their heritage. To find something we once had, something that may have been brought to Palestine but faded away in the strong sun, or something that was hastily abandoned when our parents ran for their lives, that was murdered and deleted for us. And suddenly here it is: fresh and thriving like Berlin's jazz clubs, and bookshops, and tall chestnuts, and ancient oaks.

Up the Koenigsallee, at the Hagenplatz Café, I found my own long-lost madeleines. Here they are called *Lebkuchen*. Their commercial, slightly stale Israeli imitations were the stuff my childhood birthday parties were made from. This needs to be explained. I have tried to explain.

Berlin opens up secrets from books read long ago. Here is suddenly Erich Kästner, a beloved part of many Israeli childhoods. I went to see the very Nollendorfplatz where Emil and his detectives chased the thief, chased him all the way from my old Kibbutz library where the metal shelves were dusty and a cotton field glimmered beyond the window in the hot air. But the old Nollendorfplatz was dead and gone. Instead, I found the city of my childhood books, the early dreamlike imagining of a wintry European city, in corners of Charlottenburg and Moabit and Wedding. Berlin is the place where Manfred Herbst and his fiancée Henriette, Agnon's great protagonists from the novel *Shira*, daringly went for a nude swim in a lake, in a long-forgotten Brandenburg summer, some time in the mid-1920s. And here, off Tauentzienstraße, Leah Goldberg sat in an empty student café in 1934, all her revolutionary friends gone, brown-shirts marching in the street. She was, however, safe enough: she was only virtually sitting there, imagining herself in Berlin, walking the streets, talking to prostitutes, heartbroken by an unrequited love, but all within a novel written in Tel Aviv.

The dimness of it all, the faintness of it all, the tremendous work that must be done by archaeologists of memory, is one of the lesser crimes of Nazi Germany.

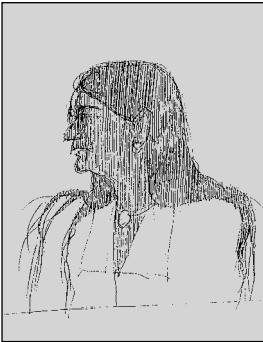
What does all this suggest? The implications are part of an inner-Israeli dialogue that German readers are welcome to listen to, if they like. One implication is that many treasures and many horrors still await us here to be dug up. What is more: we need to let go of America for awhile and get to know Europe once again and demand that Europe, and especially Germany, get to know us. But really know; not merely stereotype each other over and over again.

The set of problems that arises from this encounter has a great deal to do with the Enlightenment. It is deeply connected with the history of

ideas. It powerfully resonates historical and recent debates about the concept of Europe. Therefore, despite an occasional pang of academic guilt feeling, I held on to my fellowship at the Wissenschaftskolleg with relish, with pleasure, and with gratitude for a remarkable academic and human hospitality.

Shalini Randeria

Subaltern States, Legal Plurality and Body Politics



Shalini Randeria has been teaching social anthropology, sociology and modern Indian languages at the Free University of Berlin since 1985. Born in Washington D.C., she grew up in Bombay, studied social anthropology at the University of Delhi and took her M.Phil. degree in sociology at the University of Oxford, where she was a Rhodes scholar. She began her doctoral research at the University of Heidelberg and took her Ph.D. at the Free University of Berlin in 1993 with a thesis on the politics of exchange and representation among “untouchable castes” in western India. She has done extensive fieldwork in various parts of India with “untouchable castes”, with NGOs in the area of women’s health, on customary law and on population policy. She has co-edited *Globalisierung aus Frauensicht: Bilanzen und Visionen* (1998); *Tradition und Differenz – Das Eigene und das Fremde in der Philosophie Indiens* (1999) as a special issue of *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*; and *Selbstvergewisserungen: Diskurse zur Moderne in Indien* (2000) as a special issue of *Soziale Welt*. – Address: Institut für Ethnologie, Freie Universität Berlin, Drosselweg 1–3, 14195 Berlin.

I came to the Wissenschaftskolleg with two rather unconnected projects, one on population policy in India and another on legal plurality in the process of globalisation. The luxury of reading at leisure around both themes, together with the wide-ranging formal and informal discussions, especially with members of the AGORA group, led me during the course of the year to reformulate some of the initial ideas, to refine others and to see many unexpected links between the two projects. Although writing on both subjects slowed down considerably as a result, I feel in retrospect that the chapters of my habilitation, which were part of the project on population policy, and the report for the Werner Reimers Foundation on law and globalisation, in the context of the second project, gained in the process.

My research project on the local refractions of the global politics of reproduction was born out of my sense of living in a schizophrenic world haunted simultaneously by fears of “underpopulation” and “overpopulation” as I moved between India and Germany. I discovered that a former Fellow, Hans Magnus Enzensberger, had coined for this phenomena the term “demographic bulimia” – the simultaneously held beliefs that the world is overpopulated but there are too few Germans in it. The so-called Green Card campaign and the election slogan of “Kinder statt Inder”, even as Germany stepped up its aid for population control programmes abroad and contemplated social policy measures to accelerate the birth rate at home, were useful reminders that the search for an optimum population takes very different forms in different countries. I also found that Uwe Pörksen, another former Fellow, had written about the “Gesellschaftsalgebra” of the exponential population curve and quoted Rilke’s recommendation, “Zähle dich jubelnd hinzu und vernichte die Zahl.” Having spent seven months in India and in Washington, D.C. (in the USAID, the World Bank and several NGOs) the previous year doing fieldwork on the formulation of population policies and the production of quantitative demographic data (birth rates, contraceptive prevalence rates, fertility rates, the so-called “unmet need” for contraceptives, etc.), I could not have agreed more. I had come to the Kolleg already convinced not to address demographic issues per se but to use my material instead for an anthropology of the state and public policy in India.

Interventions in fertility control have been constitutive of the post-colonial Indian state’s development project to modernise its population. Under the surveillance of international institutions and aid agencies, in 1951 it was among the first to introduce an official Family Planning Programme, which counts today among the largest and most elaborate state-run population programmes in the world. The one thing that the programme has hardly succeeded in changing significantly, however, is the national birth rate. In the three chapters I completed this year, I began, therefore, to analyse what else the policy and programmes have done from their inception in the 1950s, through the coercive phase of mass compulsory sterilisations in “national interest” during the Emergency (1975–77), to the changes in the post-Cairo conference (1994) era in which the language of reproductive rights dominates the field. I tried to delineate the affects and effects they have had on the rural poor, the official “targets” of these programmes, and how they are experienced by those implementing them at the local level. I only managed to finish the draft of the fourth chapter, which contains a case study of the USAID’s current “Innovations in Family Planning” project, worldwide its most expensive population programme to date, in order to focus on the issues of the part transnation-

alisation and part privatisation of the state involving a restructuring of relations between the state, donors and NGOs. Using my own fieldwork material, official government documents and policy statements as well as the reports and data produced by the transnational “population industry” (consisting of aid agencies, NGOs, international organisations involved in demographic programmes) I tried to capture some of the complexities and contradictions of India’s uneven modernities with regard to the nation-state’s project of refashioning the family.

The informal Foucault discussion group, with some AGORA and some non-AGORA Fellows as members, focussed during its all too brief existence on governmentality. It helped me to see the workings of the population policy of the Indian state as a form of governance with its demographic technocratic rationalities, which are global in scope but very local in their effects. Foucault’s redefinition of government as the “conduct of conduct” led me not only to address the issue of the “how” of governmental rationality through a plurality of governing agencies and authorities including the state, international donors and NGOs but also to connect practices of government, with its uneven reach into the body politic in India, to techniques of self-government, disciplining and normalisation. I sought to link in my introductory chapter some of Foucault’s ideas on governmentality with his writings on bio-politics in order to use my material to think about the continuities between liberal and non-liberal forms of rule and the dangers inherent in bio-political imperatives. But discussions in the governmentality group also sensitised me to some of the limitations of using a Foucauldian approach, rooted in the European historical trajectory of state formation and modernity, for an analysis of the (post)colonial state in the non-Western world and alerted me especially to its limitations for an understanding of law predicated on the dichotomy and mutual incompatibility between juridical and disciplinary power.

With Klaus Günther, a former Fellow, I worked on a report putting forward a social-legal studies perspective on legal globalisation as part of my project on the transnationalisation of law and the challenges posed by a new supra-national legal plurality to the monopoly of the state over the production of law. The report concludes a project of the Werner Reimers Conferences and the German Ministry of Science and Research, which set up a small research group in 1997 to delineate new innovative interdisciplinary research fields, which are underrepresented in the German academic landscape, and to lend them visibility through a series of conferences and publications. Our 150-page report focuses on the range of new actors in the field of law (corporate law firms, commercial arbitration bodies, international institutions, donor agencies, transnationally-linked NGOs and social movements) who are contributing to the current diver-

sity of forms of regulation, to the variety of settings of rule creation, and to the proliferation of methods of interpretation and application of norms. And though the very nature of law is changing in the process, blurring the boundaries between law and policy or between public and private law, in contrast to much of the recent writing on *lex mercatoria*, which stresses its spontaneous and autonomous nature, we argue that the state remains a central, albeit contested, terrain in the process of legal transnationalisation and the domestication of neo-liberal discipline. We plan to revise and shorten our report for publication and a public presentation at the Berlin-Brandenburg Academy in early 2001 but have decided to make the longer version available on the internet, through the Reimers Foundation.

In my own paper for the AGORA project, I analysed some paradoxes and ambivalences of this new legal pluralism and the resulting hybridisation of law through a mixture of international law, supra-national legal regimes, state law (itself transnationalised in various ways), the imposition of conditionalities by multilateral institutions and project law by donor agencies as well as communitarian infra-state legal orders in countries of the South. Since, thanks to Vinh-Kim Nguyen, I had by now realised that I had been writing from a post-colonial perspective without knowing it, I decided to make a virtue out of necessity. As neither legal plurality nor transnationalisation of law are new phenomena in former colonies, I suggested that the presentism of much of the writing on (legal) globalisation misses these historical continuities that are the unrenounceable background for studying the specificities of the contemporary changes. My understanding of the changing contours of governance both within and beyond the nation-state in the South, and of the Janus-faced nature of modern law as a tool of domination but also of empowerment, benefited greatly from the stimulating and controversial discussions at the conference on “Governance Beyond the Nation-state” organised by some members of the AGORA group at the Kolleg. But I continued to puzzle over whether subaltern states like India or Russia were relatively strong states pretending to be weak, in order to escape conditionalities by donors and accountability towards their citizens, or whether they were indeed relatively weak states pretending to be strong, and therefore also repressive in their disregard for the human rights of some segments of their populations, until Ivan Krastev suggested that they were both. He persuaded me to see these subaltern states as cunning states, which like classic middlemen, short-change both citizens and foreign donors. Of course, the AGORA paper had to be rewritten to take account of the strategies of cunning states and the options open to the emerging cunning civic coalitions in dealing with them, but that is another story.

At the beginning of the year, at the invitation of Ulrich Beck, I wrote an article titled “Jenseits von Soziologie und sozio-kultureller Anthropologie: Zur Verortung der nichtwestlichen Welt in einer zukünftigen Sozialtheorie” for the millennium issue of the journal *Soziale Welt*, which also marked the 50th anniversary of its publication. I argued that it was time to give up at least legacies of the 19th century: i) methodological nationalism in the social sciences, which leads to the nation-state being treated as the main unit of analysis and ii) an intellectual division of labour between sociology and social anthropology predicated on the imperial division of the world between the West, as the originary home of modernity, and the rest as pale copies or understudies struggling to overcome traditional structures and mentalities. I developed in this programmatic paper some ideas from an earlier paper of mine written for the AGORA group, in which I had suggested overcoming these binaries (West/non-West; modernity/tradition) by using the ideas of uneven modernities and of entangled histories, which take account of the co-production of divergent modernities in different parts of the world, rather than its diffusion as a finished product from the West to the rest. Jürgen Kocka invited me to give a talk on my idea of shared/entangled histories at his colloquium at the Free University, which gave me a valuable chance to discuss a version of the paper with historians of eastern and western Europe.

Transcending disciplinary boundaries and working in interdisciplinary projects has its price. Instead of completing work on the habilitation, I agreed to edit three volumes with various members of the AGORA group. Sebastian Conrad and I decided to put together a reader on entangled histories (shared and yet divided/divisive histories) provisionally called “Geteilte Geschichte: Europa in einer postkolonialen Welt”, which Campus will publish next year. Cord Jakobeit, Andreas Eckert and I began editorial work on a volume with the working title “Zweite Moderne und Dritte Welt”, which aims to decentre the highly Eurocentric (or G-7-centred, to be more precise) debates on globalisation in German social science by viewing these processes of transnationalisation from a post-colonial perspective. Ulrich Beck and Suhrkamp agreed to publish the volume, which includes contributions by several AGORA Fellows, in their series “Zweite Moderne” next year. With Ivan Krastev and Elisio Macamo, I accepted responsibility for editing the papers of the AGORA conference on “Bindung” organised by Yehuda Elkana, at which I presented a paper on “Ties of Caste, Religion and Nation: Multiple Belongings, Fractured Sovereignty and Family Law in India”, which profited from lively discussions with Richard Schweder on multi-culturalism. Campus and St. Martin’s Press will jointly publish the collection titled “Unraveling Ties”.

Not having been entirely freed from my teaching obligations by the Institute of Sociology at the Free University, Berlin, I continued to co-teach a course on “cultural globalisation” and on “divergent modernities” in the summer and winter semesters along with supervising some of my graduate students doing research on India. Editorial work on the two co-edited volumes on India and modernity (as a special issue of *Soziale Welt*) and on “Multiple Modernities” (to be published by Suhrkamp), which I had brought to the Kolleg with me, made slow progress during the year. The former was almost completed and the latter was given a final shape during the year. I was fortunate to be invited by Barbara Duden to participate in drawing up the curriculum for the course on “Body” for the International Women’s University (ifu) in Hanover this summer. The lecture I delivered there and the two workshops I conducted gave me the opportunity to discuss my work on the state and body politics in India with activists and academics who brought with them their experiences of population programmes and policies from very many different regions of the world. With an Austrian woman film-maker whom I met there I am exploring the possibilities of making a film on the so-called “condom gap” in India (i.e., the discrepancy between the large number of condoms distributed by the state machinery and the relatively high fertility rate which remains largely unaffected by this).

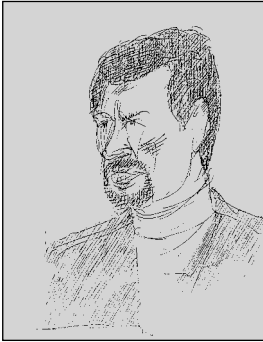
In addition to the year at the Kolleg turning out to be the year of unexpected edited volumes, it was also a year full of conferences. It was a rather crowded and demanding year but also a highly rewarding one. In November, I organised a conference on “Globalisation, Migration and Negotiation of Identities” with Jonathan Friedman at the House of World Cultures in Berlin, and during my stay at the Kolleg we managed to almost complete editorial work on the conference volume to be published by I.B. Tauris early next year. Apart from participating in the three AGORA conferences and three very intensive colloquia with James Scott, Eric Hobsbawm and Judith Farquhar, I left Berlin twice for conferences which I had organised abroad. I had been in charge of organising multidisciplinary conferences for the German American Frontiers of Social and Behavioural Sciences (GAFOSS) programme of the German American Academic Council (Bonn) and the Social Science Research Council (New York) for the last two years. At our meeting held in Atlanta in March, I organised a panel on “Demography and Anthropology: Populations and Publics” with Brad White.

For a MacArthur Foundation project on “Counter-hegemonic Globalisation” with Boaventura de Sousa Santos at Coimbra involving a six-country comparison, as country coordinator for the research on India, I had organised a conference in New Delhi at Easter to explore the new role of

the state as facilitator but also victim of processes of globalisation and the resulting ambivalence of civil society organisations and social movements in India towards the state, seen both as an ally and as an adversary. My idea of entangled modernities also led to an involvement in a new project comprising a series of conferences on “Entangled Modernities”, which I began to plan with Göran Therborn at the Swedish Collegium for Advanced Study in the Social Sciences and the House of World Cultures in Berlin beginning in December 2000. Discussions with Gadi Algazi were immensely helpful in formulating many of the themes running through this project, but by the end of the year he had generously read and commented on almost all the papers I worked on during my stay at the Kolleg. It was the friendship with his three children and Tazeen Murshid’s daughter Dina which led my seven-year-old daughter Manisha to remark that for once the Kolleg had selected the right Fellows this year. Ten years ago, I had ended my piece for the Kolleg yearbook 1990/91 with the sentence: “But at least another year of fieldwork at the Kolleg would be necessary before the results (of my field work at an Institute for Advanced Study and its rituals of academic exchange and compulsory commensality) could be published.” I could not have imagined then that I would indeed have the privilege of a second year of fieldwork at the Kolleg. But I could also have hardly known that in the meantime motherhood would change my perspective on the academic world and that the AGORA project would alter the age and nationalities of the Fellows, so that looking back on my two spells of fieldwork at the Kolleg I would be reminded of the villager in Gujarat who cautioned me during my second stay as an anthropologist at his village after an interval of several years, “It is an illusion to believe that you can bathe in the same river twice.”

Dieter Sadowski

Von Kosten und Nutzen



Geboren 1946, Studium von Geschichte, Philosophie und Wirtschaftswissenschaften in Bochum, München, Dublin und Bonn. Dort Promotion und Habilitation. Heisenberg-Fellow an der Stanford University, seit 1980 Professor für Betriebswirtschaftslehre an der Universität Trier und seit 1988 Direktor des dortigen Instituts für Arbeitsrecht und Arbeitsbeziehungen in der Europäischen Gemeinschaft – IAAEG, wo rechts- und institutionenökonomische Untersuchungen insbesondere der betrieblichen Arbeitsverfassung im europäischen Vergleich und im Hinblick auf die europäische Einigung durchgeführt werden. Längere Auslandsaufenthalte in Australien, Österreich, USA und Frankreich. Mitherausgeber der Zeitschriften *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung*, *Industrielle Beziehungen – German Industrial Relations Review* und des Bandes *Regulierung und Unternehmenspolitik* (Wiesbaden, 1996). Jüngste Veröffentlichung: „Gesetzliche Mitbestimmung in Deutschland: Ideen, Erfahrungen und Perspektiven aus ökonomischer Sicht.“ *Zeitschrift für Unternehmens- und Gesellschaftsrecht* 2001. – Adresse: IAAEG – Universität Trier, Postfach 18 12 30, 54263 Trier; E-Mail: iaaeg.uni-trier.de.

Wenn sich erstmalig ein Betriebswirt unter die Fellows mischt, darf als Bericht eine Kosten-Nutzen-Analyse erwartet werden, zumal in einer Zeit, wo Rechnungshöfe die Finanzierung der Institution Wissenschaftskolleg in Frage stellen. Zweck des Kollegs ist es wohl, Wissenschaft zu fördern, indem hoch-, wenn nicht hyperaktive WissenschaftlerInnen zusammengeführt, entlastet und zunächst beruhigt, dann aber angeregt werden, ihre ursprünglichen Vorhaben nur weiter zu verfolgen, wenn Dichter und zumindest wohlwollende Fachfremde sie verstehen und schätzen. Ich folge der Methodik der Kosten-Nutzen-Analyse, wie sie Weisbrod schon im Gründungsjahr des Wissenschaftskollegs für eine scheinbar ähnliche öffentliche Einrichtung vorgelegt hat: Burton A.

Weisbrod: „Benefit-Cost Analysis of a Controlled Experiment: Treating the Mentally Ill.“ *The Journal of Human Resources* 16 (1981), 523–548.

Hier wie da geht es um einen Effizienzvergleich zweier Therapien: einerseits die Unterbringung und Unterstützung der Klienten in einem Sanatorium oder Kolleg, andererseits eine gemeindenahе Versorgung, welche die Hilfsbedürftigen in ihren alltäglichen Bindungen und Routinen beläßt. „Wissenschaftskolleg versus traditionelles Sabbatical in heimischer Umwelt“ – das sei die Frage. Wir wollen annehmen, daß wir zufällig Fellows geworden sind, so daß die beobachtbaren Therapiekonsequenzen nicht auf die Fellowzusammensetzungen zurückgeführt werden können. Diese Annahme ist eine nützliche Geste der Bescheidenheit, die nicht einmal versteckt das Auswahlverfahren des Kollegs kritisiert, sondern nur dessen Einmaligkeit: Auch wenn kein statistischer Fehler der ersten Art gemacht worden wäre, dürfte der Fehler zweiter Art nicht selten sein: viele sind nicht in Berlin, die durchaus dabei sein sollten oder könnten.

„Verbesserte seelische Gesundheit“ bzw. „erhöhte wissenschaftliche Leistungsfähigkeit“ ist schwer operationalisierbar. Mit Weisbrod halte ich für plausible Proxy-Maße: verbesserte Einkommenschancen; andere Indikatoren erhöhter Arbeitsproduktivität; ein Konsumverhalten, das absichtsvollere Planung zeigt; eine erhöhte Selbstzufriedenheit; verringerte klinische Symptome; eine gesteigerte Teilnahme am sozialen Leben.

Die Methode des traditionellen Sabbaticals nun versucht diese Ziele zu erreichen, indem sie den Teilnehmern oder „Klienten“ einerseits ein Forschungsprojekt abverlangt und sie zur Verwirklichung in ihren alltäglichen Bezügen beläßt, aber von Vorlesungs- und Anwesenheitsverpflichtungen befreit, in wohlwollender kollegialer Umwelt auch von Kommissions- und Prüfungsverpflichtungen. Familien nehmen auf den neuen Zeitrhythmus nach Kraft – und ebenfalls Wohlwollen – Rücksicht, wenn denn die täglichen Aktivitätsmuster nicht schon so habitualisiert sind, daß an Variation nicht mehr zu denken ist. Zwar können die Vorlesungsbefreiten auch verstärkt zu häuslicher Arbeit herangezogen werden oder sich herangezogen fühlen, aber wahrscheinlicher sind wohl ausgedehnte Vortrags- und Tagungsreisen sowie Ablenkungen durch Festschriftbeiträge – denn die Klienten sind ja meist in einem fortgeschrittenen akademischen Alter.

Ganz anders die Therapie durch das Kolleg: Streß durch Seklusion und Exklusion heißt die Devise. Die erzwungene Lösung von den Dauerreizen der Wissenschaftswelt, die für einige sichtlich Entzugserscheinungen bringt, geht einher mit dem Zwang, pünktlich und regelmäßig zum Essen zu erscheinen, die wechselnden Tischpartner nicht einfach zu belehren, da vorgängige Autoritäten nicht bekannt oder akzeptiert sind – und Selbstge-

fälligkeit gerade von den jüngeren Kollegiaten, die als AGORA-Gruppe in unserem Jahrgang besonders deutlich vertreten waren, spürbar durch Mißachtung gestraft wird. Zuhören und einem selbst Verständliches in Frage stellen lassen zu müssen – das fällt um so schwerer, je mehr Investitionen jemand in seine theoretische Perspektive getätigt hat. Die härteste Belastung ist daher – im Kolloquium wie beim Tischgespräch – gar nicht mehr gefragt zu werden.

Der Streß der Kollegtherapie kann durch den *staff* gemildert werden, dessen Freundlichkeit und Dienstbarkeit aber nur unter der Bedingung einer gewissen Reziprozität denkbar ist. Der phantasievolle Blumenschmuck am Hauptportal vermittelt dem, der Augen hat, täglich aufs neue königliche Empfangsgefühle (wie der Rotweingruß beim Einzug in eine sofort uneingeschränkt nutzbare Wohnung), und das einladende Lächeln zum Gong vor Tisch klingt dem nach hoher Servicekultur, der seine Sinne dafür öffnet. Der nimmt auch den einfallsreichen Tischschmuck im fast immer bilderlosen Speiseraum wahr und erlebt liebenswertes Verständnis auch bei den ausgefallensten Eßgewohnheiten oder Verspätungen (eingeschlossen die Bereitschaft, ein Stückchen des Dessertkuchens für den Nachmittag zu verstecken). Die Härte des ungewohnten Ausgesetztseins und Alleinlebens kann durch die persönliche, sich Zeit nehmende Zuwendung am Empfang ausgeglichen werden. Das plötzliche Los, ohne MitarbeiterInnen arbeiten zu müssen, kann durch die hilfsbereiten Bibliothekarinnen und nie ermüdende Fellow-Dienste praktisch vergessen gemacht werden, gleichviel ob bei Übersetzungen, PC-, Wohnungsreparaturen oder sonstigen Hilfen an Fahrrad oder Auto.

Die Therapiealternative „Kolleg“ setzt also darauf, die Klienten mit den Kosten ihres Verhaltens zu konfrontieren: Wer spricht, aber nicht fragt und nicht zuhört, wird nicht mehr gefragt. Wer nur seine Heimatsprache sprechen will, bleibt, wie er ist, während sich um ihn herum inspirierte Geister tummeln. Wer sich von den Donnerstagnächten fernhält, kann sich nur an wohlbemessenen Bemerkungen, nicht aber ausgelassenem Witz laben. Und wer schließlich nicht die *emotional work* des *staff* würdigt, der kann weder logisch noch psychologisch in ihren Genuß kommen.

Ganz anders dagegen die Therapiealternative „Sabbatical in häuslicher Umgebung“: Natürlich kann Ruhe allein auch Besinnung ermöglichen, aber wo gleichsam bedingungslos ein Stück Freiraum geschaffen wird, ohne daß Belohnungen oder Anreize zur Selbstvergewisserung oder auch Neuorientierung auffordern, sind Invention und Innovation unwahrscheinlicher, sofern Druck und Not erfinderisch machen. Das aber nehmen *common sense* und die Ökonomie der Forschung an. Wer auf seine vertrauten Bestätigungen und Unterstützungen rechnen kann, steht unter geringerem Argumentations- und Rechtfertigungsdruck als ein Fellow am

Kolleg. Wie sehr sich das im Vergleich der Alternativen „Kolleg oder Sabbatical am Heimatort“ auswirkt, ist ein empirisches Problem.

Für den stilisierten Therapievergleich vernachlässige ich Sabbaticals, die nicht am Heimatort verbracht werden, ebenso wie Fellows, die mit ihrer gesamten Familie am Kolleg waren – obwohl ich oft gewünscht hätte, viel mehr kleine Kinder unter uns zu haben. Natürlich ist die Beobachtungsperiode fast zu kurz: die einmalige teilnehmende Beobachtung einer 10-Monatsperiode ist für eine fundierte Analyse sehr knapp, aber eine Verlängerung oder Wiederholung des Experiments ist leider nicht vorgesehen.

Was sind nun die Ergebnisse? Zunächst der Kostenvergleich: Ohne Frage sind die primären Kosten der Intervention (Personalkosten für Permanent Fellows und *staff*, Mieten) im Kolleg höher, selbst wenn man von den allfälligen Vertretungskosten absieht. (Allerdings sind die positiven Beschäftigungswirkungen in Berlin und die produktiven Folgen der Entspannung der am Heimatort Zurückgelassenen zu saldieren.) Die sekundären Interventionskosten sind dagegen im Kolleg niedriger: Reisekosten zu Tagungen und der Zeitverlust für Festschriftbeiträge fallen im Kolleg niedriger aus, weil sie legitim, da vorgeschrieben, abgelehnt werden können, was im normalen Sabbatical nicht möglich ist. Durch doppelte Haushaltsführung und Familienzusammenführungen sowie die großzügigen Gästezimmer in den Wohnungen der Fellows fallen im Kolleg andere Reisen an. Sie lenken jedoch nicht ab, im Gegenteil, außerdem dürfte in Zeiten von Arbeitslosigkeit diese Erhöhung der privaten Nachfrage zumal ausländischer Besucher insgesamt aber volkswirtschaftlich positiv wirken.

Weisbrod untersucht auch die Kosten der Rechtsdurchsetzung bei illegalem Verhalten der Klienten. Da die soziale Kontrolle im Kolleg verstärkt ist, sind Alkohol- und Drogendelikte geringer, obwohl natürlich die Hauptstadt Berlin mit ihren Umschlagplätzen und den guten Restaurants (einschließlich der Wein- und Biertheke im Kolleg) und Bars – ohne Polizeistunde – auch Gefahren bietet. Im wesentlichen sind mir Verkehrsdelikte zu Ohren gekommen, die eher charakterbedingt waren oder der höheren Polizeidichte in Berlin geschuldet sind, zwischen den beiden Therapiealternativen also nicht wirklich trennen.

Die Kategorie der psychischen Kosten durch die Trennung ist für das Kollegmodell schwer zu ermitteln: für ältere und/oder weisere Familien und Arbeitsgruppen könnten die Vorteile stärker ins Gewicht fallen, während jüngere Paare oder Familien und gerade erst entstandene Arbeitskontakte durch eine Trennung starken Belastungen ausgesetzt sein könnten. Hier wäre eine individuelle Kalkulation nötig, die den Berichtsrahmen jedoch sprengte.

Nun zu den Nutzen. Weisbrod unterscheidet die erhöhte Arbeitsproduktivität und die erhöhte Effizienz, Konsumententscheidungen zu treffen sowie eine verbesserte mentale und physische Gesundheit als Dimensionen für den Nutzenvergleich. Selbst bei so einfachen Maßen wie den Seiten produzierter Aufsätze muß innerhalb der kurzen Beobachtungszeit eine Vermutung und Selbstbeobachtung genügen: Allein die längere Zeit abgeschirmten Sitzens am Schreibtisch hat mich neben der ungehetzten Beendigung mehrerer Manuskripte einen großen Schritt an einem lange liegengebliebenen Buchmanuskript („Personalökonomie und Arbeitspolitik – Versuch einer politischen Mikroökonomie“) vorankommen lassen. Das gewichtige Wort der Anthropologen im Kolleg hat mich nicht nur ein Kapitel gänzlich neu schreiben lassen, sondern sogleich zu einem Studienprojekt mit dem Trierer Ethnologen angeregt, „Wirtschaft und Kultur“. Die Diskussionen in den Arbeitsgruppen der „Juristen und Ökonomen“ sowie in vielen AGORA-Sitzungen waren diskursiv und anregend, auch ohne konkreten Ertrag. Zur Entstehung von Wertüberzeugungen und (wirtschafts-)wissenschaftlichen Glaubenssystemen habe ich manches Gespräch geführt und hilfreiche Fingerzeige auf mir bislang unbekannte Literatur erhalten. Das letzte Mal habe ich vor zwanzig Jahren als Heisenberg-Fellow an der Stanford University in einer ähnlich anregenden Umgebung gelebt – das Wissenschaftskolleg ein Jungbrunnen also, so weit ich sehen kann, für viele der Fellows. Es gibt keinen Grund anzunehmen, daß dies nicht auch zu einem erhöhtem Erfolg am Arbeitsmarkt und zu bessern Verdienstchancen als ein Sabbatical zu Hause führen sollte.

Die Fähigkeit, Konsumententscheidungen überlegter zu treffen, wird am Kolleg gewiß beeinflusst. Da alles für ein luxuriöses Klosterleben vorhanden ist, werden zunächst einmal Kaufräusche im Ansatz verhindert. Soweit Konsumententscheidungen zu treffen sind, gelten sie der Auswahl von Theater und Konzerten, wenn nicht Vorträgen oder Lesungen oder Führungen gerade auch durch Co-Fellows. Und dazu findet man jeden Rat aus den wohlsortierten Zeitungen, was die Szenetheater angeht, aber vor allem von *staff members*. (Von nur wenigen, vor allem Ethnologen, wird berichtet, daß sie beim Sechstagerennen, Basketball oder Fußball gesehen wurden).

Die physische Gesundheit steigert sich im Kolleg weniger bei den überaus seltenen Tanzveranstaltungen oder in einem spärlichen Kraftraum, als vielmehr im Grunewald und im Halensee. Es sollen gar Segler und Golfer gesichtet worden sein. Die Kochkunst hilft den Mageren zu besseren Formen, andere lernen, aufmerksam zu werden.

Sowohl die neu gewonnene physische wie auch mentale Stärke lassen sich durch Expertenurteil, aber auch im Eigenurteil der Klienten ermitteln. Meine Erhebungen ergaben einen sehr hohen Grad an Zufriedenheit

mit diesem generationenübergreifenden Zusammensein. Das ist nicht überraschend. Der psychischen Gesundheit wird am Kolleg durch gezielte Atem- und Physiotherapien nachgeholfen, mehr noch durch die Heiterkeit raumdurchflutenden Klavierspiels – am meisten aber durch die Wärme und Freundlichkeit aller, die den Nöten des Alltags enthoben sind, und derjenigen, die sie dieser Nöte entheben, ohne ihnen selbst enthoben zu sein. Diese Wirkung einer temporären Enthebung aus dem Alltag ist durch ein Sabbatical am Heimatort nicht erreichbar.

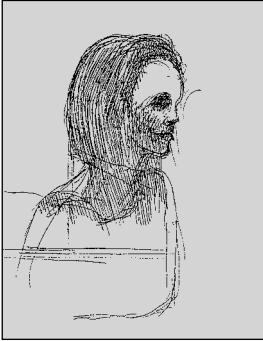
Während für psychisch Kranke in der jüngeren Vergangenheit eine gemeindenahere Versorgung befürwortet und einer De-Institutionalisierung das Wort geredet wurde – so übrigens auch das Ergebnis der Studie Weisbrods, zeigt sich für die Kräftigung wissenschaftlicher Geister und Körper die kollegmäßige Institutionalisierung der (heimat-)gemeindenaheren Versorgung deutlich überlegen: jene ist teurer, aber auch deutlich ertragreicher, weshalb es wissenschaftspolitisch vernünftig und wirtschaftlich effizient ist, das Wissenschaftskolleg vor jeglichen Mittelkürzungen zu schützen, im Gegenteil.

* * *

Das Gute ist der Feind des Besseren, und so möchte ich einen Verbesserungsvorschlag machen: Ich denke, daß es der Idee des Kollegs gemäßer wäre, wenn dort die schwindende Kunst der freien statt der lesenden Rede gepflegt würde. Die Kolloquien verlören von ihrer mitunter erstaunlich defensiven Präsentationspraxis und sie gewännen an Austausch, der ja gerade in einem Kreis von Nichtspezialisten und Nichtmuttersprachlern von Pointierung – und nicht von Differenzierung lebt.

Valentina Sandu-Dediu

Neue Musik aus Rumänien in Berlin



Geboren am 27. November 1966 in Bukarest, Rumänien. 1966–85 Studium am Musiklyzeum „George Enescu“ in Bukarest; Klavier-Diplom. 1986–90 Studium der Fächer Musikwissenschaft und Klavier an der Musik-Universität Bukarest; Diplom der Musikwissenschaft mit einer Analyse von Alban Bergs „Wozzeck“. 1990–93 Redakteurin im Musikverlag Editura Muzicala, Bukarest; gleichzeitig assoziierte Universitäts-Assistentin der Musik-Universität Bukarest. 1993–97 Forschungen zur rumänischen Gegenwartsmusik am Institut für Kunstgeschichte „George Oprescu“ in Bukarest. Seit 1993 Professorin für Musikgeschichte, musikalische Stilkunde und Musikwissenschaft an der Musik-Universität Bukarest. Seit April 2000 wissenschaftliche Sekretärin der theoretischen Fakultät. März–Juli 1991 Stipendium der Alban Berg-Stiftung, Wien; Thema: „Alban Bergs Werke und ihre Verbindung mit dem musikalischen Manierismus“. 1995 Dissertation über „Stilistische und symbolische Hypostasen des Manierismus in der Musik“ an der Musik-Universität Bukarest. 1996–97 Stipendium des New Europe College in Bukarest für ein Forschungsprojekt über Rhetorik und Stilistik in der Musikwissenschaft. Januar–März 2000 Andrew W. Mellon-Stipendium am Wissenschaftskolleg zu Berlin. – Adresse: Music University of Bucharest, Str. Stirbei Voda 33, RO-79551 Bukarest, Romania.

Es mag widersprüchlich erscheinen, daß ich nach Berlin gekommen bin, um über rumänische Musik zu schreiben. Einer meiner Gründe dafür war, daß ich hier in Berlin mit internationalen Bibliographien arbeiten konnte, die mir in Rumänien nicht zugänglich gewesen wären. Ich hatte für mein Buchprojekt „Neue Musik in Rumänien in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts“ sehr viel Material aus rumänischen Zeitschriften und Büchern gesammelt, aber ich hatte in Rumänien keinen Zugang zu neueren Veröffentlichungen aus dem Westen. Ich wollte z. B. mehr erfahren über die Musik in den ehemaligen kommunistischen Ländern Ost- und Mitteleuro-

pas nach der politischen Wende. Ein Schwerpunkt meines Themas ist es, die ideologischen Beziehungen der ehemaligen Sowjetunion zu den Musikkulturen anderer früherer Ostblockländer wie Ungarn und Polen zu beschreiben. Hier hat mir die Bibliothek des Wissenschaftskollegs unglaublich viel geholfen.

Mein Buchprojekt, das seit 1998 auch durch die Ernst von Siemens-Stiftung unterstützt wird, hat folgenden Aufbau: In der Einleitung widme ich mich den Anfängen der rumänischen Musik im 19. Jahrhundert und dem Begründer einer eigenständigen rumänischen Musik in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, George Enescu, sowie den wesentlichen Stilentwicklungen in der Zwischenkriegszeit. Das 1. Kapitel „Zeitgenössische Musik in Rumänien nach 1945“ analysiert den politischen und ideologischen Hintergrund des musikalischen Schaffens zwischen 1945 und 1965. Es war mein Ziel, dieses wichtige Kapitel in Berlin fertigzustellen. Das 2. Kapitel widmet sich den Überlebensstrategien der rumänischen Musik unter der kommunistischen Diktatur (1965–89). Das 3. Kapitel behandelt die Musik nach der Wende 1989. Stellen diese ersten drei Kapitel den sozial- und institutionengeschichtlichen Hintergrund sowie die ideologischen Auseinandersetzungen über die Kompositionspraxis in chronologischer Abfolge dar, so behandeln die nächsten drei Kapitel einige ausgewählte Themenkomplexe, wie z. B. die Suche nach einer authentischen rumänischen Musik und Spiritualität, die musikphilosophischen und -ästhetischen Voraussetzungen der Komponisten nach 1945, die Auseinandersetzung mit den großen Stil Tendenzen der westeuropäischen Musik wie Zwölftonmusik, Neoklassizismus, Aleatorik, mathematischer Konstruktivismus, Postmoderne etc.

Das Buch soll 2001 auf deutsch veröffentlicht werden, deshalb beschäftigte ich mich auch mit der Übersetzung ins Deutsche, die von Haiganu und Martin Schimek (Wien) ausgeführt wurde. Es gab schon eine erste Fassung für die Einleitung und die ersten beiden Kapitel. Diese benötigten aber noch ein „style editing“, das durch die ausgezeichnete Arbeit der Fellowdienste des Wissenschaftskollegs erfolgte.

In den drei Monaten meines Berlinaufenthalts konnte ich mich noch mehr als erwartet auf rumänische Musik konzentrieren, nämlich nicht nur in wissenschaftlicher, sondern auch in künstlerischer Hinsicht.

Die Begegnung mit meinem Co-Fellow Ray Jackendoff, einem Klarinettenisten, führte zu der spontanen Gründung eines „Schwerpunkts Kammermusik“. Wir haben hauptsächlich rumänische Musik aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gespielt. Im März gaben wir ein „Hauskonzert“ (mit Marțian Negrea, Alban Berg und Stefan Niculescu). Kurz darauf stellten wir ein musikalisches Portrait des Komponisten Dan Dediu vor, das vom rumänischen Kulturinstitut in Berlin organisiert wurde. Aus

diesen Aktivitäten gingen noch weitere künstlerische Projekte hervor, wie z. B. die Aufnahme einer CD zu moderner rumänischer Musik für Klarinette und Klavier.

Endlich konnte ich auch meine „fixe Idee“ verwirklichen, nämlich über die im Westen viel zu wenig bekannte moderne rumänische Musik zu sprechen. Dank der freundlichen Hilfe des Wissenschaftskollegs hat der Sender Freies Berlin mit mir in der Reihe „Klassik-Galerie“ eine Sendung zu diesem Thema produziert, in der einige sehr gute Musikfragmente gesendet wurden.

Die Bedingungen am Wissenschaftskolleg während meines dreimonatigen Aufenthalts waren so ideal, daß ich mit größter Freude musiziert habe. Die schon erwähnte wertvolle Hilfe der Bibliothek und der Fellowdienste, aber auch die Liebenswürdigkeit der Angestellten des Wissenschaftskollegs und die Freundlichkeit der anderen Fellows haben dabei die wichtigste Rolle gespielt.

Charlotte Schoell-Glass

Zwei Perspektiven: Der Blick von oben. Die Mühen der (Editions-)Ebene



Studierte in Freiburg, München und London. Seit 1983 wissenschaftliche Mitarbeiterin, seit 1996 Privatdozentin am Kunstgeschichtlichen Seminar der Universität Hamburg. Forschungen zur spätmittelalterlichen Handschriftenillustration und -herstellung, zur Gartenkunst des 18., 19. und 20. Jahrhunderts, zur Wissenschaftsgeschichte und zur Geschichte der Kunstgeschichte. Forschungsschwerpunkt: Text-Bild-Bezüge. Zuletzt erschienen: *Aby Warburg und der Antisemitismus. Kulturwissenschaft als Geistespolitik* (Frankfurt am Main: Fischer, 1998). *Aby Warburg, Tagebuch der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg*, mit Einträgen von Gertrud Bing und Fritz Saxl, herausgegeben von Karen Michels und Charlotte Schoell-Glass. *Gesammelte Schriften, Studienausgabe*, Bd. VII (Berlin: Akademie Verlag, 2001). – Adresse: Kunstgeschichtliches Seminar, Universität Hamburg, Edmund-Siemers-Allee 1, 20146 Hamburg.

Ich war noch gar nicht in Berlin, vollauf damit beschäftigt, die Hamburger Fäden so gut wie möglich zu vernähen und die Materialien zusammenzustellen, die ich in der unendlich langen Forschungsfreiheit, die vor mir lag, bearbeiten wollte, da wurde ich aus Berlin angerufen – aber nicht vom Kolleg. Man habe gelesen, ich käme und hätte dieses Projekt „Der Blick von oben“. Ob ich nicht für die *Berliner Seiten* am 8. September zur ersten Bundestagssitzung kommen, auf das Parlament von oben herabblicken und darüber schreiben könne? Das Ansinnen schien mir mein Thema so charmant beim Wort zu nehmen, daß ich in aller Hektik doch nach Berlin sauste und einen Vormittag auf den Fluren und Tribünen und in der Kuppel des neuen alten Reichstags zubrachte, um darüber zu berichten. Nicht ohne vorher in den Hamburger Bildarchiven festgestellt zu haben, daß tatsächlich Parlamente und Ratsversammlungen schon seit dem späten Mittelalter aus erhöhter Perspektive dargestellt werden, so daß man den *body*

politic wahrnehmen kann, und daß insofern die Frage der Redaktion keineswegs so naiv war, wie ich naiverweise gedacht hatte. Das fing ja gut an.

1999 als Gast nach Berlin zu kommen war nicht nur deshalb ein Privileg, weil am Wissenschaftskolleg für das Wohlbefinden der Fellows alles getan wird, was andere dafür tun können. Wir wurden auch Zeuge der Veränderungen, der Verjüngung, der Erneuerung und des Umbaus der Stadt. Neben der Arbeit immer dieses Gefühl, man versäumt, gleichgültig, wieviel man in den Tag stopft, mehr als anderswo, und Ungewöhnlicheres.

Ich wollte ja eigentlich nicht kommen. Im Grunde dachte ich: *think tanks* – was soll das? Man lügt sich doch in die kollektive Tasche, denn der Geist weht, wo er will, er hat keine institutionalisierbare Adresse, weder unter alten Bäumen noch hinter dorischen Säulen. Heute bin ich denen dankbar, die zu mir gesagt haben: zu so was sagt man nicht nein, Punktum. Er weht nämlich doch an manchen Adressen mehr als anderswo. Nicht, daß ich mit mir zufriedener wäre als vor einem Jahr: im Gegenteil. Wie ist es bloß möglich, daß man immer noch auf den Sommerferien-Effekt reinfällt? Von vorne sieht es aus wie eine geschenkte Ewigkeit, von hinten wie ein Kurzstreckensput.

Das Buch ist nicht fertig, aber ein Aufsatz zum „Blick von oben“. War es richtig, ein so locker entworfenes Konzept zur Grundlage zu machen für ein geschenktes Jahr? Ich denke schon. Selten habe ich bisher an einem Thema gearbeitet, für das sich so viele und so unterschiedliche Gesprächspartner interessiert haben, aus den verschiedensten Blickwinkeln, an die ich noch gar nicht gedacht hatte und mit Fragen, auf die ich nicht gekommen wäre. Etwa, wie man die Perspektivität von Bildern in das Konzept der teilnehmenden Beobachtung in der ethnologischen Feldforschung integrieren könne, oder vielmehr, ob nicht die Kunstgeschichte und Bildanalyse Modelle entwickelt habe, die da nützlich sein könnten? Nah und fern zum Bild, Nähe und Distanz des Bildgegenstandes, Raumkonstruktion und -dekonstruktion: können sie rückverwandelt werden in Modelle für die Wahrnehmung von Situationen im realen, im intellektuellen, im emotionalen Raum? Fragen an eine neu sich konstituierende Kunstgeschichte, die sich als Geschichte und Wissenschaft von Bild- und Raumkonstruktionen versteht.

Statt dessen Gespräche und Diskussionen, darunter ein Seminar, in dem ich im März 2000 mit meinen Gästen, die das Wissenschaftskolleg zu seinen Gästen gemacht hatte, zwei Tage „Fragen an Cassirer“ besprochen habe, Fragen, die vor allem an die Theorie der symbolischen Formen anknüpften. Einer von ihnen, Georges Didi-Huberman, unterstellte in seinem jüngst ins Deutsche übersetzten Buch *Vor einem Bild* den Kunsthistorikern (der Kunstgeschichte) die Neigung, sich einer „spontanen Philosophie“ zu bedienen, die auf „Worten, und nur auf Worten [basiert], deren

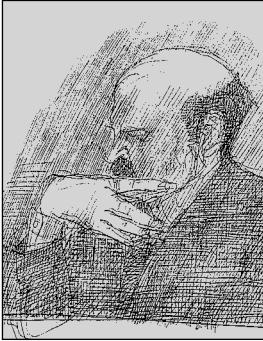
besonderer Gebrauch darin besteht, Lücken zu schließen, Widersprüche zu leugnen und ... alle Aporien zu lösen, welche die Welt der Bilder für die Welt des Wissens bereit hält.“ Dem Seminar ist es gelungen, dies zu vermeiden, und mit Genauigkeit und Sorgfalt einen Begriff auf seine Tragfähigkeit für das historische und systematische Verstehen der Kunst (oder einer bestimmten Perspektivität) geprüft zu haben, ohne vorschnell zu schließen, zu leugnen oder zu lösen.

Und immer dabei: das Tagebuch. Nicht mein Tagebuch, sondern das Tagebuch der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg (1926–1929), das 2001 im Berliner Akademie-Verlag erscheinen wird; ein Projekt, das ich und meine Mitherausgeberin Karen Michels – die in Berlin und am Wissenschaftskolleg auch mehrmals mein Gast war – nun schon seit Jahren im Rahmen der Studienausgabe der *Gesammelten Schriften* Aby Warburgs (1866–1929) betreiben. Das Tagebuch mit seinen 556 Seiten Text mußte korrigiert, die Fahnen korrekturgelesen, eine Liste mit Kurzbiographien (durch die Vermittlung der unvergleichlichen Fellowdienste) bearbeitet werden und was dergleichen mehr ist. Editionsarbeit ist Dienst an der Forschung, von dem man nie erfahren wird, ob sein Nutzen dem unendlichen Aufwand je entsprechen wird. Dennoch besteht für mich kein Zweifel, daß mit Warburgs Bibliothekstagebuch ein wichtiges Zeugnis der Institutionen- und Geistesgeschichte der zwanziger Jahre zugänglich gemacht wird. Man erfährt, wie ein Forschungsinstitut aus privater Initiative nach innen und außen geformt und funktionstüchtig gemacht wird, man kann den Forschungsprojekten der Bibliothek Warburg von Tag zu Tag folgen, etwa dem Entstehen des *Bilderatlas Mnemosyne* (auch er wird im Akademie-Verlag ediert), man wird zur Kenntnis nehmen, daß sich auch das anscheinend ganz auf die italienische Renaissance konzentrierte Institut, dem Studium des Nachlebens der Antike gewidmet, im politischen Spektrum der Weimarer Republik positionieren mußte.

Aber abgesehen vom vernünftigen Ertrag dieser Editionsarbeit erlaubt das Tagebuch auch einen unverstellten Blick auf Warburgs Sprachbilder und Sprachwitz – und von dort kam denn auch immer wieder die dringend notwendige Aufmunterung, wie etwa in der folgenden Charakterisierung: „Bringt sympathisch menschlichen Sachverstand mit, leider auch die Frau im strahlenden Bildungsgefieder; sie geht davon aus, daß ein anderer seine eigenen Angelegenheiten nur versteht, wenn sie etwas dazu rasch und bedeutsam sagt.“ Man meint, sie auch schon getroffen zu haben, sie und (zoologisch korrekter) ihr männliches Pendant.

Richard A. Shweder

My Stay At Wiko



Richard A. Shweder is a cultural anthropologist and Professor of Human Development at the University of Chicago. He is the author of *Thinking Through Cultures: Expeditions in Cultural Psychology* and the editor or co-editor of several books in the areas of cultural psychology, psychological anthropology, and comparative human development. Professor Shweder has been the recipient of a John Simon Guggenheim Fellowship and the recipient of the American Association for the Advancement of Science Socio-Psychological Prize for his essay "Does the Concept of the Person Vary Cross-Culturally?" He is a Fellow of the American Academy of Arts and Sciences and has served as President of the Society for Psychological Anthropology. He is currently co-chairing a joint Social Science Research Council/Russell Sage Foundation Working Group on "Ethnic Customs, Assimilation and American Law", which is concerned with the issue of the "Free Exercise of Culture: How Free Is It? How Free Ought It To Be?" For the past thirty years, Professor Shweder has conducted research in cultural psychology on moral reasoning, emotional functioning, gender roles, and the moral foundations of family life practices in the Hindu temple town of Bhubaneswar on the East Coast of India. During the 1999/2000 academic year, he was a Fellow at the Wissenschaftskolleg zu Berlin (The Institute for Advanced Study in Berlin) working on the "Free Exercise of Culture" project and co-editing an issue of the journal *Daedalus* (Autumn 2000) titled "The End of Tolerance: Engaging Cultural Differences." – Address: Committee on Human Development, University of Chicago, 5730 South Woodlawn Avenue, Chicago, IL 60637, USA.

I anticipated that the Wissenschaftskolleg zu Berlin would be a really fine intellectual center, and it turned out to be greater than expected.

On the other hand, I confess that, before arriving, I had some (predictable) trepidation about living for a year in Berlin. During the celebration for the year 2000, some commentator made the arresting remark that the first half of the twentieth century was the story of preparation for World War II and the second half of the twentieth century was the story of recovery from World War II. When I received an invitation to be a Fellow at Wiko, I was honored, excited, and pleased. Yet as I contemplated living in Berlin, the history of the twentieth century did loom large in my mind and my imagination roamed across many gray and uninviting images from the past. So I was really happy that the sun was shining when I arrived in late September. By late October, I was amazed by my enthusiasm for the city, and I realized that Berlin was a city in which I could feel at home and even reside permanently. Now, after ten months, I believe I know Berlin better than I know the city of Chicago, where I have lived for twenty-seven years.

Part of this feeling at home in Berlin is, of course, due to living under privileged circumstances and under the protective wing of the well-organized and ever-helpful Wiko staff. Some of it is due to a commitment my wife and I made to go out and systematically explore the city, which we did. We had many visitors during the year. This provided an incentive to become knowledgeable about the local urban scene. We also had Berliner friends, who educated us on the architecture of the city and took us on walking and car tours in and around Berlin. We greatly appreciated the kindness of our friends. They appreciated our rapidly acquired fondness for Berlin urban life.

The inclination to explore things emerged early. On day two, feeling a bit lost and at sea in a city I had previously visited but twice (and both times in the cloistered setting of academic conferences), I purchased a large map of the city. Shortly thereafter, Candy and I were provided with all sorts of information about public transportation and went off on the first of many trips of discovery into various sections or neighborhoods of the city. I had not realized that the city is 25% green, that for Berliners going to the opera or a music concert is like breathing, and that café culture is alive and well in the city. Three opera houses, five symphony orchestras, and many restaurants, movies, art galleries, and neighborhoods later, I feel that I have just spent a year in which there was a near perfect balance of community, hard work at scholarship, and social participation in the “high culture” and “low culture” aspects of Berlin.

Concerning the Wiko community, I felt welcome and well-treated. Jürgen Kocka was the ideal surrogate for Wolf Lepenies during the autumn period that culminated with a glorious Christmas celebration (André Laks at the piano and songs of the season in German and English). Jürgen

Kocka not only exemplified a high standard for seriousness of conversation but was also welcoming and able to convey (in word and deed) the Wiko ethos of being fanatically supportive of intellectual curiosity, free thinking, and pure research. Four languages (German, English, French, and Italian) were commonly spoken in the lunch room and sitting rooms of Wiko. German is of course the official language and English perhaps the language of default (the *lingua franca*). Jürgen Kocka was masterful in multi-lingual communication. Perhaps this encouraged Jürgen Falter to conduct his Tuesday Seminar presentation in both German and in English and to pull it off with great success. I also thought the very first individual seminar presentation, delivered by Franco Moretti, set a high standard for that event. Clearly, the weekly seminar is a major and challenging scholarly forum. A one-hour presentation followed by a full hour of critical questioning from leading scholars from a dozen or so disciplines is a thrilling experience to observe and to experience. Concerning the language issue and the weekly seminar, the challenge is obvious. A far larger number of native German-speaking scholars can follow a lecture in English than native English-speaking scholars can follow a lecture in German. The solution is less obvious. Jürgen Falter's multi-lingual presentation was a tour de force, but for that very reason hard to replicate. I think the current effort to make detailed written translations of all seminar presentations is well worth the effort. It is a good enough solution to the problem of informing the audience about the content of the talk to make questioning possible and there is a take-home message for everyone. And it permits individual scholars to speak in the language of their choice (for whatever complex reasons).

Looking back over the year, I am astonished at the seamless transition from the autumn to the winter and spring. Wolf Lepenies returned to Wiko in January and it was as if he had never been away. The Wiko spirit of civility, high seriousness, and intellectual fun is clearly an extension of his personality, which he has so masterfully managed to make manifest and give a life of its own in the ways of the Wiko (the "Wiko way"?). I also hold Joachim Nettelbeck responsible for some of this civility, high seriousness, and sheer intellectual fun.

One very important part of community life was the "informal seminars" that emerged during the year. I regularly participated in three: the "Work and Consumption" seminar (organized by Gerd Spittler), the "Language and Mind" seminar (organized by David Olson, Ray Jackendoff, and others), and the "Written Culture" seminar (also organized by David Olson and others). Although I only attended a couple of AGORA events, I much enjoyed my interactions with some of the younger scholars in res-

idence, in particular Albrecht Hofheinz, Elizabeth Dunn, Stefan Voigt, Shalini Randeria, Tazeen Murshid, and Sebastian Conrad.

I wish to comment as well on the intellectual generosity of the economists who were in residence, some of whom (Hans-Jürgen Wagener, Stefan Voigt, and Dieter Sadowski) participated with us anthropologists (Spittler, Shweder, Dunn, Macamo) in very lively (and for me enlightening) ways in the “Work and Consumption” group. Gerd Spittler was the hub of this group and I anticipate that our fellowship and friendship formed at Wiko will continue for many years.

As I think of all the individuals (permanent fellows, yearly fellows, guests of the rector, members of the staff) I had the pleasure to meet this year, I am flooded with recollections of discussions, debates, disagreements, and plenty of just fine and entertaining conversation. I dare not list them all. Having writers, judges, legal scholars, composers, and political commentators in the same house along with social scientists and scholars in the humanities gives the Wiko a unique, mighty character. I was impressed by its cosmopolitan sense of community and links to the political, social, intellectual, and cultural affairs of the city, the country, and indeed the world.

Concerning scholarship, I found the arrangement of working in my apartment at Villa Walter quite congenial. Indeed, I work this way when I am in residence at the University of Chicago. My main project on “The Free Exercise of Culture: How Free Ought It To Be?” reached fruition with the acceptance in June 2000 of a special issue of *Daedalus: Journal of the American Academy of Arts and Sciences*, which I co-edited on that topic and with that title. In addition, during the year I wrote several articles and two book chapters. 1. A long essay titled “What About FGM? And Why Culture Matters in the First Place”; 2. A much shorter and edited version of “What About FGM? ...”, which will appear in the *Daedalus* issue (the long version will appear in an edited book that will expand on the *Daedalus* project); 3. “Rethinking the ‘Object’ of Anthropology, and Ending Up Where Kroeber and Kluckhohn Began”, a defense and explanation of the “culture” concept, which is forthcoming in the *American Anthropologist* (and will be shortly previewed in the SSRC Newsletter “Items and Issues”); 4. “A Polytheistic Conception of the Sciences and the Virtues of Deep Variety”, a critique of E.O. Wilson’s notion of “consilience” and of reductive versions of social biology (this essay was delivered at the New York Academy of Sciences Conference on “Unity of Knowledge: The Convergence of the Natural and Human Sciences” and will appear in the *Proceedings of the NYAS*); 5. “The Psychology of Practice and the Practice of the Three Psychologies”, to appear in the *Asian Journal of Social Psychology* (revised and finalized at Wiko); 6. “Ethnic Conserva-

tism, Psychological Well-Being and the Downside of Mainstreaming” (with Randall Horton), to appear in an edited book on Midlife in the United States. Full references can be found in the attached vita.

Two other encyclopedia essays for the *International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences* (IESBS), one on “Culture” and the other on “Cultural Psychology”, are in process. I also made progress on completing an edited collection of my recent papers and throughout the year served as editor of the “Modern Cultural Concerns” section of the IESBS. I continued to serve as the co-chair of the SSRC Working Group on “Ethnic Customs, Assimilation and American Law” and organized a major conference on the topic in preparation for the *Daedalus* volume and subsequent edited book.

Thanks for having us. It was a very broadening experience for both Candy and me.

Emmanuel Sivan

Nipped in the Bud



Born in Kibbutz Kfar Ha-Khoresh, Israel, 1937. B. A. and M. A. at Hebrew University of Jerusalem. Ph. D. at the Sorbonne. Has been Visiting Professor at Columbia, Princeton, Penn, The New School, Rutgers, University of Paris X (Nanterre), and EHESS (Paris). Currently Professor of History at Hebrew University. Recent books: *Radical Islam* (1990), *The 1948 Generation* (1991), *Mythes Politiques Arabes* (1995), *War and Remembrance in the 20th Century* (1999). – Address: 20 Zeitlin Street, Ramat Danya, Jerusalem, 96757 Israel.

I find myself in the unenviable position of having to report on a stay, as Guest of the Rector, which was scheduled to last for five months, but which was cut short after two and a half months due to the terrible illness that struck my aging mother and ended with her death in March 2000.

My sadness at having to leave the Kolleg is rendered even more acute, because my stay was exceedingly pleasant and productive. Never have I found in the research institutes where I worked personnel as welcoming, cooperative and efficient. The physical environment, the landscape and the office services made my work very pleasant, despite the constant struggle to give shape to my thinking in words – a task which sometimes wears you down if you do it for days on end.

My endeavour concentrated, first, on writing the final chapter for a book I authored jointly with Gabriel A. Almond, tentatively called *Strong Religion*, which deals with the comparative study of contemporary fundamentalism in Judaism, Christianity, Islam and Hinduism. This final chapter looks at the future of the phenomenon dissected in the earlier chapters, trying to speculate about possible scenarios – violence, integration in the political process, decline, etc. – and the contingencies and factors that may contribute to each one of them. The final draft, which was sent to my editor at Chicago U.P., owes a lot to the frank and incisive critiques I received from a number of Fellows who kindly spent time on the manuscript.

I then proceeded to the second task, writing an essay, commissioned by the *Journal of Democracy*, about some impediments to democratisation in

the Arab world. My major thesis is that, while the powers-that-be seem to be winning the power struggle with Islamist extremists, they are not likely to be magnanimous in victory and allow expansion of human and civil rights, which was curtailed in recent years, for fear that the pro-Islamist though non-violent movements would benefit from this.

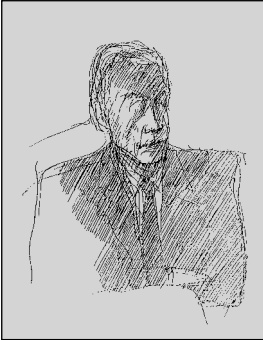
I pondered the question of the origin of this suspicion of all Islamists as ultimately anti-democratic, a fear also shared by the liberal opposition, and saw it both as an outgrowth of the cycle of violence and vengeance and as a product of the ambiguous attitude of even most moderate Islamists to the issue of democracy.

Still, I detect an evolution towards genuine acceptance of democracy in certain Islamist circles, born less from theoretical cogitations than from a growing consciousness that only a democracy might give them a real chance to fight effectively, be it in opposition, against the unfurling tide of secularisation and globalisation; and to that end they themselves must accept with no reservations the rules of the democratic game and try to convince the rulers and the liberals of their sincerity – not an easy task at all. Here again, critiques from certain Fellows were most pertinent.

My third planned project, a study of the development of Catholic attitudes towards democracy in the 19th–20th centuries compared with those of Islam, intended to find out whether there is a similar pattern to be laid out and insights to be gained for a better understanding of the potentialities of future Islamic evolution along this path. This project was unfortunately nipped in the bud by my mother's illness.

Piotr Skubiszewski

Dreihundert Tage in Berlin



Geboren 1931 in Borzykowo (Provinz Großpolen). 1949–54 Studium der Kunstgeschichte an der Universität Posen. 1958 Promotion (*Die Grabplastik des Veit Stof*). 1965 Habilitation (*Der Becher von Włocławek, Studien über die orientalischen Einflüsse in der Kunst des frühen Mittelalters*). 1953–64 Assistent, dann Oberassistent an der Universität Posen. 1967 Dozent, 1973 Professor für Kunstgeschichte des Mittelalters am Kunsthistorischen Institut der Universität Warschau (bis heute). 1981–99 Professor für Kunstgeschichte des Mittelalters an der Université de Poitiers (Centre d'Etudes Supérieures de Civilisation Médiévale). 1966 Gastprofessor an der Uppsala University und 1975 an der University of Kansas, Lawrence, Kansas. Vorlesungen an mehreren Universitäten, u.a. Lund University, University of London (Courtauld Institute of Art; Warburg Institute), University of East Anglia, Norwich, Princeton University, Yale University, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Freie Universität Berlin, McGill University Montréal, Université des Sciences Humaines, Straßburg II, Université catholique de Louvain, Université de Genève, Tel Aviv University. 1994 Dr. h.c. Katholische Universität Lublin. 1998 korrespondierendes Mitglied der Polnischen Akademie der Wissenschaften. Über 160 Arbeiten auf den Gebieten gotische Plastik, frühmittelalterliche und romanische Goldschmiedekunst, romanische Miniaturmalerei, Ikonographie der mittelalterlichen Kunst und Methodologie der Kunstgeschichte (Schrifttumsverzeichnis: *Iconographica*, Poitiers 1999). – Adresse: ul. Karowa 18 A m. 21, 00-324 Warszawa, Polen.

Wenn ich heute, ein paar Wochen nach meiner Rückkehr nach Warschau, auf meinen dreihundert Tage dauernden Aufenthalt im Wissenschaftskolleg zu Berlin zurückblicke und mich frage, was für mich in jener Zeit das Wichtigste, das Ergreifendste war, dann erscheinen in meinem Gedächtnis

zwei miteinander konkurrierende Realitäten: das Wissenschaftskolleg selbst und die Stadt Berlin. Es mag seltsam klingen, daß an dieser Stelle meine Forschung, das Hauptziel meiner Reise nach Berlin, nicht im Vordergrund steht. Doch war mein Arbeitsumfeld, die tägliche Gedankenarbeit von der Atmosphäre des Lebens im Grunewald entscheidend geprägt.

Jeder von uns Forschern lebt in einem Elfenbeinturm. Ich denke dabei nicht an eine Weltabgeschiedenheit der Wissenschaftler. Die ist in Wirklichkeit nie sehr stark, und wir werden immer wieder und oft sehr heftig an unsere Zugehörigkeit zu diesem Erdental erinnert. Viel gravierender, und für unser Erkenntnisvermögen bestimmt nachteilig, ist unsere Unfähigkeit, die sachlichen und methodologischen Grenzen der eigenen Disziplin zu überschreiten. Ich selbst habe mich vor Jahren mit der Methodologie der Kunstgeschichte beschäftigt und dabei versucht, die anderen Geisteswissenschaften ein wenig kennenzulernen. Es konnten aber nur flüchtige Versuche sein. Man kann in „fremde“ Gebiete der Wissenschaft nur dann eindringen, wenn man sie selbst als Forscher aufsucht. Das ereignet sich selten, obwohl es solche Fälle gibt. Eine der einflußreichsten Persönlichkeiten der polnischen Geisteswissenschaften in der Vor- und Nachkriegszeit, Władysław Tatarkiewicz, war Philosoph, auch Historiker der Philosophie und der Ästhetik, zugleich aber ein hervorragender Kunsthistoriker, der die Klassizismus-Forschung in meinem Lande stark geprägt hat. Heute, in der Zeit der sich schnell entwickelnden Spezialisierungen und des ungeheuren Anwachsens des Schrifttums, wäre es schwer, zwei so verschiedene Bereiche zu beherrschen. Können wir aber wirklich unser Feld gut bestellen, ohne einen Blick auf den Acker der Nachbarn zu werfen?

In dieser Hinsicht bedeuteten für mich die Dienstagskolloquien des Wissenschaftskollegs eine Öffnung in eine Richtung, die ich schon seit Jahren einschlagen wollte, aber immer wieder vor mir herschob. Das Wissenschaftskolleg bietet die ungewöhnliche Gelegenheit, die besten Spezialisten aller Zweige der Geisteswissenschaften zu hören. In der Wallotstraße kreuzten sich die Ansichten und Denkartens so verschiedener Gebiete wie Ägyptologie und Politikwissenschaft, Linguistik und Anthropologie der zeitgenössischen Gesellschaft und dies nicht nur während der allwöchentlichen Seminare, sondern auch in den unzähligen Gesprächen der Fellows. Es war genau die intellektuelle Bereicherung, die man braucht, um seinen Horizont zu erweitern. Das bedeutet nicht, daß man in seinem Forschungsgebiet die Methoden der anderen anwenden kann oder möchte. Ich glaube, daß sich der Blick auf die Nachbarwissenschaften auf die eigene Denkweise nur sehr zart und oft unbemerkt auswirkt. Man ist dadurch leichter im Stande, mehr Distanz zum Gegenstand der eigenen Untersuchungen zu wahren und die eigenen Forschungsergebnisse in

einer Form darzustellen, die genug Raum für unterschiedliche Denkweisen läßt.

Gleichzeitig wird man bemerken, und diese Einsicht hat mich stets während der Diskussionen im Kolloquienraum des Wissenschaftskollegs begleitet, wie schwer es ist, eine Brücke zwischen den Geschichtswissenschaften und den Geisteswissenschaften, deren Gegenstand noch „lebt“ und noch keine endgültige Gestalt angenommen hat, zu bauen. Oft hatte ich den Eindruck, daß es dem Soziologen, dem Politologen, dem Linguisten oder dem Rechtswissenschaftler viel leichter fällt, über die Vergangenheit zu sprechen, als dem Historiker, sich über die Gegenwart zu äußern.

Und nun der großartige Hintergrund jener dreihundert Tage: Berlin. Eine Metropole, die ihre ganze Geschichte auf dem Antlitz trägt. Hier haben Macht, Reichtum und Wohlstand, dann Zerstörung, Teilung, Wiederaufbau und der Jammer der Diktatur ihre dauerhaften Spuren hinterlassen. Hier ist auch der morgige Tag, der unbekante, schon sichtbar. Für einen Kunsthistoriker war es faszinierend, diese Vergangenheit und dieses werdende Jetzt aus dem Stadtplan, von den Bauten, Denkmälern, Sammlungen, sogar von den Büros und Privatwohnungen abzulesen. Berlin war mir schon seit Jahren bekannt. Zuerst, 1965, die östlichen Stadtteile, dann im Jahr darauf auch das, was der tüchtige Bürger einer Volksdemokratie eigentlich nicht sehen sollte, und was die Sprache des Arbeiter- und Bauernstaates als Westberlin bezeichnet hat. Später kamen mehrere Reisen in die beiden Teile Berlins, Tagungen, Vorträge, Begegnungen mit Kollegen, endlich Freundschaften. Meine Berliner Kollegen und Freunde, Dietrich und Lieselotte Kötzsche, Otto von Simson und Victor H. Elbern, später Reiner Hauss herr, Robert und Gude Suckale zeigten mir die westlichen Teile der Stadt, seine neuen Bauten und Museen. Begeistert beobachtete ich, wie sich alles in Freiheit entwickeln konnte, obwohl diese Freiheit stets bedroht war. Mit Freude sah man, wie nicht nur auf öffentlichen, sondern auch auf privaten Grundstücken ein vernünftiger Wiederaufbau betrieben wurde, der zugleich zur Erhaltung der Stadtanlage beitrug. Es war dagegen ein Grausen zu sehen, wie in Ost-Berlin aus Trümmerfeldern kalte, steinerne Wüsten entstanden. In den Augen des Kunsthistorikers trennten sich mehr und mehr die beiden Teile desselben städtischen Erbes voneinander, und die Unterschiede wurden oft zur Kluft. Für mich als Pole war ein solcher Prozeß nur allzu vertraut. Die hundertdreiundzwanzig Jahre dauernde dreifache Teilung Polens ist, obwohl sie 1918 beendet war, bis heute noch nicht ganz überwunden.

Selbstverständlich ist Berlin für ein Mitglied des Wissenschaftskollegs vor allem eine wunderbare Stadt der Bibliotheken, der Museen, der Theater und Konzerthäuser, ein Ort, wo man nicht weiß, an welcher Abend-

veranstaltung man zuerst teilnehmen soll. Wenn man aber aus einem mittel- oder osteuropäischen Land kommt, dann wird man sofort von der neuesten Geschichte ergriffen, die hier so allgegenwärtig ist, wie in keiner anderen europäischen Stadt. Nicht einmal wenn man durch die bezaubernden Parkanlagen des Grunewalds wandert, kann man dieser Geschichte entgehen.

Gerd Spittler

Die Fellowkarawane



Geboren 1939 in Donaueschingen. Studium der Soziologie, Ethnologie, Volkswirtschaft und Geschichte an den Universitäten Heidelberg, Hamburg, Bordeaux, Basel und Freiburg. 1980–88 Professor für Soziologie an der Universität Freiburg. Seit 1988 Professor für Ethnologie an der Universität Bayreuth. Gastprofessuren in Niamey (1984) und Indiana University (1994). Zwischen 1967 und 1997 zahlreiche Forschungsreisen nach Westafrika. 1990–99 Sprecher des Graduiertenkollegs „Interkulturelle Beziehungen in Afrika“. Seit 1. Juli 2000 Sprecher des SFB/FK 560 „Lokales Handeln in Afrika im Kontext globaler Einflüsse“. Buchpublikationen u. a.: *Verwaltung in einem afrikanischen Bauernstaat*. (Wiesbaden, 1981). *Handeln in einer Hungerkrise* (Opladen, 1989). *Hirtenarbeit* (Köln, 1998). Aufsätze zu Karawanen: „European Explorers as Caravan Travellers in the West Sudan.“ *Paideuma* 33, (1987): 391–406. „Führer und Karawane in der Wüste.“ In *Macht und Recht. Festschrift für Heinrich Popitz*, herausgegeben von Hans Oswald, 175–195 (Opladen: Westdeutscher Verlag, 1990). – Adresse: Universität Bayreuth, Lehrstuhl für Ethnologie, 95440 Bayreuth.

Karawanen

Forschungsreisen ragen aus dem Alltag heraus, sie verfolgen große Ziele. Für eine längere, aber doch begrenzte Zeit lösen sich die Forscher aus ihrer normalen Lebenswelt, aus ihren wissenschaftlichen Institutionen und familiären Bezügen, um sich auf ein großes Ziel zu konzentrieren. In früheren Jahrhunderten gab es zwei organisatorische Formen für solche Forschungsreisen: die Expedition und die Karawane. Expeditionen waren auf ein einheitliches Ziel hin orientiert. Sie waren straff und hierarchisch ausgerichtet, verfügten über eine elaborierte technische Ausrüstung und oft über moderne Transportmittel. Vorbild waren militärische Organisationen. Beispiele für solche Expeditionen sind die Schiffsexpeditionen des

18. und 19. Jahrhunderts, aber auch große, meist staatlich organisierte Inlandsexpeditionen.

Im Vergleich zu Expeditionen sind Karawanen sehr viel loser strukturiert. Zwar gibt es einen Karawanenführer, aber er verfügt im Vergleich zu einem Expeditionsleiter über wenig Macht. Er kann die Mitglieder einer Karawane auswählen und bestimmt den Weg, aber er organisiert die Weggenossen nicht im Hinblick auf ein gemeinsames Ziel. Jeder Teilnehmer hat seine eigenen Motive und pflegt seine eigenen Kontakte, innerhalb und außerhalb der Karawane. Eine Karawane ist wie ein Omnibus, bei dem der Fahrer die Richtung bestimmt, jeder Fahrgast aber eigene Ziele verfolgt. Im Gegensatz zu den Fahrgästen eines Omnibusses leben die Teilnehmer der Karawane monate- oder jahrelang zusammen. Auch sitzen sie nicht in einem Auto, sondern reiten auf Kamelen. Ihre technische Ausrüstung ist im Vergleich zur Expedition sehr begrenzt. Karawanen haben entschieden archaische Züge, und das schon im letzten Jahrhundert. Interessanterweise waren aber die Forschungen der Reisenden, die die Karawane wählten, meist ergiebiger als die der Expeditionen und haben bis heute ihren Wert behalten.

Ein Vergleich der Forschungsergebnisse der „Mission Saharienne“ mit Heinrich Barth ist hier instruktiv. Die „Mission Saharienne“ war die größte und teuerste wissenschaftliche Expedition, die im 19. Jahrhundert von Frankreich ausgesandt wurde. Über 5000 Gepäckstücke wurden auf 1000 Kamelen durch die Sahara transportiert. Es wurden naturwissenschaftliche Sammlungen angelegt, der ethnographische Ertrag war jedoch mager. Heinrich Barth dagegen, der 50 Jahre zuvor das gleiche Gebiet bereist hatte, legte in seinen fünfbindigen „Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849 bis 1855“ ein Werk vor, das aufgrund seiner kühnen Einsichten und seiner großen Gelehrsamkeit auch heute noch das Standardwerk zu diesen Gebieten bildet. Barth reiste mit afrikanischen Karawanen. Sein Gepäck, zu dem immerhin ein Schreibstisch gehörte, ließ sich auf ein einziges Kamel laden.

Wenn Barth monatelang mit einer afrikanischen Karawane reiste, lernte er viele Personen unterschiedlicher Herkunft und je eigenen Zielen kennen: islamische Gelehrte, die von der Mekkapilgerreise zurückkehrten, weitgereiste Händler, Soldaten und Hofbeamte in politischer Mission, Stammesführer, aber auch Kameltreiber und Sklaven. Die Karawanenmitglieder kamen aus verschiedenen Ländern Afrikas, sie gehörten zu unterschiedlichen ethnischen Gruppen und sprachen viele Sprachen. Die monatelange gemeinsame Reise bot ideale Bedingungen, um Gespräche zu führen: Alle waren hier aus ihren normalen sozialen Bezügen herausgelöst, alle hatten Zeit, sich kennenzulernen und Gespräche über Wochen und Monate hinweg zu vertiefen. Zwar ritt jeder tagsüber allein auf sei-

nem Kamel, aber man konnte sich zeitweilig zusammenschließen und miteinander sprechen. Abends, im Lager, ergab sich die Gelegenheit, die Bekanntschaft weiter zu pflegen, andere zum Essen einzuladen und sich mit ihnen zu unterhalten.

Barth lernte auf seinen Karawanenreisen fünf afrikanische Sprachen, so daß er sich während dieser fünf Jahre immer ohne Dolmetscher unterhalten konnte. Er erhielt viele Informationen über Handelsbeziehungen, über die islamische Ausbreitung in Westafrika, über historische Zusammenhänge, über das Alltagsleben in Afrika. Er knüpfte Freundschaften, die über die Zeit der Karawane hinaus anhielten. Wenn er Jahre später einen Freund in weit entfernten Städten traf, genoß er dessen Gastfreundschaft, und es wurden ihm Kontakte in der fremden Stadt vermittelt.

Die Intensität der Kontakte mit anderen Mitgliedern der Karawane stand in scharfem Kontrast zu den Heimatbeziehungen. Es gab keine Nachrichten aus Europa. Die seltenen Briefe, die Barth erhielt, waren Monate alt. Er versuchte zwar eine Korrespondenz mit anderen Wissenschaftlern in Europa aufrechtzuerhalten, konnte aber kaum mit einer Antwort rechnen. Er war auf sein früher erworbenes Wissen angewiesen, da er nur wenige Bücher mitnehmen konnte. Seine Gedanken waren vor allem durch die aktuellen Wahrnehmungen und Beziehungen beeinflusst. Er vertraute sie seinem sorgfältig geführten Tagebuch an, von dem er hoffte, daß es ihn im Falle seines Todes, mit dem er immer rechnen mußte, überleben würde. Tagsüber machte er sich Notizen auf dem Kamel, abends übertrug er sie in eine Kladde, bei längeren Aufenthalten arbeitete er sie zu einem fertigen Bericht aus. Dieser Bericht war zwar an einem Lesepublikum in Europa orientiert, aber die aktuellen Eindrücke und Gedanken, die von den europäischen Erfahrungen erheblich abwichen, besaßen ein großes Gewicht und prägten seine Niederschrift.

Die Fellowkarawane

Was haben die Fellows mit einer Karawane gemeinsam? Vieles, wenn auch nicht alles. Sie werden vom Rektor für eine zehnmonatige Reise ausgewählt. Sie kommen von überall her und sprechen viele Sprachen. Sie lösen sich aus ihren heimatlichen Institutionen und sind hier für neue Eindrücke offen. Sie sind neugierig auf die Fellows aus anderen Ländern und anderen Disziplinen und bereit, von ihnen zu lernen. Sie schließen Freundschaften, die die Zeit des Aufenthaltes überdauern. Jeder konzentriert sich auf ein selbstgewähltes Projekt und ist keinem gemeinsamen Organisationsziel verpflichtet. Jeder arbeitet für sich allein, aber er hat die Möglichkeit, bei den gemeinsamen Mahlzeiten oder im kleinen Kreis

Gespräche zu initiieren, über eine gewisse Zeit fortzusetzen und sie wieder zu beenden. Diese lockere Form erweist sich als überaus fruchtbar.

So groß die Gemeinsamkeiten zwischen Karawane und Fellows sind, so gibt es doch auch erhebliche Unterschiede. Die Dienste für die Fellows sind unvergleichlich viel besser als bei der Karawane. Wo sich Barth mit einem kargen und schlecht zubereiteten Essen zufrieden geben mußte, werden die Fellows mit einer hervorragenden Küche verwöhnt. Wo er sich mit wenigen Werken zufrieden geben mußte, werden den Fellows die Bücherwünsche von den Augen abgelesen und sie finden die Bücher wie herbeigezaubert in einem Regal. Wo Barth auf dem Kamel reitend seine Notizen machte, steht jedem Fellow nicht nur ein Schreibtisch und ein PC zur Verfügung, sondern auch Helfer und Helferinnen, die sein Ungeschick kompensieren. Wo Barth mit Hilfe von Sklaven diverse afrikanische Sprachen lernte, steht hier ein qualifizierter Übersetzungsdienst zur Verfügung. Wo Barth seine Forschungen unter Lebensgefahr durchführte, werden die Fellows beschützt und umsorgt. Sie können allenfalls durch ein Wildschwein im Grunewald erschreckt werden. Wo Barth im Abstand von Monaten Nachrichten aus der Heimat erhielt, kann der Fellow per Brief, Telefon, Fax, E-Mail und Flugzeug mit seiner Heimatinstitution ständig in Kontakt bleiben.

Mit anderen Worten: Das Wissenschaftskolleg ist keine archaische, sondern eine moderne Institution. Nachdenken und Schreiben lassen sich freilich nicht modernisieren, sondern bleiben so archaisch wie eh und je. Sie bedürfen der Einsamkeit, der Distanz und der Zeit, alles Dinge, die gerade den etablierten und erfolgreichen Wissenschaftlern fehlen. Das Wissenschaftskolleg bietet im Prinzip eine einmalige Chance, in der Distanz zum universitären Alltag ein großes Werk zu schreiben. Aber die moderne Technik hilft dabei nicht nur, sondern sie kann dieses Unternehmen auch zunichte machen. Wer morgens und abends je eine Stunde lang E-Mails liest und schreibt, wer seine Kontakte täglich per Telefon pflegt, wer das Flugzeug nutzt, um zu Konferenzen, Prüfungen, Habilitationssitzungen und Talkshows zu reisen, wer in der Post jede Woche ein Projekt zur Begutachtung vorfindet, dessen Zeit für die Arbeit an einem wissenschaftlichen Werk schrumpft nicht nur, sondern, gravierender noch, dessen Distanz zum wissenschaftlichen Alltag schwindet.

Die moderne Technik macht es möglich, überall gleichzeitig zu sein, statt sich wie die Karawane auf eine Reise außerhalb der Grenzen von alltäglichem Raum und Zeit zu begeben. Die Technik macht es möglich, aber sie erzwingt es nicht. Hinzu kommen der mehr oder weniger sanfte Druck, die Verlockungen, die Eitelkeit. Von einem, der sich ein Jahr lang am Wissenschaftskolleg aufhält, weiß man, daß er Reputation und Zeit hat. Man kann ihn also mit Gutachtenwünschen eindecken. Man kann sich durch

eine Einladung an ihn schmücken. Der Fellow genießt die Aufmerksamkeit, die er findet, und hält gerne Vorträge. Er möchte seinen Einfluß an der Heimatuniversität nicht verlieren; er zeigt sich dort oder interveniert aus der Ferne.

Arbeitsbericht

Über Karawanen habe ich früher geforscht und auch an einer Saharakarawane teilgenommen. Während meines Aufenthaltes am Wissenschaftskolleg waren aber nicht Karawanen mein Forschungsthema, sondern die „Anthropologie der Arbeit“. Das Thema beschäftigt mich schon seit Jahren. Zusammen mit meinen Mitarbeitern an der Universität Bayreuth habe ich dazu viele Untersuchungen in Afrika durchgeführt. Jetzt geht es darum, das Thema in einer allgemeineren Perspektive zu untersuchen. Die anthropologische Tradition des 19. Jahrhunderts (u.a. Fourier, Marx, Bücher, Weber) soll mit der ethnologischen Theoriebildung und ethnographischen Forschung des 20. Jahrhunderts verknüpft werden. Nicht die Industriearbeit steht im Mittelpunkt dieser Unternehmung, sondern die Arbeit von Jägern und Sammlern, von Hirten und Bauern und von Handwerkern. Aus deren Sicht soll die industrielle und postindustrielle Arbeit untersucht werden, nicht umgekehrt. Auch geht es darum, Arbeit wieder als menschliches Handeln zu verstehen und sie aus ihrem reduktionistischen Korsett zu befreien. Arbeit wird durch institutionelle, ökonomische, technische und ökologische Faktoren beeinflusst, aber nicht determiniert. Die Rationalität und die Ethik der Arbeit stehen in einem kulturellen Kontext. Arbeit beansprucht Körper und Geist, sie erfordert Kompetenzen und Ausdauer, sie wird erlitten und genossen.

Zwar sind die wichtigsten Vorarbeiten geleistet, doch konnte ich das Buchmanuskript „Anthropologie der Arbeit“ leider nicht fertigstellen. Der Artikel „Work: Anthropological Aspects“ für die Neuedition der *Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences* ist ein Nebenprodukt dieses Unternehmens. Im Wissenschaftskolleg erhielt ich viele Anregungen für mein Thema. Einige Fellows (Sebastian Conrad, Elizabeth Dunn, Jürgen Kocka, Elisio Macamo) beschäftigten sich direkt mit dem Arbeitsthema. Ebenso wichtig waren Überraschungen aus anderen Disziplinen, die nichts direkt mit dem Arbeitsthema zu tun hatten: Rationalität und Magie bei den Vorsokratikern (André Laks), die Umwelt des Gelehrten (Gadi Algazi), die Schule als Unterrichtsinstitution (David Olson), kultureller Pluralismus (Rick Shweder), die Evolution von Sprache (Ray Jackendoff).

Von einer aus Ökonomen (Marcello de Cecco, Dieter Sadowski, Stefan Voigt, Hans-Jürgen Wagener) und Ethnologen/Soziologen (Elizabeth

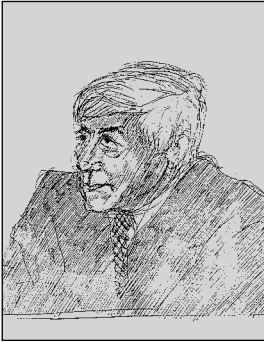
Dunn, Elisio Macamo, Rick Shweder) zusammengesetzten Arbeitsgruppe *work and consumption* hatte ich mir direkte Anregungen erhofft. Hier lernte ich aber vor allem, wie unterschiedlich Ökonomen und Ethnologen denken und wie schwierig das interdisziplinäre Gespräch ist.

Ich habe am Wissenschaftskolleg nicht nur über Arbeit geforscht. Bei Vorträgen und Aufsätzen über „Ibn Khaldun“, über „Teilnehmende Beobachtung in der Ethnologie“, über „Lokale Vitalität und Globalisierung“ profitierte ich von Gesprächen mit Fellows. Über den Fellows dürfen aber auch die Anregungen nicht vergessen werden, die ich in Berlin von Kollegen und Kolleginnen der Freien Universität, der Humboldt-Universität, des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung, des Zentrums für Moderner Orient erhielt. Zur Karawanensituation gehören auch die individuellen Kontakte, die jeder Teilnehmer an den Halteplätzen knüpft. Berlin bietet hier ungewöhnlich vielfältige und reiche Chancen.

Ich habe mich bemüht, dem Karawanenideal gerecht zu werden und Distanz zur Heimatuniversität zu halten. Wenn das Wissenschaftskolleg so großzügig war, einen Vertreter für meinen Lehrstuhl an der Universität Bayreuth zu finanzieren, dann sollte dieser auch alle Rechte und Pflichten wahrnehmen und mir eine reale Abwesenheit erlauben. Ich konnte und wollte mich allerdings nicht der Aufgabe entziehen, einen von mir initiierten Sonderforschungsbereich (Kulturwissenschaftliches Forschungskolleg) „Lokales Handeln in Afrika im Kontext globaler Einflüsse“ durch die Begutachtungsphase zu begleiten. Er wurde schließlich am 1. Juli 2000 eingerichtet und wird einen guten Teil meiner Arbeitskraft bei meiner Rückkehr nach Bayreuth absorbieren. In Zusammenarbeit mit dem Wissenschaftskolleg und der Universität Bayreuth unterstützte ich auch den Aufbau des von dem früheren Fellow Mamadou Diawara gegründeten Forschungszentrums „Point Sud“ in Bamako, das sich der Untersuchung des lokalen Wissens und der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses in Afrika widmet.

Michael Stürmer

Auf der Suche nach Gleichgewicht



Geboren 1938 in Kassel, dort Abitur, danach Wehrdienst, Industrie, Studium in Marburg, Berlin und London (LSE). Stipendiat Studienstiftung des deutschen Volkes. 1971 Habilitation TH Darmsadt, 1973 Berufung o. Professor Mittlere und Neuere Geschichte Friedrich-Alexander Universität Erlangen-Nürnberg. Gastprofessor Sussex-University, Fellow at Harvard, Member of the Institute for Advanced Studies, Princeton N.J. Rufe nach Kiel und Berlin. Gastprofessuren Sorbonne, Toronto, SAIS Bologna. 1988–98 Direktor, Stiftung Wissenschaft und Politik, Ebenhausen. Seitdem wieder FAU Erlangen-Nürnberg. Leitartikler *FAZ* 1984–94, Gastkolumnist *NZZ* 1994–98. Mitglied IISS, German Council J.P. Morgan, Non-Executive Director European Program SAIS Washington. Comité de Patronat, Commentaire. Seitdem Chefkorrespondent *Die Welt* und *WamS*. Offizier der Legion d'Honneur. – Adresse: „Die Welt“, Axel-Springer-Straße 65, 10888 Berlin.

Nur in einer Welt ohne Gleichgewicht lohnt es die Mühe, die Frage nach den Bedingungen von Gleichgewicht zu stellen. So war es am Anfang des 18. Jahrhunderts, als das *iustum potentiae equilibrium* Quintessenz britischer Interessen wurde und Eingang in europäische Friedensverträge fand. So war es auch zur Zeit der Französischen Revolution und Napoleons als, wiederum von England aus, das Gleichgewicht als Bedingung der europäischen und der globalen Stabilität theoretisch bewiesen und politisch und strategisch ausgekämpft wurde – mit der Krönung des Wiener Kongresses. Und so ist es heute, ein Jahrzehnt nach dem Ende der „rough balance“, die zwischen Ost und West eine *Pax atomica* einrichtete, die so schauerlich war, daß keine der beiden Seiten sie nach 1961 (Berlin) und 1962 (Cuba) noch einmal am Rand des Schießkriegs zu testen beehrte. Die Möglichkeit der Apokalypse war die Bedingung ihrer Verhinderung. Die beiden Supermächte waren in einem präzedenzlosen Kartell der Kriegsvermeidung vereinigt, während doch tausend Konflikte sie trennten, von der Norwegen-See bis zu den Dschungeln Vietnams.

Zehn Jahre danach eine ganz andere Welt, die keinem früheren System ähnelt und alle Erfahrung überfordert: die Sowjetunion nur noch als Schatten sichtbar in den Ländern Innerasiens, Ost- und Ostmitteleuropas, das mächtige Rußland mit seinen 11 Zeitzonen, 150 Millionen Menschen, seinen Öl- und Gasressourcen und seinen mehr als 20.000 Nuklearsprengköpfen nun wirklich „Obervolta mit Raketen“, wie Helmut Schmidt 1985 in Moskau pointiert hatte, das statistisch ausgewiesene BSP gleich dem der Niederlande. China noch immer ein gewaltiges Entwicklungsland, revisionistische Nuklearmacht und zugleich angewiesen auf Technologie, Märkte und Mores des Westens, die asiatische Führungsmacht von morgen, die doch heute schon die Strategie durchdenkt, die den Schwächeren zum Sieg über den Stärkeren befähigt. Japan wurde noch vor zehn Jahren von Henry Kissinger (*Diplomacy*) in den Kreis der Weltmacht-Aspiranten aufgenommen – heute, nach zehn Jahren Wirtschaftskrise und einer Stagnation des japanischen Modells, würde er das schwerlich wiederholen. EU-Europa, gewiß, ist in wirtschaftlichen Begriffen eine Weltmacht, der Euro hätte, wenn er denn auf reformfreudige, liberale Wirtschafts- und Sozialpolitik sich stützen könnte und einen verlässlichen politischen Rahmen hätte, das Zeug zu einer zweiten Welt-Reservewährung: aber sein Verfall in den internationalen Finanzmärkten zeigt, daß alle politisch korrekten Bekundungen aus Brüssel und Frankfurt nichts vermögen gegen das Verdikt der Märkte. Die Ansätze der Europäer, nach Bosnien und Kosovo, sich tätig aus der Vormundschaft Washingtons zu befreien, werden Jahre brauchen: bis dahin kann von einem gleichgewichtigen Europa nicht die Rede sein.

Ohne die USA als „balancer from beyond the sea“ wäre es mit dem bescheidenen Maß europäischen Zusammenstimmens bald vorbei. Es wird leicht vergessen, daß es 1949 Präsident Truman war, der die Europäer zu ihrem Heil zwang: amerikanischen Schutz und erweiterte Abschreckung werde es nur geben, wenn die Europäer sich zusammentäten und das besiegte Deutschland in den Club aufnahmen. Heute bilden die USA via NATO die Klammer zwischen den Hoffnungen Ostmitteleuropas und den hartköpfigen Interessen der meisten Westeuropäer, die von Osterweiterung lieber reden als sich ihren Mühen praktisch zu stellen.

Es fehlt nicht an Literatur, zumeist aus USA, über die „sole surviving superpower“, ob von Joseph Nye (*Bound to Lead*) oder von Richard Haass (*The Reluctant Sheriff*) oder von Zbigniew Brzezinski und manchen anderen. Es besteht mehr oder weniger Konsens, daß die USA unentbehrlich sind (Clinton: „the indispensable nation“), um von der Taiwan-Straße über den Persischen Golf bis Nahost, nach Innerasien und Ostmitteleuropa die Balancen zu halten. Denkt man sich die USA für eine Schrecksekunde aus mehreren dieser strategischen Gemengelage weg oder gar aus allen,

dann wäre die Welt ein sehr gefährlicher Ort, noch gefährlicher als mit den USA. Nur wenige Stimmen wie David Calleo warnen vor „imperial overstretch“ und der moralischen, strategischen und wirtschaftlichen Überforderung der USA. Calleo versäumt auch nicht den Hinweis auf die Überforderung der Führungseliten in Kongress und Administration. Er verbindet das alles mit der Warnung an die Europäer, nicht in der Hängematte der *Pax americana* auszuruhen, sondern stattdessen alles zu tun, um zum eigenständigen strategischen Partner in Weltwirtschaft und Weltsicherheit zu werden.

Meine eigenen Überlegungen beginnen mehr auf der Seite Calleos und des euro-atlantischen Gleichgewichtsdenkens als auf der Seite derer, die amerikanische Hegemonie für dauerhaft und alternativlos halten. Anders als die vorgenannten Analysten indes gehe ich – wie könnte es anders sein – von dem Standort in der Mitte Europas aus. Das bedeutet, das Potential der Russischen Föderation sehr viel ernster zu nehmen als das von Washington aus geschieht. Es bedeutet auch, die Risse und Vorläufigkeiten der EU stärker zu betonen als ihre – viel zu weit gefächerte – Programmatik. Es bedeutet auch, die innereuropäischen Gleichgewichte stärker einzubeziehen – das deutsch-französische, das deutsch-britisch-französische *ménage à trois*, das zwischen Großen und Kleinen, zwischen Norden und Osten und Süden, aber auch zwischen der wirtschaftlichen Stärke der EU und ihrer militärischen, allein durch NATO und die USA ausgeglichenen sicherheitspolitischen Schwäche. Auch muß man wahrscheinlich an den Anfang des Ganzen die Frage stellen, was der Nationalstaat heute und morgen bedeutet. Meine Antwort weicht von den meisten ab. Denn bei nüchterner Betrachtung ist der Nationalstaat keineswegs ein obsoletes Modell, das die Nationen so bald wie möglich überwinden wollen. Er hat nur Form und Inhalt gewechselt. Er ist überfordert, aber er ist auch unentbehrlich als Rahmen des Sozialstaats und als Basis der politischen Macht, und beides hängt miteinander zusammen und verstärkt sich wechselseitig. Mit anderen Worten: mit dem Nationalstaat ist, ob das einem gefällt oder nicht, noch lange zu rechnen, und die nationalstaats-skeptische Rhetorik der Deutschen wird von den Nachbarn nicht nur nicht geteilt, sondern mit Mißtrauen betrachtet: wollen die Deutschen aus Angst vor sich selbst den übernationalen Superstaat der EU? Natürlich wollen sie es nicht, aber sie befinden sich in einer rhetorischen mehr als realen Außenseiterposition, die der Ernüchterung bedarf.

Zu den meisten der vorstehend aufgeworfenen Fragen habe ich während des vergangenen Jahres Einzelstudien geschrieben, längere und kürzere, mitunter skizzenhaft, mitunter breit ausgeführt. Das Thema wird mich noch lange beschäftigen, zumal sich die realen Verhältnisse in einem ständigen Prozeß der Differenzierung und Veränderung befinden. Und

doch soll das Ergebnis in einem Jahr vorliegen in Gestalt eines großen Essays in Buchform.

Was mich nebenbei am Wissenschaftskolleg beschäftigte, war der drucktechnische Abschluß eines Buches, das zur Zeit bei dem englischen Verlag Orion Publishers im Erscheinen ist über *The German Empire*. Der Gegenstand ist mir seit meiner Habilitationsschrift vor bald drei Jahrzehnten nicht unbekannt. Das Problem bestand diesmal darin, daß die Gesamtdarstellung sich auf etwa 45.000 Worte nach englischer Zählung, 180 Seiten nach deutscher zu beschränken hatte. Von „Gesamt“ konnte mithin nicht ansatzweise die Rede sein, sondern eher von Inseln, etwa ein Dutzend an der Zahl. Wenn das Weglassen zur Kunst des Historikers gehört, dann war diese Fertigkeit besonders gefragt, zugleich aber auch die Begründung, warum über das naturalistische Drama und die Entdeckung der Sexualität fast so viel zu schreiben ist wie über die Prozesse der Industrialisierung, der Konzentration, des Außenhandels und der Migration. Knappheit zwingt dazu, die wirkliche Fragestellung des Historikers voranzustellen, nämlich im Dialog von Gegenwart und Vergangenheit das herauszuarbeiten, was die materielle und die kulturelle Entwicklung treibt, ohne die wir uns nicht denken können. Es wäre weltfremd zu sagen, daß der Blick- und Bezugspunkt nicht die Gegenwart ist. So auch für dieses „Imperial Germany“.

Im übrigen kann man nicht unerwähnt lassen, wenn es auch nicht in einen Arbeitsbericht im engeren Sinne hineingehört, daß die Lage des Wissenschaftskollegs in Berlin, die vor zwei Jahrzehnten einmal wegen der Teilung gewählt wurde, jetzt wegen der Einheit neue Faszination gewinnt, wo Berlin wieder, wie an der Jahrhundertwende und in den zwanziger Jahren, zur Gedankenwerkstatt der Moderne weit über Deutschland hinaus zu werden sich anschickt. Insofern war es ein Privileg, in diesem Jahr des Umbruchs Fellow zu sein – wofür ich vielen, innerhalb und außerhalb des Kollegs, Dank schulde, den ich auch an dieser Stelle aussprechen möchte.

Stefan Voigt

Die Delegation von Kompetenz als Aspekt der Gewaltenteilung



Geboren 1962 in Hamburg, Studium der Volkswirtschaftslehre in Freiburg i.Br., Assistent an den Universitäten in Mannheim und Freiburg. Promotion über das Thema „Die Welthandelsordnung zwischen Konflikt und Stabilität – Konfliktpotentiale und Konfliktlösungsmechanismen“. Aufenthalte an der George Mason-Universität sowie der University of Maryland at College Park. Seit 1994 am neugegründeten Max-Planck-Institut zur Erforschung von Wirtschaftssystemen in Jena. 1998 Habilitation über das Thema „Explaining Constitutional Change“. 1998/99 Vertretung des Lehrstuhls für Wirtschaftspolitik an der Universität Freiburg i.Br. Seit Oktober 2000 in Frankfurt (Oder) an der Europauniversität Viadrina. – Adresse: Frankfurter Institut für Transformationsstudien an der Europauniversität Viadrina, Postfach 1786, 15207 Frankfurt (Oder).

Im März 1998 ein erster Brief von Jürgen Kocka. Im Wissenschaftskolleg bereite man ein Projekt vor, in dem jüngere Wissenschaftler verschiedener Disziplinen eingeladen werden sollten, gemeinsam über drängende Zukunftsfragen nachzudenken. Damals kannte ich das Kolleg nur aus Feuilleton-Portraits. Daraus hatte sich bei mir der Eindruck ergeben, hier treffe sich tatsächlich eine Gelehrtenrepublik auf Zeit, in der die Geistes- und Sozialwissenschaftler den Ton angeben. Daß Ökonomen hier auch willkommen sein könnten, war mir nicht in den Sinn gekommen. Und jetzt ein Brief mit der Frage, ob ich nicht Interesse an einer Mitarbeit hätte. Freudige Erregung. Allerdings: das von den Permanent Fellows angekündigte Projekt AGORA mit den Stichworten „Arbeit – Wissen – Bindung“ klang von Anfang an kompliziert und problematisch. Welch ein Anspruch! Ein gutes Dutzend jüngere Wissenschaftler zu bitten, nicht nur über die Probleme der Welt nachzudenken, sondern sogar mit Lösungsvorschlägen aufzuwarten, am Ende vielleicht gar ein gemeinsames Manifest zu produzieren!

Bevor es zur Fellow-Einladung kam, standen jedoch noch einige Vorbereitungstreffen auf dem Programm. Im April 1998 fand das erste statt. Etwa 20 jüngere Wissenschaftler trugen ihre Forschungsprojekte zum Bereich Zukunft der Erwerbsarbeit vor. Wie es weitergehen sollte, war am Ende des Treffens unklar. Ja, alle Projekte seien interessant und man könne sich vorstellen, zeitlich begrenzte Fellowships von jeweils drei bis vier Monaten Länge zu vergeben. Es ist dann anders gekommen. Eine geringe Zahl von Wissenschaftlern wurde ausgewählt, das gesamte akademische Jahr in Berlin zu verbringen. In der Rückschau war das sicher eine gute Entscheidung: Man benötigt eben doch Zeit, sich in Berlin und im Kolleg zurechtzufinden, die Integration von nur kurzfristig anwesenden jüngeren Fellows in die Gruppe derjenigen, die ein ganzes akademisches Jahr hier verbringen, wäre nicht unproblematisch gewesen.

Im Frühjahr und Sommer vor Beginn des Berlin-Jahres größer werdende Vorfreude. Nur: wenn ich volkswirtschaftlichen Kollegen erklärte, was ich im kommenden Jahr machen würde, habe ich als Reaktion mehr als einmal den Satz gehört: „Aha, ans Wissenschaftszentrum gehen Sie!“ Unter Ökonomen ist das Wissenschaftszentrum offenbar viel bekannter als das Kolleg.

Dann die ersten Wochen im Kolleg. Allergrößte Hochachtung, ja Ehrfurcht vor der umfassenden Bildung, der Präsenz und dem Esprit mancher Fellows. Während die Hochachtung erhalten bleibt, bröckelte die Ehrfurcht bald, zu oft glichen sich die Themen der Tischgespräche, mit denen einige Fellows zu Beginn einen solchen Eindruck auf mich gemacht hatten.

Die Dienstagskolloquien, Lust oder Last? Sicher, neugierig darauf, was sich hinter dem in wenigen Zeilen beschriebenen Forschungsprojekt eines Fellows verbirgt, war ich immer. Aber häufig empfand ich die Kolloquien als unbefriedigend: immer wieder war ich überrascht davon, daß zu Beginn nicht eine klare Fragestellung skizziert wurde, daß die geplante Gliederung nicht offenbart wurde, daß zentrale Begriffe nicht abgegrenzt wurden. Die sich anschließenden Diskussionen waren einerseits spannend, weil viele Aspekte angesprochen wurden, die innerhalb der traditionellen Disziplinengrenzen so nicht thematisiert worden wären, andererseits blieben aber auch sie häufig unbefriedigend: Differenzen in Methodenfragen wurden häufig zugestanden, über ihre Implikationen aber selten explizit diskutiert. Ob das an der großen Zahl der Diskussionsteilnehmer lag oder aber an der begrenzten Zeit, im Rahmen des Kolloquiums wirklich detailliert diskutieren zu können, ich weiß es nicht. M.E. spricht aber viel dafür, das Kolloquium auf den Nachmittag zu legen, um dadurch den „open end“-Charakter zu betonen und die Diskussionen somit – hoffentlich – weiter zu verbessern.

Relativ früh im Jahr hat sich eine Gruppe „Lawyers and Economists“ gebildet (wohlgemerkt nicht „Law and Economics“). Hier wurde immer wieder intensiv auch über Methoden diskutiert. Ob das an der größeren thematischen Homogenität der Gruppe lag, an der kleineren Teilnehmerzahl, oder auch an dem von Marie Theres Fögen bereiteten kulinarischen Hochgenuß? Vermutlich haben alle Faktoren eine Rolle gespielt. Auch die Gruppe „Work and Consumption“, die sich nicht ganz so häufig getroffen hat wie die „Lawyers and Economists“, hat mir geholfen, Ansatz und Methode einer anderen Disziplin – hier der Anthropologie – besser zu verstehen.

Was aber ist aus dem eigentlichen Forschungsprojekt, aus „Institutions Beyond the Nation State“ geworden? Es hat im Laufe des Jahres eine Neuausrichtung erfahren. Schon früh entwickelte sich ein intensiver Austausch mit Eli Salzberger von der Universität Haifa, der als Gatte von Fania Oz-Salzberger am Kolleg weilte. Bald wurde daraus ein Plan für eine Reihe von Aufsätzen, inzwischen streben wir eine Buchpublikation an. Die ursprüngliche Absicht, sanktionsbewehrte Regeln – also Institutionen – zu analysieren, die aufgrund der Globalisierung und im Zusammenspiel zwischen transnationalen Firmen, internationalen Nicht-Regierungsorganisationen und nationalstaatlichen Regierungen entstehen, wurde modifiziert. Inzwischen lautet die zentrale Frage, unter welchen Bedingungen damit zu rechnen ist, daß nationalstaatliche Regierungen Kompetenzen delegieren, gleichviel ob an inländische Agenturen (wie z.B. eine Notenbank, eine Wettbewerbsbehörde) oder an internationale Organisationen. Dabei wird vom ökonomischen Verhaltensmodell – in einem breit interpretierten Sinn – ausgegangen, also unterstellt, daß die relevanten Akteure jeweils an einer Maximierung ihres eigenen Nutzens interessiert sind und nicht primär an der eines irgendwie zu definierenden Gemeinwohls.

Ein solcher Ausgangspunkt ist nicht kompatibel mit der klassischen Interpretation von Gewaltenteilung. Ihr zufolge wurde sie eingerichtet, damit die verschiedenen Gewalten sich gegenseitig kontrollieren. Seit Mitte der 70er Jahre wird von Vertretern aus dem Bereich von „Law and Economics“ jedoch die Auffassung vertreten, daß die unabhängige Justiz auch interpretiert werden kann als Selbstbindungsinstrument der Legislative, das es ihr erlauben würde, höhere Preise für die von ihr angebotenen Gesetze zu erzielen. Der Grundgedanke ist denkbar einfach: Interessengruppen fragen bestimmte Gesetze nach, Gesetzgeber bieten sie an. Der für das Angebot von Gesetzen zu erzielende „Preis“ wird auch von der zu erwartenden Gültigkeitsperiode der jeweiligen Gesetze abhängen; je länger sie gültig sein werden, desto mehr Nutzen spenden sie den Interessengruppen, desto höher dürfte der Preis sein, den diese für die Verabschie-

derung zu entrichten bereit sind. Die Mitglieder der Legislative haben also ein Interesse an einem Mechanismus, der es ihnen erlaubt, glaubhaft eine lange Gültigkeitsdauer von Gesetzen zu versprechen. Es ist nun argumentiert worden, daß die unabhängige Gerichtsbarkeit ein solches Instrument sei.

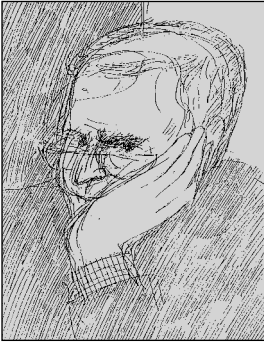
Diese revisionistische Sicht der Gewaltenteilung hat eine umfassende Diskussion ausgelöst. Wir wollen hier nicht auf die Details eingehen, sondern lediglich festhalten, daß eine Delegation von Kompetenzen der Legislative an von ihr gegründete Organe in den letzten Jahrzehnten immer häufiger zu beobachten ist. Unter Rückgriff auf den ökonomischen Ansatz ist dann zu vermuten, daß die jeweiligen Mitglieder der Legislative sich durch die Delegation von Kompetenz einen höheren Nutzen versprechen als wenn sie diese Entscheidungskompetenz weiter selbst ausüben. Eine Vielzahl möglicher Gründe erscheint plausibel: die Verantwortung für unpopuläre Entscheidungen, welche die Wiederwahlchancen reduzieren, kann an ein bürokratisches Organ transferiert werden, das der Wiederwahlrestriktion nicht unterliegt. Der Transfer von Kompetenz an internationale Organisationen kann die Glaubwürdigkeit von Politiken im Inland erhöhen. In einer Teilstudie wurde dies in bezug auf die Länder Mittel- und Osteuropas untersucht. Die Regierungen dort können nicht auf eine lange Tradition z.B. der Respektierung privater Eigentumsrechte verweisen. Wenn sie durch den Transfer von Kompetenz an internationale Organisationen ihre Glaubwürdigkeit erhöhen können, kann das zu mehr ausländischen Direktinvestitionen, aber auch einem höheren Investitionsniveau der Inländer führen. Es ist beabsichtigt, diesen bisher eher konzeptionellen Ansatz mit einigen Modellen zu präzisieren und mit Hilfe von Fallstudien empirisch zu überprüfen.

Zum Jahr am Wissenschaftskolleg gehörte auch die Vorbereitung von zwei Workshops, der eine – gemeinsam mit Elisabeth Dunn organisiert – zum Thema „Transnational Formations“, der andere – gemeinsam mit Hans-Jürgen Wagener organisiert – zu „Constitutions in Transition“. Mehr dazu in den Seminarberichten. Hier sei Matthias Bergmann, Andrea Friedrich und Beate Redslob für unermüdliche Hilfe bei der Durchführung noch einmal herzlich gedankt.

Auch die Vielfältigkeit der Berliner Wissenschaftslandschaft kam mir in diesem Jahr zugute: Eine – bereits bestehende – Kooperation mit dem DIW wurde durch die örtliche Nähe sehr vereinfacht, bereits bestehende Kontakte zu Charles B. Blankart von der Humboldt-Universität wurden vertieft und erste Kontakte zum Europäischen Zentrum für Staatswissenschaften und Staatspraxis geknüpft. Kein Wunder also, daß ein weiterer Fellow Berlin zu seinem Standort macht.

Hans-Jürgen Wagener

Ein Ökonom im Kontext



Geboren 1941 in Dresden. Studium der Volkswirtschaftslehre und der Osteuropakunde in München und an der FU Berlin. Promotion 1971 in München mit einer Arbeit zur Regionalentwicklung in der Sowjetunion. Nach Aufhalten am Osteuropa-Institut München und am Wiener Institut für internationale Wirtschaftsvergleiche 1975 Lehrstuhl für Volkswirtschaftslehre, insbesondere den Vergleich von Wirtschaftssystemen an der Rijksuniversiteit Groningen. Seit 1993 Professor für Volkswirtschaftslehre, insbesondere Wirtschafts- und Ordnungspolitik an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder). Forschungsgebiete: Wirtschaftsordnungen und ihr Wandel, Geschichte der ökonomischen Theorie. Publikationen u.a.: *Zur Analyse von Wirtschaftssystemen* (Heidelberg, 1979). *Elementen van economische orde* (Groningen, 1991). (Hg.) *Economic Thought in Communist and Post-Communist Europe* (London, 1998). Adresse: Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder), Postfach 1786, 15207 Frankfurt (Oder); E-Mail: wagener@euv-frankfurt-o.de.

Economics in Context lautet das Forschungsprogramm, zu dem ich ins Wissenschaftskolleg eingeladen wurde. Es braucht kein allzu feines Ohr, um hier ein gewisses Mißtrauen gegenüber meiner Disziplin, der Ökonomie, herauszuhören. Nicht nur ihr Gegenstand, das wirtschaftliche Verhalten und seine Auswirkungen, ist in einen gesellschaftlichen Rahmen eingebettet, der von politischen, rechtlichen und kulturellen Elementen gebildet wird und eine dementsprechende Berücksichtigung verlangt. Auch die ökonomische Profession selbst bedarf einer solchen Einbettung, um sie vor selbstreferentiellen Idiosynkrasien zu schützen und ihre Umgebung vor imperialistischen Übergriffen. (Schon hier regt sich allerdings auch Dissens: für Systemtheoretiker – in unserem Jahrgang keine leere Menge – sind letztere völlig tabu, während erstere den Eigengesetzlichkeiten des Wirtschaftssystems durchaus adäquat sein können.) So wie der Markt eingebettet sein sollte, um das wilde Tier zu zähmen, wird die Ökonomie nur im Kontext wessen auch immer eine zivilisierte Wissenschaft.

(Für Systemtheoretiker gilt eine umgekehrte Strategie: mögen Markt und Ökonomie alles innerhalb ihrer Grenzen dem platten Kommerz, dem Code des Geldwertes, unterwerfen; nur sollten sie damit innerhalb ihrer Grenzen bleiben.)

Eine alte poetologische Regel weiß: Metaphern hinken. Und um es gleich vorweg zu sagen, auch die Einbettungsmetapher hinkt. Mit ihr habe ich mich in diesem Jahr etwas beschäftigt (und zusammen mit Richard Rottenburg und Herbert Kalthoff, zwei Anthropologen aus Frankfurt [Oder], einen Band des *Jahrbuchs Ökonomie und Gesellschaft* unter dem Titel *Facts and Figures. Economic Practices and Representation* herausgegeben, dessen Einleitung genau darum kreist). Denkt man beim „Bett“ an eine Liegestatt, dann ist Prokrustes nicht weit; der Fluß andererseits gräbt sich sein Bett über weite Strecken selbst, und es ist nicht das Bett, das dem Fluß die Richtung weist. Allerdings sind Fluß und Bett voneinander nicht zu trennen. Der Markt wird durch seinen politischen, rechtlichen, kulturellen Rahmen nicht gezähmt, sondern überhaupt erst ermöglicht. Er ist ein Konglomerat von Institutionen, die zu verstehen, wie z. B. im Falle der rechtlichen Regulierungen, es juristischer Kenntnis bedarf – weder das Bild der Einbettung noch das ältere von Basis und Überbau fügen dem Wesentlichen hinzu. Das schließt aber keineswegs den *economic itch* aus, den für manche imperialistisch anmutenden Drang, die Entstehung der rechtlichen Regulierungen aus den Interessen der beteiligten Akteure, aus Kosten-Nutzen Abwägungen zu erklären. Einem solchen *itch* konnten in diesem Jahr Stefan Voigt, der Konstitutionenökonom aus der AGORA-Gruppe, und ich nicht widerstehen. Die Umgestaltung und Neubildung von Institutionen, insbesondere auch von Verfassungen im Transformationsprozeß bieten ein ideales Forschungsfeld dafür. Über den daraus entstandenen Workshop „Constitutions in Transition“ wird an anderer Stelle in diesem Band berichtet.

Um bei hinkenden Metaphern zu bleiben, auch der ökonomische Imperialismus fällt darunter. Er zielt auf den Rational Choice-Ansatz, der grundsätzlich auf alle Entscheidungssituationen mit einschränkenden Nebenbedingungen anwendbar und völlig unabhängig vom „ökonomischen“ Kommunikationsmittel Geld ist. Das diesem Ansatz zugrunde liegende Modell des *homo oeconomicus* erregt öffentliches Ärgernis. Denn schließlich sieht es in und um den realen Menschen ganz anders aus, als vollständige Information, stabile Präferenzen und rationale Kosten-Nutzen-Abwägung von isolierten Individuen unterstellen. Nur ist der *homo oeconomicus* keine anthropologische Theorie, sondern eine ökonomische Heuristik, die nicht nach ihrem Realitätsgehalt, sondern nach ihrer Ergiebigkeit zu beurteilen ist, welche letztere man mit Fug und Recht für beschränkt halten mag. In dem von Gerd Spittler angeregten Arbeitskreis

„Work and Consumption“ ist es den vereinten Anstrengungen der ökonomischen drei Musketiere des Jahrgangs – Marcello de Cecco, Dieter Sadowski, meiner selbst und Stefan Voigt als jugendlicher d’Artagnan – vielleicht gelungen, entsprechende Mißverständnisse zu klären. Aber die Zweifel blieben abzulesen an jenem gewissen, halb verborgenen Lächeln über die engstirnigen Eigennutzbrödlar.

Dabei ist das Modell des *homo oeconomicus* sehr viel älter als jede institutionalisierte Wirtschaftswissenschaft. Es geht zumindest bis auf Machiavelli und Thomas Hobbes zurück, die als Ahnherren nicht in der Ökonomie ihren höchsten Ruf genießen. Der von David Olson initiierte, leider etwas kurzlebige Arbeitskreis „Language and Mind“, in dem ich mich, weil unbeleckt vom Gegenstand, neugierig und entspannt zurückzulehnen erwartet hatte, war schon in seiner zweiten Sitzung beim Rationalitätsproblem angelangt, um dann in weiteren Sitzungen an Hand der Geschichte der Psychologie (bzw. John Macnamaras *Through the Rear-view Mirror*, das Ray Jackendoff unmittelbar aus der Druckerei zu beschaffen mußte) den Theorien über den Verstand nachzugehen. Und siehe da, nach seinem Besuch bei Galilei entschied sich Hobbes für die Paduaer, d.h. die naturwissenschaftliche Methode, Wissenschaft zu betreiben, die darin besteht, von komplizierenden Einflüssen, wie Reibung z.B., einfach abzusehen. So setzte Hobbes das isolierte, seinem eigenen Nutzen folgende Individuum in die Welt. Es war dann Spinoza, auch nicht gerade als Vorläufer der Ökonomie bekannt, in meinen Augen aber eine wichtige Station in dieser Entwicklung, der das Prinzip des Rational Choice formulierte: „Unter zwei Gütern wird jedermann das wählen, das er für größer, und unter zwei Übeln das, welches er für geringer hält“. Daraus folgte für ihn, daß dies zu berücksichtigen und den Staat so einzurichten, daß es nichts ausmacht, ob ein selbstloser Philosoph oder ein gemeiner Nutzenmaximierer ihn leitet, ein Gebot politischer Klugheit ist: „Ein Vertrag kennt als bindende Kraft nur den Nutzen ... Deshalb ist es töricht von jemandem zu erwarten, daß er einem auf Dauer treu ist, es sei denn, man hätte sichergestellt, daß ein Vertragsbruch ihm mehr Schaden als Nutzen bringt. Diese Vorsichtsmaßregel muß nun vor allem bei der Bildung des Staates berücksichtigt werden“. Die positive Heuristik und die normative Vorsicht des Rational Choice tragen der Ökonomie den Vorwurf eines misanthropischen, wirklichkeitsfremden Menschenbildes ein, und wenn die Ökonomen beides wieder dorthin zurückbringen, wo sie es hergeholt haben, in die politische Theorie und Anthropologie nämlich, dann gehen sie auch noch für Imperialisten durch.

Zuviel der Ehre, selbst wenn sie Konstitutionenökonomie und generell *law and economics* betreiben oder behaupten, das Reproduktionsverhalten lasse sich ökonomisch erklären. Denn wie gesagt, man mag die Öko-

nomie als Realsphäre durch den Gebrauch des Kommunikationsmittels Geld abgrenzen, als wissenschaftliche Disziplin ist ihr Ansatz, Entscheidungen über den Einsatz knapper Ressourcen bei alternativen Verwendungsmöglichkeiten zu erklären, nicht auf diesen Bereich beschränkt. Das Zusammentreffen von vier Ökonomen und fünf Juristen in unserem Jahrgang hätte zu einem *show down* führen können, es führte zum Symposium (wörtlich zu nehmen!) der Gruppe „Lawyers and Economists“. Wenn ich vermutete, die regelmäßigen Sitzungen und ihr guter Besuch sei Folge der Qualität von Marie Theres Fögens Versorgung mit Speis und Trank, dann würde ich mich sicher schon wieder eines platten Ökonomismus (der Suche nach dem sprichwörtlichen *free lunch*) schuldig machen. Also halten wir es bei spannenden Papieren und sprühenden Diskussionen vor allem über das „and“. Aber auch hier gilt zu vermelden, daß *law and economics* in erster Linie von Juristen entwickelt worden ist, den Vorgang umkehrend, der vor noch gar nicht allzu langer Zeit die ökonomischen Fakultäten aus den juristischen ausgebettet hatte. Doch da hörte die Gastfreundschaft von Marie Theres auf, und mit flammendem Schwert und feuriger Zunge verwehrte sie den Ökonomen den Eintritt in die heiligen Hallen der Rechtswissenschaft (gegen die Kollaborateure in den eigenen Reihen ist man meistens machtlos). Der Systemtheorie folgend kann es keine *Economics in Context* geben: was die Evolution einmal geschieden hat, das soll der Mensch nicht wieder zusammenführen.

Der Ökonom im Kontext des Wissenschaftskollegs – es scheint, als ob er von Arbeitsgruppe zu Arbeitsgruppe eile, um sich intellektuell zu vergnügen oder um seine Unschuld zu verteidigen. „Hat Er denn nichts zu arbeiten?“ hört man unwillkürlich in sich die mahnende Stimme des Rektors. Hat Er natürlich. Aber das Paradiesische des Wissenschaftskollegs ist es, daß die Arbeitsgruppen, Dienstagskolloquien, Tischgespräche keine Zeit kosten – die Aufhebung der Ökonomie durch den Überfluß, der Traum von Marx und Keynes –, so viel Zeit bleibt für die eigene Arbeit. Das ist leider eine Illusion, ein Traum eben, und am Ende des Jahres stellt man ernüchert fest: jetzt noch sechs Monate und dann wäre ich da, wo ich eigentlich sein wollte. Doch auch das stimmt nicht; denn das wo ich jetzt bin, konnte ich mir zu Beginn gar nicht vorstellen. Die Arbeitsgruppen, Dienstagskolloquien, Tischgespräche und alles, was dafür zu lesen war, haben einen neuen Kontext geschaffen, in dem es sich erst einmal zu orientieren gilt.

Im Zentrum meiner Arbeit am Kolleg stand die Frage, wie die Tatsache zu erklären sei, daß die Transformation der Wirtschafts- und Gesellschaftsordnungen in Ländern, die zuvor einen einheitlich erscheinenden (Ost-)Block gebildet hatten, so unterschiedliche Erfolge aufwies. Ganz offensichtlich ist es den weniger erfolgreichen Ländern, die vor allem im

Osten der Region liegen, nicht gelungen, eine entschlossene und konsistente Transformationspolitik durchzuführen und den institutionellen Rahmen zu schaffen, in dem oder mit dem sich selbständige Unternehmen und funktionsfähige Märkte entwickeln. Das ist aber sozusagen nur die erste Ebene der Erklärung. Denn nun stellt sich die Frage: warum haben sie das nicht geschafft. Auf der zweiten Ebene gilt es, das Politik- und Staatsversagen zu erklären. Und dazu muß man unweigerlich den engeren Bereich der Ökonomie verlassen: historische, geographische, kulturelle Faktoren drängen sich auf und stapeln sich auf dank der unermüdllichen Hilfe der Bibliothek.

Die Papiere, die im Laufe eines Jahres geschrieben werden, beruhen zum Teil natürlich auf vorangegangener Arbeit, und vieles, was am Kolleg erarbeitet wurde, findet erst später aufs Papier. Doch die folgenden Arbeiten haben alle auf die eine oder andere Weise von der berühmten Berliner Luft profitiert, wenn sie nicht ganz in ihr entstanden sind.

- „Rückkehr nach Europa“ (erscheint in den *Schriften des Vereins für Sozialpolitik*, 2000) behandelt den Zusammenhang von Transformation und Beitritt zur Europäischen Union.
- „Has Russia Missed the Boat?“ (*Journal of Institutional and Theoretical Economics* 156 [2000]: 125–30) ein kurzer Kommentar, der das geschilderte Problem von Transformationserfolg und -mißerfolg andeutet.
- „Ordnungstheorie and Theory of Regulation: How Productive are They? A Virtual Panel Discussion“ (erscheint in einem von Agnès Labrousse und Jean-Daniel Weisz bei Springer herausgegebenen Band zur Institutionenökonomie, 2000), eine Diskussion zwischen einem deutschen Ordnungstheoretiker, einer französischen Regulations-theoretikerin und einem Mainstream-Ökonomen über die Brauchbarkeit ihres Ansatzes zur Erklärung der Transformation.
- „Eucken and Hayek on the State and the Market“ (zusammen mit Frank Bönker, erscheint in dem gleichen Band) eine kurze theoriegeschichtliche Betrachtung der Behandlung von Staat und Wirtschaft.
- „Staatliche Regulierung der Sozialgebundenen Krankenversicherung“ (zusammen mit Andreas Ryll, Beitrag zu einem Forschungsprojekt im Rahmen des Berliner Zentrums für Public Health) diskutiert die politische Ökonomie der Einführung eines neuen Krankenversicherungssystems: Transformation ist nicht auf „Transformationsländer“ beschränkt.
- „Globalisierung: Abschied von aller Loyalität?“ (Donnerstagabend-Vortrag gehalten am 6. 4. 2000 zur Feier des 85. Geburtstags von Albert Hirschman; abgedruckt in diesem Band) behandelt die Frage,

ob die Globalisierung eine eigenständige Sozialpolitik unmöglich mache.

- „Why has Russia Missed the Boat?“ (auf der Grundlage dieser Arbeit habe ich mein Dienstagskolloquium bestritten; erscheint in *Leviathan*, 2000) hier werden Politik- und Staatsversagen in unterschiedlichen Transformationsländer ausführlich behandelt.
- „Ausweglos in der Transformationskrise? Virtuelle und andere Lösungen“ (erscheint in einer Festschrift im Metropolis Verlag, 2000) geht auf einen spezifischen Aspekt der russischen Transformationsökonomie ein, die virtuelle Ökonomie, in der Arbeitskräfte beschäftigt und Güter produziert werden, aber keine Wertschöpfung stattfindet.
- „On the Relationship Between State and Economy“ (Referat für den Workshop „Constitutions in Transition“, erscheint in dem zu publizierenden Konferenzband) behandelt die stark vernachlässigte Rolle des Staates für die Ökonomie und seine besondere Bedeutung im Transformationsprozeß.

Für mich ist das eine reiche Ernte. Das Buch über Transformation, das den politischen, rechtlichen und kulturellen Kontext dieses Prozesses berücksichtigt, hat einige Kapitel gewonnen. Aber es liegt noch nicht vor. Mir geht es dabei ein wenig wie jenem Forschungsreisenden, der nach einer Woche in einem fernen Land erklärte, „darüber schreibe ich ein Buch“, nach einem Monat, „das wird ein interessanter Essay“, und nach einem Jahr, „ich muß noch länger bleiben, um überhaupt etwas sagen zu können“.

David John Wasserstein
„... und dann kam ich nach Berlin.
Ein Jahresbericht aus dem
Wissenschaftskolleg“



Jahrgang 1951, geboren in London. Studium der Klassischen Philologie und der Orientalistik (Arabisch und Hebräisch) in Oxford. Dr. phil. 1982. Lecturer für Arabisch am University College, Dublin, 1978–1990. Associate Professor für die Geschichte des Islams an der Universität Tel Aviv seit 1990, Full Professor seit 1994. Bücher und Aufsätze zur Geschichte des Islams auf der Iberischen Halbinsel im Mittelalter, über die Juden in der islamischen Welt, zur islamischen Numismatik u.a. – Adresse: Department of Middle Eastern and African History, Tel Aviv University, Ramat Aviv 69978, Tel Aviv, Israel; E-Mail: wassers@post.tau.ac.il.

Bevor ich nach Berlin kam, hatte ich schon einige Ahnungen davon, manche präzise, die meisten eher vager Natur. Ich hatte eine Ahnung von Berlin als dem Ort, wo mein Vater aufgewachsen war vor dem Krieg – ein Ort, an den er erst nach mehr als vierzig Jahren zurückkommen sollte, nur ein- oder zweimal für ein paar Tage. Ich hatte eine Ahnung von Berlin als einer von diesen geteilten Städten, einige von ihnen – wie Nicosia und Jerusalem vor dem Sechstagekrieg – durch politisches Fiat und militärischen Fakt in aller Form getrennt und andere, wie Belfast und mein eigenes Jerusalem an diesem *fin de siècle*, weniger förmlich getrennt, deshalb aber nicht weniger endgültig. Ich hatte eine Ahnung von Berlin als wiedervereinigt, ungleich allen anderen geteilten Städten. Ich hatte eine Ahnung vom Berlin Bismarcks und des Kaisers, von dem Berlin von Weimar und dem der Ostjuden – die Grenadierstraße und Mitte, das Scheunenviertel und die Adass Jisroel Schule, wo mein Vater gelernt hatte –, von dem Berlin Hitlers.

Vor allem aber hatte ich eine Ahnung von Berlin als einem Ort, wo man Deutsch spricht. Dies war die Sprache meiner Eltern, ihrer Freunde und unserer Verwandten, eine Sprache der heimeligen Vertrautheit, gesprochen nur unter Erwachsenen, die aus Europa stammten und dorthin nicht

zurückkehrten, eine Sprache nicht für Jüngere, für Leute meines Alters und jünger, die sich als Nachgeborene fühlten – wir mochten sie verstehen, aber wir konnten sie nicht sprechen, hatten das nie gelernt, – unangebracht wie oft ein Wort ist, nur in diesem Fall war es die ganze Sprache, die nicht paßte. Nur Erwachsene sprachen Deutsch. Und unter diesen, nur nicht-deutsche Deutsche. Ich hatte nie, oder fast nie, einen Deutschen Deutsch sprechen gehört.

... und dann kam ich nach Berlin.

Ein Jahresbericht aus dem Wissenschaftskolleg – das sollte sehr leicht sein, das könnte auch sehr standardisiert werden. Kollegen aus aller Welt, aus jeder Disziplin, interessantere und klügere, nettere und schwierigere, sich gegenseitig stets befruchtend; Bücher von der Bibliothek, sprachlich und fachlich multipel die Bücher und Aufsätze ohne Ende, identifiziert, bestellt, sofort bekommen, scheinbar ganz ohne Schwierigkeiten, durchgeschaut, benutzt, oft auch durchgelesen; das ewige Tragen von Büchern hin und zurück über die Wallotstraße, zwischen Hauptgebäude und Weißer Villa; allwöchentliche Dienstagskolloquien im Wissenschaftskolleg: gehört, besprochen, diskutiert, genossen, gehaßt, auch einmal eins gehalten; Treffen mit Berliner Kollegen; Konzerte im Hause; die MitarbeiterInnen aller Art – auch sie alles scheinbar ohne Probleme lösend; die gemeinsamen Mittagessen; die Frühstücke und die Donnerstagsabendessen; Reisen in Deutschland, Ost und West, Frankfurt (Oder, oder...), Heidelberg, Leipzig, Hamburg, Köln, Erlangen, Konstanz – die Deutsche Bahn müßte mich sehr gern haben; Fahrräder (Berlin ist flach); Vorträge gehalten, Ausstellungen gesehen, auch gepicknickt; Berlin selber, Forschungen in der Stadt, der Ku'damm so lang, die Oper (wie auch nicht?), Musik (oft, aber nie genug), die Museen: nur in Berlin kann man Nofretete ins Auge schauen; Theater (man muß aber sehr gut Deutsch können, um ins Theater zu gehen); die Berliner Mietshäuser, mit nackten, flachen Fassaden und Schachtelbalkonen und kahlen quadratischen Fenstern, die mir nichts sagen, mit diesem braun-grauen Rauhputz; die deutsche Vergangenheit, die weit entfernte und die jüngere; die Tage (der deutschen Einheit und der Love Parade, Reichs-, Neujahrs- 2000 und viele andere, meist unbekannt, mit und ohne Feuerwerk); die Feste (zum Einstand, Mitte des Jahres, zu Weihnachten, das Abschiedsfest und andere); Berliner Freundschaften (jede besonders auf ihre Art – in Berlin gibt's nichts Simples); Stabi und Stasi; die Mauer, das Laub; die Berliner Trottoire, wo die Steinplatten im Sandbett liegen, so daß man ein kleines, schnell verklingendes Echo hört, genauso wie zu Hause in Tel Aviv, wenn man den Fuß auf die Platte setzt; Spaziergänge durch die Berliner Wälder; die Berliner Bäume, Millionen von Bäumen in einer Stadt, ein grünes Land, mit dickem grünen Überdach – nachdem es geregnet hat, hört man überall in den Straßen das

beruhigende Rieseln des Wassers, wenn es zwischen den Blättern tropft und unsichtbar zur Erde fällt, ohne daß man naß wird; was geschrieben, mal was gedacht; viel gesprochen, auch mal was getrunken; so manches Mahl gegessen; zugehört auch.

Es sollte sehr leicht sein, aber je leichter, desto standardisierter. Wie es alle machen. Mein Berliner Jahresbericht: ich kam nach Berlin Anfang September. Am nächsten Tag fuhr ich nachmittags mit dem Bus in die Stadt. Die Schulen waren gerade aus. Einige Minuten später ein Schock: Rundum wurde auf Deutsch gesprochen, und mit kindlichen Stimmen. Ich fühlte mich desorientiert, so als ob ich sehr langsam aufwachte, ohne sicher zu wissen, in wessen Bett. Kinder sprechen Deutsch? Das durften sie nicht! Leute meiner Generation, viel jünger sogar; Leute, die nicht mit mir verwandt sind, die ich nicht kenne? Wo hatten die das her?

So war es aber, ununterbrochen, in Berlin während dieses Jahres. Es war so wie die Erfahrung, *Don Quijote* zu lesen – nicht das vor vierhundert Jahren von Miguel Cervantes geschriebene Werk, sondern das andere, absolut identische, vor knapp hundert Jahren von „Pierre Menard“ geschrieben laut Borges in einem seiner rätselhaften Essays. Es war, als ob ich eine Haut zur Hälfte abstreifte und eine andre entdeckte, darunter versteckt; ich mußte eine Sprache verlernen, eine Sprache aus meiner Jugend, bei den Eltern gehört, aber nie von mir selber gesprochen, und sie ersetzen gegen eine andere, praktisch identische, wenn auch reichere und kompliziertere und auch schwieriger und schmerzlichere. Ich mußte die Sprache der Kindheit aufgeben, die Sprache von daheim, die Sprache der Intimsphäre, der Vertrautheit, eine schon lang vergangene Sprache, um sie mit einer andren, lebendigen, lebhaften, und doch auch gleichen zu überdecken. Die Wörter waren die gleichen und die Sätze, auch ihre Bedeutungen waren gleich. Die Sprecher aber waren andere. Ich kehrte irgendwie zurück in eine Kindheit, die mir verlorengegangen war durch den Tumult des Hineinwachsens in eine ganz andre Welt; ich wohnte während dieses Jahres in einer Welt, wo ich nocheinmal diese Akzente, diesen Klang, diese komplizierte Wortstellung, sogar diese Wörter – kaum erinnert und doch nie vergessen, wenn auch bestenfalls halb verstanden – jeden Tag hörte und selber benutzte zum ersten Mal.

So kam es, daß ich mich immer verwirrt fühlte, so als existierte ich irgendwie am Rande der Wirklichkeit. Immer wenn ich Deutsch hörte, fühlte ich mich wie einer der zuhört, mithört, belauscht, der kein eigentlicher Teilnehmer ist im Gespräch. Sogar wenn ich mich selber Deutsch sprechen hörte, hatte ich das Gefühl, es sei ein anderer, der spricht, und nicht mein eigenes Ich. Im Gespräch mit Busfahrern und Verkäuferinnen, in Büros und bei Institutionen wartete ich jeden Moment darauf, sie würden entdecken, daß ich kein Deutscher bin, und sie würden mich fragen:

Wo kommen Sie denn her? Und: Warum sprechen Sie überhaupt Deutsch? Und ich wußte gar nicht, wie ich antworten würde, wie ich antworten konnte, wie ich antworten durfte. Irgendwie hatte diese deutsche Sprache mit mir gar nichts zu tun. Aber gleichzeitig war sie identisch mit der anderen, die irgendwo tief in mir lag.

Ich kam nach Berlin, um über Schriftlichkeit und Mündlichkeit ein Projekt anzufangen. Über die Sprache und Schrift von Menschen des Mittelalters in der islamischen Welt. Wie sie ihre Sprachen, Arabisch und andere, benutzten zu mündlichen und zu schriftlichen Zwecken. Dazu habe ich auch gelesen, geforscht, gelernt, nachgedacht am Wissenschaftskolleg, wo man „sich aus dem Streit der Welt halten und die kurze Zeit ... verbringen“ darf.

Aber kann man das?

Der Idiolekt meines Vaters – vielleicht weil er das Kind von Einwanderern war – war Hochdeutsch. Berlinisch sprach er nicht als Kind; er verstand es, aber es war kein echtes Element seiner sprachlichen Sozialisierung. Und für mich, vielleicht auch, da Kind von Einwanderern, war die gehobenste Form meiner Sprache auch die naheliegendste, natürlichste, eigentlich die einzige, die ich verwenden konnte für alle Behufe. Die Kluft zwischen schriftlich und mündlich in manchen Sprachen ist oft sehr schmal, wenn man denn überhaupt erkennt, daß sie existiert. Im Arabischen liegen die Dinge komplizierter als, sagen wir mal, im Englischen. Es existiert eine einige Form der Sprache für schriftliche Zwecke überall in der arabischen Welt, mit sehr, sehr kleinen Unterschieden nur gemäß der Geographie, während man fürs Mündliche eine Reihe von schriftlosen Dialekten gebraucht, die manchmal sehr unterschiedlich sind, voneinander wie auch von der schriftlichen Sprache, und die variieren nach dem Stand der Sprecher, nach ihrer Bildung, ihrer geographischen Herkunft und so weiter. Mit derlei Themen habe ich mich hier intensiv befaßt, aber was mir in diesem Jahr erst so richtig eindrucksvoll bewußt geworden ist – fast möchte ich es eine Entdeckung nennen, eine Entdeckung unter vielen –, ist der Umstand, daß unter Deutschen, im deutschen Sprachraum, ein Sprachzustand gegeben ist, fast gleich wie bei den Arabern. Es existiert eine schriftliche Sprachform für alle schriftlichen Zwecke, die die gleiche ist überall in der deutschschreibenden Welt – oder fast –, und neben dieser Sprache existiert eine Reihe von Dialekten, voneinander teils sehr verschieden und verschieden auch von der Sprache der Schrift. Diese Dialekte werden nicht – oder nur sehr selten, und dann auch nur als Witz oder als Kuriosum – geschrieben. Wie lebt der Deutschsprachige, der Deutschschreibende, der Deutschverwender in einem solchen Sprachzustand? Wie verwendet man diese Sprachformen? Wie verhalten sie sich

zueinander? Konvergieren sie, werden sie alle eins? Da gibt es viele interessante Fragen.

An alledem ist nichts Neues, natürlich. Wie die anderen auch, so wußte ich das schon längst bevor ich nach Deutschland kam. Jedem Deutschen ist das alles bekannt, betrifft es doch die große Mehrheit der Deutschen, irgendwie jedenfalls. Aber nach meiner Erfahrung dieses Jahres, wenn ich ihnen unter verschiedenen Umständen und in verschiedener Weise zugehört habe, wenn ich darüber las, mich danach erkundigte, wenn ich fragte und untersuchte, mit ihnen sprach, dann war mir doch, als beschrieben die meisten Deutschen ihre eigene sprachliche Situation, so wie auch die gesellschaftliche Lage ihrer Sprache im weiteren Sinn, auf eine Weise, die sich unterscheidet von der beobachtbaren Realität. Mehr noch, viele denken sich den sprachlichen Zustand einfacher und weniger kompliziert als er ist. Die Ähnlichkeiten zwischen den sprachlichen Gegebenheiten bei den Arabern und bei den Deutschen aber sind, syn- wie diachronisch, sehr bemerkenswert. Bemerkenswerter für einen Nichtdeutschen als für einen Deutschmuttersprachler offenbar, denn was das Deutsche betrifft, so will mir scheinen, als halte all das niemand, nicht einmal deutsche Spezialisten für die deutsche Sprache, groß für erforschenswert. Aber ein Vergleich der beiden Phänomene könnte uns vieles lehren.

Hier geht es freilich um das Deutsch von diesem Jahr, von hier, nicht um mein eigenes Deutsch, das andere, von daheim. Dieses habe ich wegstecken müssen, um das andere zu lernen. Vielleicht. Zunächst. Beide haben ihren Sinn.

Heute, direkt vor meine Abfahrt, fragte mich jemand, ob dies für mich ein gutes Jahr gewesen sei, hier in Deutschland.

Vorträge

Michael Gielen

Über das Dirigieren

Anfang der 50er Jahre, als ich anfang zu dirigieren, nahm ich an einem Klavierkurs von Eduard Steuermann in Salzburg teil und spielte eher schlecht als recht die 4. Ballade von Chopin. Neben seinen brillanten Studenten hatte ich mich ziemlich blamiert. Abends zu Hause sagte er: „Michael, Du solltest doch Pianist werden.“ Ich reagierte entsetzt. „Weißt Du,“ meinte er, „es ist doch ein ehrlicher Beruf, man macht es selber.“ Das gilt in noch höherem Maße für das Komponieren. In dieser Anekdote wird das zentrale Problem des Dirigenten und seine Funktion sichtbar. Er agiert durch andere hindurch, er muß sie beeinflussen und versuchen, sie dahin zu bringen, das zu tun, was er für richtig hält. Das Dirigieren ist also eine geistige Aufgabe, eine Frage der Psychologie und der Menschenführung. Es ist eine didaktische Aufgabe. Und jeder Lehrer wirkt stärker durch seine Vorbildlichkeit als durch die Materie, die er mitteilt. Der Dirigent sollte seine Hingabe an die Kunst vorleben. So ein Vorbild zu sein, ist das Gegenteil jeden Karrieredenkens. Seine Inhalte sind das Gegenteil eines Effekts. Wenn ich beim Dirigieren an den Effekt denke, habe ich den Inhalt schon verfehlt.

Als ich zum ersten Mal in Paris war, 1950, bei meiner Rückkehr aus Buenos Aires nach Europa, entdeckte ich in einer Buchhandlung eine dreibändige Ausgabe alter chinesischer Texte, mit dem chinesischen Original, einer Transliteration, einer lateinischen und einer französischen Übersetzung nebeneinander. Die Jesuiten haben das herausgegeben. Der 4. Band ist ein Wörterbuch in diesen vier Fassungen. Ich kann kein Wort chinesisch – aber die Schönheit der Zeichen hat mich immer fasziniert. Eines Tages wollte ich herausfinden, welches Zeichen dieses kleinen Wörterbuches für mich das schönste sei nach rein ästhetischen Kriterien, ohne an die Bedeutung zu denken. Ich filterte allmählich eine immer kleinere Anzahl von Zeichen heraus, bis am Ende eines als das allerschönste übrigblieb. Dann erst schaute ich auf die Übersetzung. Es war *tao* als Verb, mit der Bedeutung „leiten, führen, auf den rechten Weg setzen“ (frz. *conduire, diriger*).

Der Dirigent ist nicht denkbar ohne die Musiker, die er leiten soll, im Normalfall das Orchester. Dieses besteht aus hochspezialisierten Profis, die durch ihre Erziehung, ihren Werdegang und ihr Berufsleben das geworden sind, was sie sind, nicht anders als der Dirigent selber. Die Musiker im Orchester sind sehr unterschiedliche Menschen und Künstler. Gegenüber der Zeit, als ich anfang, also in den letzten 50 Jahren, hat sich

die Mehrheit von ihnen durch den Generationenwechsel sehr verändert. Ich spreche natürlich von den deutschsprachigen Ländern und ihrem Musikleben. Als ich 1950 nach Europa kam, waren die meisten Musiker hier von der Zeit 1933–45 her bestimmt. Ich meine dieses: das Kennenlernen der Neuen Musik, insbesondere der Schönberg-Schule und ihren Folgen gleich einem Choc. Was die Interpretation betraf, waren konservative und romantisierende Dirigenten bestimmend gewesen, vor allem die übergroße Figur von Furtwängler. Toscanini war noch kein Vorbild, Erich Kleiber – mein großes Vorbild aus Buenos Aires – stieß in Wien auf eine feindselige Haltung. Es wird erzählt, daß er bei seinem ersten Konzert mit den Wiener Philharmonikern nach dem Krieg in der Eroica beim letzten Andante im Finale ein Tempo nahm, das sich dem Metronom $\text{♩} = 108$ näherte, was gegenüber der Tradition sehr schnell war, und daß der Oboist doppelt so langsam spielte. Ich weiß nicht, ob es Sabotage war oder ob dieser Musiker es einfach nicht glauben konnte – oder ob er die heilige deutsche Kunst retten wollte, auf jeden Fall sollen all die dort versammelten und aus dem tausendjährigen Reich belasteten Dirigenten, wie Karl Böhm und Clemens Krauss, hörbar aufgeatmet haben, weil damit schon klar war, daß Kleiber ihnen ihren Platz nicht streitig machen würde. Nun, wie gesagt, ich weiß nicht, ob die Geschichte stimmt.

Ein eigenartiges Phänomen ist die Verinnerlichung von Publikumshaltungen durch die Orchestermusiker. Das war meist konservative Ablehnung von Ungewohntem. Bei den Musikern entspringt diese Verinnerlichung und Identifikation mit einer konservativen Publikumshaltung meist einer zum Teil berechtigten Existenzangst. Man hat Angst, den Rückhalt beim Publikum zu verlieren und damit eventuell sogar die Arbeit. Mehr und mehr setzt sich jedoch auch in den Orchestern die Einsicht durch, daß mit ausschließlich musealem Musizieren der Fortbestand der Orchester auch nicht gesichert ist.

Es stellt sich die prinzipielle Frage, was denn „konservativ sein“ bedeutet. Will man bloß keine Veränderung; oder will man das Gute bewahren, indem es transformiert wird? Ich denke da an Pfitzner und Strauß, die stagnierten, im Gegensatz zu Schönberg und Berg, die in vielen entscheidenden Zügen das Gute tradiert, nämlich: das integrale Komponieren Beethovens, Mozarts und Brahms' in ihrer erneuerten Sprache fortgesetzt haben, also konservativ in positivem Sinne waren. Ein Buch spricht von Schönberg als einem „konservativen Revolutionär“.

Auf das Ethos der Verpflichtung des Dirigenten seiner eigenen Zeit gegenüber komme ich später noch zu sprechen. Wenden wir uns jetzt der eigentlichen Aufgabe des Dirigenten zu: der Darstellung der Werke oder besser gesagt: dessen, was man selber davon verstanden hat. Das ist die Lebensaufgabe, die sich stellt. Mit wachsender Reife kann man hoffen,

sich den Werken besser zu nähern. Ganz klar sollte jedem sein, daß es eine „objektive“ Darstellung, d.h. eine, die völlig dem Werk gerecht wird, nicht geben kann; es gibt ja sowieso nur eine subjektive Wahrheit. Ich kann nur aus dem Text herauslesen, was ich finde, das hängt davon ab, wie *ich* bin, wie *ich* geworden bin, wie *ich* ausgebildet bin, was *ich* für ein Geschichtsverständnis habe. Alles im Werk wird durch die Subjektivität des Interpreten modifiziert: *mein* Begriff von Klassik, Revolution, Sturm und Drang, Rokoko, Romantik, Barock, Ornament; meine Kenntnis der Kompositionsprinzipien, von Tonalität (davon später mehr), von fest und locker Gefügtem, man sagt auch: das was steht und was geht, von Motivtechnik; *mein* Aufspüren des Zusammenhangs, *mein* Tempogefühl, *mein* Formgefühl, *meine* Flexibilität oder Rigidität, alles dieses macht, daß ein und dasselbe Werk von Interpreten selbst *einer* Generation sehr verschieden dargestellt wird. Ja, man kann sogar sagen, daß sich die Werke in der Geschichte verändern, weil jede Generation in ihnen anderes sieht.

Das oberste Gebot der Darstellung von Werken zwischen Bach und Schönberg ist die *Deutlichkeit*. Das, was man erkannt hat (natürlich subjektiv!), als die Komplexion, die Physiognomie des Werkes, muß in seinen Zügen deutlich gemacht werden. Dazu gehört die *Transparenz*. Und eventuell das Gegenteil davon, das Verschleierte, Undurchsichtige, die „opacit  “. Ein Zug soll keinen anderen verdecken, eine eventuell vorhandene Komplexität soll nicht vereinfacht werden, die Dinge nicht subsumiert. Falls Widersprüche vorhanden und bewußt sind, sollten sie herausgearbeitet werden, sozusagen ausgetragen. Ich meine z. B. verschiedene Charaktere innerhalb eines Themas, wie oft bei Mozart, z. B. Kantables und Marschm  Biges, bei Hegel heißt es: „Nur insofern etwas in sich selbst einen Widerspruch hat, bewegt es sich, hat Trieb und Tätigkeit“. Oder auch die Art und Weise, wie Nebenstimmen die Hauptstimme beleuchten, bereichern. Die Hauptstimme sollte nicht Diktator sondern *primus inter pares* sein. (Ich denke da z. B. an den 3. Satz der 3. Symphonie von Brahms, wo eine Vielzahl von Kontrapunkten meist unhörbar bleibt.) Die Realisierung der Transparenz kann Eingriffe in die Dynamik der Instrumente und sogar in die Instrumentation notwendig machen. Es hat sich ja das Konzertleben im Laufe des 19. Jahrhunderts stark verändert. Die Demokratisierung bzw. der Aufstieg des Bürgertums brachte gr  o  ere Konzertsäle mit sich und daher gr  o  ere Orchester. Besonders die Anzahl der Streicher hat sich verändert. Sie ist zwei- bis dreimal so groß wie im allgemeinen um 1800, aber nach wie vor spielen 8 Holzbläser gegen diese 60 Streicher an. Dabei sind groß besetzte Aufführungen, z. B. von Mozarts Pariser Symphonie oder der 4. Symphonie Beethovens mit doppelten Bläsern, als Ausnahmen überliefert. Wenn wir heute *nicht* die Bläser verdoppeln, müssen wir in die Dynamik der Streicher eingreifen.   berhaupt ist

die undifferenzierte Bezeichnung unserer Klassiker *cum grano salis* zu nehmen. Bei allen Instrumenten steht „*ff*“, aber für die Deutlichkeit ist da stark zu differenzieren, z. B. im 2. Thema des Scherzos der 9. Symphonie Beethovens muß gespielt werden:

- Holzbläser: „*ff*“
- Streicher: „*mf* und sehr kurz“
- Blechbläser: „*p*“

weil sonst die thematische Substanz nicht zu erkennen ist. Wagner ließ Hörner und sogar Trompeten mit dem Holz mitspielen, seit Weingartner alle Dirigenten die Hörner wenigstens im *piano*. Auch ich habe diese Praxis mitgemacht, bis ich erst zu der Vermutung, dann Überzeugung gelangte, daß Beethoven gemeint haben könnte, daß man dieses Thema wie hinter einem Schleier hören solle, daß der Widerspruch zwischen zu lauter obstinater Begleitung und relativ zu leisem Thema vielleicht der entscheidende Zug dieses Moments sei und es hier ein Fehler wäre, Eindeutigkeit herzustellen. Daß also das Kopfmotiv des 1. Themas eine obsessive Tyrannei ausübt und daher das 2. Thema im Schatten des ersten steht.

Vielleicht paßt das Stichwort „Stilkenntnis“ hierher. Harnoncourt sagte einmal, er wolle alles wissen, was es an Dokumenten über die Aufführungspraxis des 18. Jahrhunderts gibt, um dann zu machen, was er für richtig hält. Die Frage ist, ob es „richtig“, d. h. sinnvoll für unsere Erfahrung der Werke ist zu historisieren, d. h. zu versuchen, ein fiktives 18. Jahrhundert herzustellen, oder ob es nicht sinnvoller ist, die Werke in ihrer Vorahnung oder Verwandtschaft zu unserer Zeit zu sehen, eventuell unsere Konflikte auch in ihnen zu entdecken und auf jeden Fall sie mit unseren Instrumenten aufzuführen. Wenn ich mir eine Perücke aufsetze, werde ich doch nicht zu einem Menschen des 18. Jahrhunderts. Selbstverständlich wird man sich der Dokumente, der Quellen bedienen, um die Ausführung der Ornamente z. B. zu entscheiden, und gerade wegen der Transparenz der Polyphonie Bach in kleinerer Besetzung spielen als das 19. Jahrhundert. Aber ich fürchte, es ist eine Illusion zu glauben, man könne heute empfinden oder hören wie ein Mensch um 1740. Es ist weniger die Rezeptions-Geschichte (wie bei Beethoven) als das veränderte Leben und Lebensgefühl, die Geschwindigkeit, der Lärm, die allgegenwärtige Aggression, die so eine historisierende Haltung zu einer illusionären machen.

Stilkenntnis ist nicht nur historisches Wissen, es ist zutiefst inhaltlich. Wer das Schubert-ähnliche, verinnerlichte Moment bei Webern verabsäumt oder bewußt eskamotiert über der Konstruktion, verfehlt seinen Stil. Ähnlich ist die Affinität Bergs zur Romantik, besonders zu Schumann, zur Klassik im Spätwerk, zum Impressionismus im Klang. Bei

Schönberg ist es besonders in der Musik, die zwölftönig ist, wichtig, sie als Fortsetzung der Syntax von Mozart und Brahms zu einer Beredtheit bzw. Sprachähnlichkeit zu bringen. Als Steuermann zu einer Skizze Weberns sagte, er verstünde nicht, „wie das ginge“, sagte Webern: „Aber geh“, das ist doch wie ein Wiener Walzer.“ Und Schönberg insistierte darauf, er schreibe keine *12-Ton-Musik*, sondern *12-Ton-Musik*.

Von den äußerlichen, sichtbaren Aufgaben des Dirigenten ist die Bestimmung der Geschwindigkeit, in der eine Musik „geht“ oder abläuft, die wichtigste. Bekanntlich ist eins der wichtigsten Merkmale von Musik, daß sie hauptsächlich in der Zeit existiert, in weniger wesentlichem Maß im Raum. Natürlich, die Schwingungen der Luft sind räumlich, aber das Erlebte ist zeitlich. Erlebte, volle gestaltete Zeit im Gegensatz zur abstrakt ablaufenden, leeren. Wenn Musik gestaltete Zeit ist, ist die Gestaltung ihres Ablaufs in der Zeit die primäre Aufgabe jedes Interpreten.

Während die ältere Musik mit größeren Bausteinen, mit Komplexen operiert, z. B. mit Themen in der Klassik, die das zeitliche Gefüge definieren (hypotaktische Glieder wie Hauptsatz, Überleitung, Seitensatz, Epilog für die Exposition einer Sonate, alle untereinander verwandt oder voneinander abgeleitet, die einen übersichtlichen Zeitablauf in wechselnder Dichte geben, dann die Durchführung als dialektische Abarbeitung des Materials und die Reprise als Behauptung einer verwandelten Identität), wird es seit Wagner immer schwieriger, die zunehmend längeren Komplexe als Einheiten in der Zeit wahrzunehmen und darzustellen. Zumal der Zusammenhang in immer stärkerem Maße – bei Wagner z. B. – nur durch Motiv-Verknüpfung gewährleistet ist, an Stelle der Tonalität, ja sogar im extremen Fall der Kitt nur noch der Halbtonschritt ist. Also gleichzeitig ein Opernakt von einer Stunde Dauer (das ist die Dauer der 9. Symphonie von Beethoven) und innerhalb des Großrasters der Szenen, die durch ihren thematischen Gehalt unterscheidbar sind, der Mikrokosmos der Minimalmuster. Ein doppelter Vorgang der zeitlichen Definition, dessen Auffassung durch die Allgegenwart der Leitmotive nicht gerade erleichtert wird. Die Leitmotive sind ja mehr inhaltliche Anspielungen als formale Bausteine. Das ist parataktische Gliederung; so z. B. die wiederholten Erzählungen des Wanderers im 1. Akt des *Siegfried*. Ich meine es so: das hypotaktische Komponieren lädt zum Nachvollzug seines Sinns, der Logik seines Aufbaus ein, während der parataktischen Gliederung keine gleichermaßen evidente logische Verknüpfung anzumerken ist, eine stringente Darstellung damit schwieriger wird.

Die parataktische ist die primitivere Fügung, wie es für die Literaturgeschichte, z. B. im Buch *Mimesis* von Erich Auerbach, festgestellt wird. Die Musik und besonders die Darstellung ihrer zeitlichen Dimension wird also während des 19. Jahrhunderts, von der ersten zur zweiten Wiener

Schule, immer komplexer und gleichzeitig primitiver. Der nachvollziehende Künstler, z. B. der Dirigent, ist zunehmend auf sein „Formgefühl“ angewiesen. Das herauszubilden ist die Komposition das beste Mittel, Musik-selber-machen im eigentlichen Sinn. Die Erfahrung der Formen durchs Selberschreiben ist sicherlich die beste Schule. Komposition sollte obligatorisch sein für alle Musikstudenten, nicht nur ihre Theorie. Sie lehrt auch noch dazu die Zierde der Bescheidenheit.

In der Schönberg-Schule und -Nachfolge setzte dann allmählich die Alleinherrschaft der Motiv-Verknüpfung durch das Stereotyp der Reihe ein, bei allmählich verlorengehenden syntaktisch und thematisch erkennbaren Ereignissen. Schließlich, nach 1945, versucht der Hörer sich an Merkmalen festzuhalten, an markanten „signposts“; wenn man etwas wiedererkennt, scheint einem der Ablauf schon gegliedert. Ob er es wirklich ist, wie sinnvoll – oder wie immer eindrucksvoll chaotisch, läßt sich kaum mehr feststellen. Ein total serialisiertes Stück ist von einem chaotischen beim ersten Hören kaum zu unterscheiden. Im Grunde kann man nicht mehr sagen als: es hat mir Eindruck gemacht oder nicht. D. h. es war eindrucksvoll gestaltete Zeit – oder es war fad. Aber ein logischer, syntaktisch gestalteter Zusammenhang, ein Diskurs, ist nicht mehr erkennbar, auch wenn eventuell vorhanden. Der Grad der Abstraktion ist zum Mitvollzug zu hoch.

Hierzu ein kleinerer Exkurs über das Verstehen von Musik: Ich fürchte, man muß sich damit abfinden, daß das Wort „Verstehen“ nicht anwendbar ist. Musik agiert auf den ganzen Menschen, besonders auf die mittlere Region, sozusagen die Region des Solarplexus. Der Verstand lernt den Ablauf, insbesondere die Wiederkehr von Ereignissen kennen und speichert sie, so daß beim nächsten Hören das Stück schon gegliedert erscheint. Dann merkt man sich die Abweichungen, die Verarbeitungen, die Wendungen. Wenn man alles gespeichert hat und wiedererkennt, meint man zu verstehen. Aber wiedererleben und nachvollziehen ist doch etwas anderes. Noch vieles kommt dazu, man hat ja viele Daten im Kopf gespeichert, ähnliche Werke oder sehr verschiedene, mögliche Assoziationen und Bilder, unser Werk wird also eingeordnet und verglichen. Das Wort „verstehen“ wird verwendet wegen der Sprachähnlichkeit der Musik zwischen 1600 und 1950. Es ist aber Nachvollzug und Zuordnung. Was Musik Wesentliches mitteilt, ist nicht das. Linguisten könnten vielleicht diesen Vorgang im Verhältnis zum Verstehen von Sprache definieren, ich kann es nicht präziser tun.

Zurück zu unserem Kapellmeister: Um den Ablauf der Zeit sinnvoll, dem Vorbild entsprechend, zu gestalten, muß man dieses Gebilde erkennen. Erst mal das Ganze in seiner Tendenz, in seinem Schwung; dann in seiner Gliederung. In der älteren Musik unserer Tradition, von Haydn bis

Mahler, meine ich, ist es das Erste zu sehen, wie weit ein Gedanke reicht. Am Anfang wissen, wohin die Reise geht. Das einfache Beispiel: eine klassische Periode, wenn sie aus 4 und 4 Takten besteht, muß so gespielt werden, daß das Verständnis des Zusammenhangs der 8 Takte gewährleistet ist. Ist es zu langsam, erlahmt die Zuhör-Energie schon nach 4 Takten. Ist es zu schnell, stellt sich ein Interesse gar nicht erst ein.

[Hier folgen im Vortrag Beispiele am Klavier zum Beweis des Gesagten:

1. Das Thema des ersten Satzes der Klaviersonate in A-Dur von Mozart
 - a) im Tempo eines Siciliano, b) zu langsam.
 2. Das sogenannte Freudenthema aus dem 4. Satz der 9. Symphonie von Beethoven
 - a) im metronomisch vorgeschriebenen Tempo, b) zu langsam
 3. Das 1. Thema des Adagios der 9. Symphonie von Beethoven
 - a) im metronomisch vorgeschriebenen Tempo, b) zu langsam
- jeweils mit einer kurzen Analyse der Form dieser Gebilde.]

Das Tempo ist das Um und Auf, die entscheidende Kategorie, wenn ein Gebilde als Gestalt aufgefaßt werden soll. Allerdings gibt es nur wenige Musikstücke, die strikt in ihrem Anfangstempo ablaufen. Schönberg wurde mal gefragt, was er vom Metronom halte. Sehr viel, antwortete er, es gilt mindestens für den ersten Takt. Ein anderes Mal sagte er, man muß Platz schaffen für die Figuration, d. h. im Tempo nachgeben, wenn viele Noten zu spielen oder gar zu singen sind. Es werden also die 2. und 3. Variation *dieses Adagios* etwas langsamer gehen als das Thema, um dem *cantabile* der Figuration Platz oder besser: Zeit zu schaffen. Und schon gar die Coda, die Fanfare der Erhabenheit, der Transzendenz, würde im strikten, abstrakten metronomischen Tempo ihren Sinn verlieren.

Um die Struktur eines älteren Musikstücks zu erkennen, ist der tonale Bau des Werks, das Gerüst der Tonalität, das wesentliche, wichtigste Werkzeug. Für die Gestaltung des Zusammenhangs einer Symphonie oder eines Sonatensatzes ist die Grundbedingung die Kenntnis einer strukturellen Harmonielehre. Nicht umsonst spricht Schönberg von den formbildenden Tendenzen der Tonalität. Die Stufen einer Tonart sind das formstiftende Material zum Aufbau eines Satzes und ihre Beziehungen die Grundlage dieser Form. Das Gefüge der Beziehungen zwischen den Stufen ist die Tonalität. Die Tonalität ist die tiefste musiksprachliche Schicht, das thematisch-melodische Gebilde sozusagen eine Oberflächenkräuselung. Verlassen wird die Grundtonart in der Klassik meist nur für die Modulation zur Dominante oder zur Parallele, in der das Seitenthema steht. Der tonale Kreis ist überschaubar, die Verwandtschaft die allerengste. Inseln oder Digressionen werden sich meist auf einer ausgeführten

Stufe befinden, nicht in einer neuen, fremden Tonart: nicht eine Übersiedlung sondern ein Ausflug. Eine ausgeführte Stufe der Tonart wird wie eine eigenständige Tonart behandelt, es bleibt aber sozusagen in der Familie. – In diesem Sinne ist es ein wichtiger Unterschied, der die Gestaltung beeinflussen, ja gelingen oder scheitern lassen kann, zu erkennen, ob moduliert wird oder ob es sich um eine ausgeführte Stufe der Haupttonart handelt.

Bei Aufnahmeprüfungen in die Dirigierklasse am Mozarteum in Salzburg, die ich leitete, wollte ich vor allem feststellen, ob der Student dieses entscheidende Moment wahrnimmt, wo genau moduliert wird, z. B. von Mozart in einem seiner Quartette, wo der „point of no return“ ist, an dem man unwiderruflich in der neuen Tonart ist. Ich halte das für wichtig für die Darstellung. Leider waren es nur wenige junge Leute, deren Erziehung in diese Richtung ging.

Je verliebter man sich im Detail verliert, desto weniger wird die Gesamtform sich im Kopf des Hörers herstellen. D. h. bei der liebevollen Ausgestaltung des Details darf das Ganze nicht aus dem Auge verloren werden. Das gilt auch für die Großform. Wenn z. B. das Andante in der 6. Symphonie Mahlers zu langsam ist, scheitert der Gesamtaufbau der Symphonie, weil die Wirkung des Finales dann eine andere ist als die intendierte. Der Es-Dur-Durchbruch zur Coda des Andantes muß eben ein Durchbruch zum Glück, muß die Verheißung schlechthin sein, um die ganze Katastrophe des Finales ermessen zu können. Ist dieser Durchbruch nur einer von mehreren mäßigen Höhepunkten in einer verschlepten Idylle, ist die strategische Anlage verfehlt.

Nur ein Wort noch über Tempi in der klassischen Musik. Vor Beethoven ist es sicherlich ein gutes Hilfsmittel, um ein Tempo festzustellen, herauszufinden, ob in einem Takt ein Schwerpunkt ist oder zwei oder mehr, weil oft vier Viertel statt *alla breve* notiert ist. Viele Stücke, die *alla breve* phrasiert sind, sind vier Viertel notiert. Insofern ist die Bezeichnung „Allegro“ oder „Andante“ oft nicht ausreichend. Ebenso kann die Bezeichnung „Menuetto“ sowohl für ein relativ schweres Tempo in drei Schlägen stehen – wie für ein Scherzo, wie in der 1. Symphonie von Beethoven.

Da war es ein wahrer Segen, daß Mälzel das Metronom erfand und daß Beethoven verstand, daß die schlimmsten Mißverständnisse seiner Musik aus einem falschen Tempo entstehen. Da wo Beethoven seine Werke metronomisch bezeichnet hat, ist das Metronom eine klare Richtschnur für den Dirigenten. Beethoven führte den großen Erfolg der 9. Symphonie in Berlin 1826 darauf zurück, daß er metronomische Tempi festgelegt hatte, obwohl er nicht wissen konnte, ob der Dirigent sie eingehalten hatte. Rudolf Kolisch hat 1943 in einem Essay dargelegt, wie man durch

Analogie die nicht metronomischen Tempi bei Beethoven erschließen kann. *Cum grano salis* ist das eine wichtige Hilfe.

Aber genug von Tempi. Warum wird man Dirigent? Boulez hat einmal eine klare Auskunft gegeben: *Je veux dominer*. Das Herrschafts- und Geltungsbedürfnis und die Eitelkeit sind sicherlich primäre Triebfedern, es gehört aber zu den Lebensaufgaben des Dirigenten, dieses Motiv zurückzudrängen und das, was er über die Gestaltung von Musik mitzuteilen hat, als *primus inter pares* zu vermitteln. Er sollte nie vergessen, daß es Orchester gibt, die ohne Dirigenten spielen, daß man aber noch keinen Dirigenten gefunden hat, der ohne Orchester Konzerte geben kann! Vor 200 Jahren gab es den Beruf des Kapellmeisters noch nicht. Beethoven und Mozart dirigierten nur eigene Werke, Mozart vom Klavier aus. Normalerweise leitete der Konzertmeister die Aufführung. Mit Berlioz und Mendelssohn erscheint der Dirigent, Habeneck in Paris komponiert nicht mehr. Wagner schreibt als erster über das Dirigieren. In der Folge bekommen einige Orchester Chefdirigenten. Bülow, der erste Mann von Cosima Liszt-Wagner, ist der erste Pult-Virtuose. Mit den Antagonisten Mendelssohn und Wagner bilden sich zwei Grundtypen heraus, die sich in Toscanini und Furtwängler wiederholt haben. Der eine ist auf eine stringente Darstellung der Gesamtform aus, der andere mehr auf eine poetisierende Ausgestaltung des Details.

Zur Ausbildung möchte ich sagen, daß das Verständnis des Werks die *conditio sine qua non* zu seiner Verwirklichung ist und dem Studenten das Instrumentarium dazu vermittelt werden muß. In den 50er Jahren habe ich einmal einen Kurs für das Dirigieren moderner Musik in Köln gegeben, im Rahmen von Kursen für Komponisten unter der Ägide von Stockhausen. Teilnehmer waren sowohl Komponisten als auch Dirigierschüler mehrerer Hochschulen. Es verstanden die Komponisten die Werke, z. B. von Schönberg, besser als die Dirigenten – und wenn sie nur einen starken Durchsetzungswillen hatten, konnten sie selbst ohne Technik dem Orchester mehr mitteilen als ein technisch versierter Student, der sich keinen Begriff des Werkes hatte verschaffen können. Deshalb habe ich in der Ausbildung größtes Gewicht auf Analyse, auf Theorie, d. h. Harmonie- und Formenlehre gelegt und würde, wie oben gesagt, das Komponieren zum Pflichtfach für alle Interpreten machen. Was Dirigier-Technik sein kann, wurde mir erst beim Unterrichten klar. Als Autodidakt habe ich lange gebraucht, *by trial and error* herauszufinden, was sinnvoll ist und was nicht, mit den Händen zu machen, wobei die Augen und der Atem eine große Rolle dazu spielen. Wer von Natur „eine Eins hat“, wie man sagt: einen *down-beat*, ist gut dran, er kann sich darauf konzentrieren, die beiden Hände zu differenzieren: die rechte Hand ist die Hand des Willens, die linke die des Gefühls. Beim Linkshänder umgekehrt. Das bedeutet,

daß mit einer Hand taktiert wird, mit der anderen modelliert. Der Schlag der rechten Hand soll möglichst viel zeigen, die korrekte Taktfigur zur Orientierung der Musiker, die Lautstärke, das *legato* oder *staccato*; die linke Zurückhaltung oder Anfeuerung, Einsätze, wohl am wichtigsten das *piano*, das Dämpfen.

Es ist zu unterrichten, wo am besten nur das Handgelenk zu gebrauchen ist, wo der Unterarm und wo der ganze Arm. Wie körperlich oder nur technisch und zurückhaltend zu dirigieren ist. Dabei muß man unterschiedlichen Typen von Studenten oft ganz gegenteilige Instruktionen geben.

Beide Hände parallel nur bei den großen *Tutti*-Wirkungen. Zu erlernen ist, welche Schläge mit Impuls und welche ohne Impuls gegeben werden sollen. Längere Übung braucht es, gleichzeitig aktiv zu sein, um die Musiker zu beeinflussen – und passiv genug, um zu hören, was da eigentlich gespielt wird – in bezug auf Dynamik und Phrasierung. Das Dirigieren eines Chores braucht einen eigenen, spezialisierten Unterricht. Das Klavierstudium ist eine große Hilfe beim Kennenlernen der Werke; nicht jeder kann sich beim Lesen eine Partitur auch klanglich vorstellen. Man sollte die Instrumente des Orchesters in ihren Möglichkeiten kennen. Ich halte auch den früher normalen Weg vom Korrepetitor zum Kapellmeister, wie ich ihn selber gegangen bin, für sinnvoll. Ich habe so viele Opern in praktischer Arbeit kennengelernt, ebenso die Arbeit mit Sängern. Wenn man das Glück hat, an großen Häusern zu sein, kann man große Vorbilder bei der Arbeit beobachten; für mich waren es Erich Kleiber, Fritz Busch, Tullio Serafin, Karajan und Mitropolous, auch Furtwängler, Clemens Krauss und Karl Böhm, auf verschiedenen Ebenen.

Heute hat ein Chefdirigent weit gefächerte Aufgaben. Er ist verantwortlich für die Qualität seines Orchesters, für die Spieldisziplin und für die Auswahl bei den Probespielen für freie Stellen. Er muß Erfolg haben. D. h. er muß sein Publikum berücksichtigen – aber er muß es auch erziehen. Eine seiner vornehmsten Pflichten ist die Aufführung der Musik seiner eigenen Zeit. Wer das nicht tut, das Orchester für die Pflege seiner Eitelkeit und geistigen Faulheit benutzt, pervertiert den Beruf.

Und zum Schluß ein paar feierliche Worte oder eher „famous last words“ über das Ethos des Dirigenten:

Er soll versuchen, mehr an die Musik als an sich selbst zu denken. Er ist verpflichtet, die Musik seiner Zeit aufzuführen und vor allem: Er soll nie vergessen, daß er ohne die Musiker des Orchesters arbeitslos wird.

Ivan Krastev

The Strange (Re)Discovery of Corruption

In Italy it all began with a woman scorned. Mario Chiesa and the Italian political establishment were surprised to learn that the failure to pay a few million lira alimony to an estranged wife could destroy a political system. It was bad for the wife, Lara Sala, that her husband had taken up with another woman twenty years younger. But what broke her was her husband's stinginess. She complained to the authorities that he had not been making the payments she considered appropriate for a man of his standing. His salary as the head of an old people's home in Milan was modest. But she told the authorities that she knew that her husband, a functionary of the Italian socialist party, had some other income. Lara Sala asked the authorities for justice. She was right to ask that income from corruption should count in determining proper alimony payments.

It all continued with a businessman who decided to speak. Luca Magni had gone to authorities to complain that he had been asked to pay Mario Chiesa in order to win a cleaning contract for the old people's home.

Chiesa's arrest for a bribe of 7 million lire (around 5,000 dollars) was the opening act of what would be known as "Operation Clean Hands". The final act is well known – the collapse of the old republic, more than 3500 investigations of political and business leaders, court verdicts, suicides, and the total re-shaping of the party system. In the days of "Operation Clean Hands", the prison in Milan looked like "La Scala" on opening night; the upper crust of society was there.

"Operation Clean Hands" was not about a discovery that Italy was corrupt. For decades, Italy was the paradigmatic case of "corrupt democracy". What the public discovered in 1992 was the size and the institutional form taken by corruption. Money paid for bribes in the late 1980s and early 1990s was estimated at more than 10 billion dollars per year. It appeared that it was almost impossible to have a public contract without paying "the party tax". Corruption was not a distortion of the system, but a system in itself, with its own rules and enforcement.

What shocked the public most was the discovery that it was politics that corrupts business. It was not big business willingly giving money to big politicians, it was politicians willingly extracting money from business. The scale of corruption was so impressive and Communism looked so dead that public silence was violently broken. The anti-corruption revolution in Italy was not only about judges making their verdicts, but also about people publicly telling their stories.

For years, corruption was one discourse that always demanded stories. Numbers alone did not excite the imagination. Most people sensed that there was no such thing as objective social science about corruption. Corruption was one science where every victim considered himself an expert. This was why corruption demanded narratives. It required the storyteller, who was ironically juxtaposed with the policymakers breathing reform. Corruption discourse was about juicy details, names, places, and conspiratorial fantasies. Corruption was seen as sleazy, ambiguous and impossible to be put into meaningful mathematical models. Corruption, like cooking or gardening, was recognized as a subject in the kingdom of local knowledge. People were usually skeptical about the chances of fighting corruption. Anti-corruption campaigns have always begun with enthusiasm and ended in cynicism.

None of that is true any more. Corruption, now, is a discourse that does not demand anecdotes. Corruption – a realm of anthropologists, sociologists and political scientists – was conquered by economists. A global, World Bank-led anti-corruption campaign is under way, and almost nobody dares to be skeptical about it.

How did all this become possible?

This is the question my lecture tries to answer. It is a lecture on what Shalini Randeria once called the “Washington consensus on corruption”.

The lecture focuses on the interrelations between the leading global discourses on corruption – the economists’ discourse, the discourse of the IMF and World Bank, the discourse of leading multi-national companies and the discourse of Transparency International as the leading global NGO involved in the anti-corruption business. In telling the story how corruption was constructed as a global policy issue and how the global policy response to corruption was designed, my lecture will take the form of three small stories that will meet in the end.

The first story is the story why corruption became a global concern.

The second story is the story why corruption became the concern of the institutions of the Washington consensus.

The third story is the story how the new science on corruption was discovered.

My conclusion desperately tries to bring the stories together.

Why Corruption Became a Global Concern

The last decade of the 20th century was remarkable for the global explosion in interest in corruption. In the years 1982–87, the word corruption appeared on average 229 times a year on the pages of the *Economist* and the *Financial Times*. In the period 1989–92, corruption appeared on aver-

age 502 times a year. In 1993, the word corruption was mentioned 1076 times in the two most respected European publications on politics and finance. In 1994, corruption was mentioned 1099 times; in 1995, 1246 times.

At Amazon.com, the word “corruption” brings 1529 titles while the fancy word “globalization” brings only 581.

In the last five years, the name of Russia’s Grand Duke of Corruption, Boris Berzovsky, was mentioned two times more often on the pages of the *Economist* than the name of the World Bank’s President, James Wolfensohn.

But the popularity of corruption is not limited to books. The IMF and the World Bank included transparency clauses in their loan agreements. The OECD adopted an anti-bribery act. In 1997, the IMF suspended a 227 million dollars loan to Kenya because of bad governance concerns. The 1997 World Bank and IMF annual meeting had a special focus on corruption. Billions of dollars were spent in the last five years on anti-corruption projects. Corruption hit the top of the political agenda in countries as different as Russia, China, the US, Germany, Mexico, and Nigeria.

What has happened? Do we have more corruption today? Do we have a more harmful corruption? Why has the globalized world become less tolerant of it than our pre-globalized world was?

The answer has something to do with the end of the Cold War. The end of the Cold War simply put an end to the period of political hypocrisy. There was no reason any more for Western democracies to support corrupt dictators. When the Soviet threat was removed, corruption ceased to be a security issue.

The end of the Cold War was also the end of the great ideological confrontation in the developed and developing countries. Explaining the success of “Operation Clean Hands” in Italy, Romano Prodi used only one word – “Yalta”. The end of Yalta convinced Italian businesses that paying the “party tax” was not legitimate any more.

The end of communism challenged the very legitimacy of democracy. Deprived of the great ideological narratives and after mourning at the funeral of the best enemy they ever had, citizens in the Western democracies focused their attention on the integrity and personality of people in politics. The “Americanization” of European politics replaced the old economy of “selling policies” with the new economy of “selling leaders”. The moral values and personal integrity of the politicians captured the imagination of the publics.

In Eastern Europe, the end of the Cold War made corruption the new game in town. The old system of exchanges of favors that was endemic in the communist period was replaced by less sophisticated bribery. Eastern

Europe made a transition from being a “do me a favor society” into a “give me a bribe society”.

The eruption of social inequality that took place in post-communist countries was difficult to explain in terms of entrepreneurship and hard work. The emergence of new rich and new poor and the unexplained circumstances of success and failure made people believe that corruption was the only credible explanation. Large-scale privatization was the other critical factor increasing the incentives for corrupt behavior. Imagining the scale of the redistribution of wealth taking place in the former Soviet block suffices to understand Eastern Europe’s fixation on corruption. Just one footnote to the unwritten history of post-communist corruption: the spread of corrupt activities led to the invention of new measurement units in the sphere of post-communist finance. When your Russian partner offers you a diplomatic briefcase as payment for your expert advice, do not hesitate to accept and do not blame him for being vague. A diplomatic briefcase is not a metaphor, it is a unit of measurement. One briefcase contains exactly 500,000 dollars, all of them in banknotes of 100 dollars.

The new global information environment and the popularity of investigative journalism is the other factor contributing to the new visibility of corruption. Today, just by a click of the mouse, people can learn about the Kohl affair in Germany, the Kremlin credit card scandal, and the scandal with the Bank of New York, and they can even find the information that the former Bulgarian interior minister has accused his own government of corruption. Corruption sells well, because a bribe is “as intimate as a seduction and as coercive as a rape”. Publishing corruption stories pays as nicely as investing in Internet stock and the risk is lower.

The spread of democracy is also part of the explanation why corruption became so debated. Democracies are not by definition more transparent than non-democratic regimes, but in democratic countries governments are subject to ballot boxes and even risk not being re-elected. The electoral competition increases the probability that acts of corruption will come to the surface. The fact that more countries are going to the polls made corruption more visible and important on a global scale.

The new mobility and the new global market also contributed to corruption’s visibility. In the words of Vito Tanzi, “globalization has brought individuals from countries with little corruption into frequent contact with those from countries where corruption is endemic. These contacts have increased the international attention paid to corruption, especially when some companies believed that they were cut out of some contracts because the winning company had paid a bribe.” (Tanzi 1998)

The rise of the civil society and the public awareness campaigns arranged by NGOs mobilized significant anti-corruption sentiments. Civic

lobbyism is partially responsible for making corruption a problem not only of the corrupted countries but also a problem for countries and foreign companies corrupting them. It was civil activists that focused attention on the fact that corruption money earned in the East is kept in the banks of the West.

The Interpol report that, for the year 1999 alone, the estimated profit from organized crime was between 400 billion and 650 billion dollars made governments and societies believe that corruption matters. In the language of political science, corruption and organized crime are structurally connected. Corruption weakens the state, preventing it from being an effective third party. The failure of the state to enforce rules creates a vacuum that is filled by organized crime. When the government and the judicial system are so corrupted that they can not help you have a contract enforced, the only available enforcer is the mafia. And in many countries, it is no longer possible to say where government leaves off and the mafia begins.

All these factors and many others can explain corruption's new visibility. Everyday experience in many parts of the world explains why both ministers and the unemployed are obsessed with corruption. It illustrates the urgency with which corruption has become a global concern. But all these factors are still insufficient to explain how corruption was turned into a global policies issue and why it was addressed by the World Bank and the IMF as a primarily economic issue.

The dozens of corruption scandals that erupted in the last decade are not very different from the waves of scandals in the past. It is enough to recall the corrupt 1970s, with Watergate and the famous Lockheed scandal, when it was proved that Lockheed had paid 25 million dollars in bribes to various members of the Japanese establishment, including the former prime minister. It is enough to recall the Flick affair in Germany and the series of scandals that were revealed in Latin America. In all the Cold War years, corruption was a major issue in developing countries, and the media investigated the holy triangle of diamonds/oil-African dictators-Western elite.

But although corruption was a major concern, it was a non-issue in the field of international politics. Why is it an issue now? Has corruption increased or has the world changed?

Maybe both, but what mainly interests me is to see corruption's rise to importance as one of the ways to reflect on globalization and the problem of global governance, skipping the usual descriptive approach expressed in numerous references to the new communication technologies and the free flow of capital.

In his “Great Transformation”, Karl Polany makes an argument that governments’ discovery of unemployment was an introduction to the failure of the “first globalization”. Can the present corruption debate give us a hint about the chance for the new globalization to survive?

Why Corruption was Discovered as a Global Issue

The official story how the World Bank, the IMF and the OECD discovered corruption reads like a civil society manifesto. In the official version, the new global response to corruption came as a result of the OECD governments’ estimation of the new risk associated with corruption, but also as a response to the pressure coming from democratic publics. It was the newly emerging global civil society pushing for global anti-corruption policy.

According to this story, in the beginning was Transparency International (TI). It was founded in 1993 by a group of former World Bank executives. Loosely modeled on the concept of Amnesty International, TI dedicated itself to fighting corruption and promoting transparency around the world. In a few years, TI made a difference. It was pressure coming from TI that led international organizations to realize that corruption is a global problem that can not be exclusively located in the Third World and Eastern Europe. The manner in which OECD countries treated corruption outside their borders was now made responsible for the present “corruption epidemic”. It was this dissident message coming from TI that provoked the applause of civic activists around the world. Many leftists perceived anti-corruption rhetoric as an opportunity to attack both their governments and the West. In the writings of human rights activists in Eastern Europe, the significance of the current fight against corruption was declared comparable with the significance of the fight for human rights in the 1970s.

The civil society version of the present outburst of honesty is a persuasive one, but reading the archives of the current anti-corruption revolution suggests some other answers to how corruption became a global issue.

According to this alternative story, the beginning was not TI but the US State Department. In the words of Patrick Glynn, Stephen Korbin and Moises Naim, “a major shift in American policy on the bribery question came after the trade-minded Clinton administration assumed office in 1993. Departing from their predecessors’ back-burner approach, Secretary of State Warren Christopher and Assistant Secretary of State for Economic and Business Affairs Daniel Tarullo decided to make the OECD bribery negotiation a State Department priority. Both reflected the wish, long dominant in the American business community, for a level playing field”. (Elliot 1997) The obsession of the American business community

with corruption has its history in the 1970s. The post-Watergate spirit of “soul searching” and the shock of the Lockheed scandal pushed American legislators to introduce in 1977 the Foreign Corrupt Practices Act, amended in 1988, that criminalized the bribery of foreign officials by American citizens and companies. Starting in the 1970s, the American business community complained that the US’ tougher position on corruption significantly affects the trade opportunities of American companies working in the bribe-expecting environments of the Third World. A 1996 Commerce Department report estimated (with the assistance of the US intelligence agencies) that American firms lost 11 billion dollars worth of business to competitors that paid bribes in the years 1994 and 1995. The *Economist* quotes another governmental study that claimed that, in 1994 and 1995, American firms lost some 100 deals worth 45 billion dollars to less principled rivals. The underlying analyses remained classified, so it is difficult to know how the loss was estimated, but based on such figures, the US started its campaign to press the other OECD countries to criminalize the payment of bribes to foreign officials and to change the rules that made bribes tax deductible in countries like Germany and France. A major factor in US policy in the area of bribe negotiations was public pressure on European governments. “The embarrassment factor in these negotiations was very high”, confessed one of the European negotiators.

The trade version of the discovery of corruption shows that, as a global policy issue, the discovery of corruption can not be traced exclusively to the fashionable “pressure from below”; it was much more a combination of pressure from below and pressure from above in which both sides used and misused each other in the global anti-corruption dance.

And there were at least two other global players who had good and very specific reasons to change their attitude with respect to corruption: multi-national companies and Breton Woods institutions.

In the traditional perception of corruption, the “conversion” of multinational companies from sources of corruption into fighters against corruption is a dramatic change. To illustrate the extent to which foreign capital was once seen as a source of corruption, we have only to point out that in the Bulgarian language, all French, German, and English words for doing business – *Geschäft*, for example – have the connotation of performing a corrupt act.

In the 1960s and 1970s, foreign investors considered corruption a useful vehicle for opening up and modernizing the economies of developing countries. Corruption was an instrument to break the official protectionist barriers that were imposed by the governments of the post-colonial states.

In the new world of global finance and free trade, protectionism is an unaffordable luxury for most governments. In the transition economies of

Central and Eastern Europe, protectionism is simply unthinkable. Their dependency on IMF loans and their competition for foreign direct investments has led them to open their economies and to adopt non-protectionist legislation. This new open environment is the major reason for the multi-nationals' change of mind about corruption. What companies like Shell and Lockheed have discovered is that corruption has turned into a hidden form of protectionism.

Compared with the normal markets for goods and services, corrupt markets are characterized by the very high value of local knowledge. To corrupt public officials and win the contract, one cannot simply rely on offering the biggest bribe in the biggest brown paper bag. The market in corruption services is a clandestine, closed market. To be competitive on this market, one has to know whether to give a bribe, whom to give the bribe to, and how to give the bribe. Local businesses are much better positioned in the corruption market because they are plugged into existing networks and because they possess local knowledge. In other words, a corrupted business environment is much more favorable to local businesses than to foreign investors. The great corruption scandals in Eastern Europe in recent years are not scandals of multi-nationals winning contracts, they are scandals of multi-nationals losing contracts or seeing their property rights undermined. The bitter story of the BP-Amoco adventure in Russia shows that only insiders survive in the oil fields of Siberia.

In a private conversation, one senior British diplomat complained to me that Western investors are simply not allowed to enter the corrupt market. "They simply do not want us," said the diplomat, "they do not want our investments, they do not even want our bribes."

The discovery that corruption is a hidden form of protectionism is the main reason multi-nationals joined the anti-corruption movement and pressed for effective curbing of corruption. It does not mean that multi-nationals are not corrupting any more, it simply means that now they prefer the normal markets.

But it was not only US companies and multi-nationals that discovered that corruption is bad; the World Bank and (by association) the IMF also discovered that corruption is a problem they can solve.

We tend to forget that both the World Bank and the IMF were Cold War institutions and that their missions were shaped in the context of global confrontation between the free world and communism. The World Bank played an important role in preventing communism from gaining ground in the poor third world countries. In playing its assisting but also containing role, the World Bank was particularly cautious about the sensitivities of its third-world clients. For the entire Cold War period the word "corruption" was simply absent from the vocabulary of the IMF and the World

Bank. "When I came to the World Bank," wrote James Wolfensohn, "I was told that there was one word I could not use, which was the 'C' word, the 'C' word being 'corruption'. Corruption, you see, was identified with politics, and if I got into that, I would have a terrible time with my Board." (Remarks at the Global Forum on Fighting Corruption).

But starting in 1996, the World Bank and the IMF were no longer in a position to ignore corruption. Four reasons led the World Bank and the IMF to face corruption. The first reason was the pressure for more transparency and accountability with respect to World Bank and IMF programs. The second reason was that the US government wanted the word to be mentioned. The third was the tensions and competition between the IMF and the World Bank; and the final reason was the escalating criticism of the Washington consensus, especially with respect to IMF and World Bank policies in Russia, and pressure from influential conservative circles in the US to close the World Bank or at least to minimize its role. (Naim, Moises 2000)

When it was created at the end of the Second World War, the International Bank for Reconstruction and Development (World Bank) had a clear purpose: to help finance the rebuilding of war-ravaged Europe. In the 1950s, that job accomplished, it became the main vehicle through which governments in Europe and North America dispersed capital to poorer nations. In the 1980s, as the free market came into fashion, the bank became a fount of economic advice. But today things have changed. "If the World Bank did not exist," wrote the *Economist* in 1997, "the 180 governments which own it would not bother to create it."

But the Bank did exist, with 10,100 employees, more than 183 billion in loans outstanding in 1997, and an imposing new office complex in Washington, DC.

The fight against corruption became part of the World Bank's and to a lesser extent of the IMF's new strategy to prove their usefulness in the post-Cold War world.

For the Bank, the agenda of good governance and transparency made three distinct gains. First, it put in one package the management re-structuring of the institution undertaken by the new president James Wolfensohn and the new stress on institution-building and knowledge; second, it improved the image of the Bank; and third, it allowed the Bank to distinguish itself from the orthodox policies of the IMF.

In its 1997 Report, the Bank rediscovered the state and reformulated its position on the relations between the state and the market. The conclusion of the Bank was that a functioning market is impossible in the absence of a functioning state and that institution-building should take priority in the process of transition.

Policy failures were blamed, not on wrong policies, but on wrong priorities. In the vocabulary of the Washington consensus, the weak institutional environment was responsible for the failure of the initial reform package in places like Russia. Corruption served the role of a general explanation for a variety of policy failures in different environments. What was constituted as common among the different cases of failure was the existence of endemic corruption. Prior to becoming a buzz word in the proposals, “corruption” was already a buzz word in the reports. But to address corruption, the World Bank needed to depoliticize it. “I visited a number of countries,” recalled Wolfensohn, “and I decided that I would redefine the ‘C’ word not as a political issue but as something social and economic.” The redefinition took place in 1996. Corruption was not about politics any more.

The success of the second-generation reforms was declared to be conditional on the successful elimination of hyper-corruption. A need was seen for a comprehensive global anti-corruption initiative. But was it possible to shape successful anti-corruption policies divorcing corruption from its context? Was an objective social science about corruption possible?

How the New Science of Corruption Was Born

This most intriguing story in my lecture is not about the American pressure on OECD negotiations on bribery, nor about the World Bank's survival strategies and its institutional interest in turning corruption into an economic issue. It is not a story about the role of the global NGOs. It is a story about social sciences.

The invention of corruption as a global policy issue that can be solved with a “one size fits all” policy would be inconceivable without the radical discovery that corruption is measurable. It was the radical transformation of the social sciences' discourse on corruption that made the current global anti-corruption campaign possible.

Corruption was traditionally a strange issue for the social sciences. It is almost absent from theoretical discourse at the end of the 19th and the beginning of the 20th century. “Corruption” is absent from the indexes of the collected volumes of Marx and Mill. For 19th-century corruption was something to live with, something to gossip about, and something to complain about, but not something to reflect upon. “Corruption” could be found in newspapers and pamphlets, but not in scholars' works.

The perception of corruption as a mainly moral issue kept it out of the interest of social researchers. In his book *Corruption. Ethics and Power in Florence in 1600–1770* (Cambridge, 1991), Jean-Claude Waquet shows

that, in the studied period, discourse on corruption is not a discourse on government but a discourse on human nature. This is the reason why corruption was reported but not reflected in political literature. The conviction of moderns that corrupted individuals corrupt institutions made corruption marginal to the debate on institutions.

In recent times, the uneasiness of social sciences about corruption is related to the problem of finding a definition that is universal enough to include all acts of corruption in various cultures and historical times, and at the same time, one that will turn the debate on corruption into something more than a series of case studies.

Three basic approaches compete to define political corruption. The first defines it as an abuse of public office for private gain. The second defines corruption with respect to public interest and public opinion. And the third is a market-centered definition, in which corruption is defined as market-type behavior outside the realm of the market. All these definitions have their strong and weak points. And they all define in different ways what we study when we study corruption (Heywood 1997). The definition debate is constantly confronted with questions like whether we can confine our research on corruption to the acts of misuse of public office that are criminalized by law or if we should also include acts of corruption that are not yet illegal. How should we treat the situation in which existing colonial legislation perceives certain acts as corrupt but public opinion does not perceive them as corrupt? And if we adopt public interest- or public opinion-centered definitions of corruption, how should we define the public interest and whose opinion is public opinion? Should we confine corruption to its monetary forms, or should we also include non-monetary forms of bribery? How should private gain be defined in the context of corruption research? All these discussions are familiar to scholars of corruption.

But the major problem about corruption never really was how to agree on a working definition. The problem was not a definition. The problem was the data, because corruption is a crime, but one nobody wants to report. The cases of corruption ending in court are insignificant in comparison with the number of corrupt transactions taking place. And proven cases of corruption are ridiculously rare. Reliance on public opinion can also be misleading. Anti-corruption rhetoric is often used for political purposes, and the public's conviction that its or its neighbor's society is corrupted says more about the prevalence of anti-corruption rhetoric than about the actual state of affairs.

The problem of data is also the problem of legitimacy in measuring corruption. What do we claim when we say that corruption has increased in a certain country? Do we claim that there are more corrupt transactions

per person, or that more people are involved in acts of corruption, or that public opinion perceives the country as more corrupt? Do we claim that corruption has reached the highest level of power?

The other difficulty with corruption is defining its functions in the society. The present consensus that corruption hurts development is a new phenomenon. In the 1960s and 1970s, corruption was an excessively debated issue with respect to the Third World, but there was no consensus on its effects on development. The economic miracle in Asia did not support a hard stand on corruption. Southeast Asian tigers did well, despite the fact that they were perceived as corrupt. The other reason making scholars and policy-makers cautious in condemning corruption was political. In the Cold War period, corruption was viewed by many as a democratic disease, so many military coups and communist takeovers in various parts of the world were legitimized with anti-corruption rhetoric. "Graft is a factor in the Cold War," wrote the *Economist* in 1957.

In the 1960s and 1970s, there were two principal schools of assessing the role of corruption in developing countries. In the view of people like Huntington, corruption could have positive effects. It reduced violence and was a form of adjustment to modernization; it was anti-revolutionary. "He who corrupts a system's police officer," claimed Huntington, "is more likely to identify with the system than he who storms the system's police station." (Huntington 1968)

Corruption apologists adopted Robert Merton's functionalist analysis of the political machines in the US, which shows that corruption can not be analyzed outside the concrete context in which it appears and that, in many cases, corruption promotes the development of society.

In his book *Comparative Political Corruption*, James Scott demonstrated several hidden functions of corruption in the context of post-colonial modernization. For example, corruption was the only channel for the Chinese minority in Malaysia to have access to political decision-making. In the case of the Soviet Union, "blat" (non-monetary exchanges of favors) was perceived as a way the population adapted to the economy of shortages. In late 1964, Nathaniel Leff of Columbia University argued that "corruption may introduce an element of competition into what is an otherwise comfortably monopolistic industry ... and a tendency towards efficiency can be introduced into the system." (Leff 1964) Bribery was also rationalized as a time-saving mechanism for transactions in a highly bureaucratic environment.

The moralizing school in the corruption debate was not ready to accept the progressive role of bribery in the developing countries and pointed to the lasting effect of corruption on the functioning of the national administration and its negative effect on civic culture. But common to apologists

and moralizers was the understanding that corruption is a context-sensitive issue and that the analysis of corruption should be contextual. It was a heresy in the 1960s and 1970s to believe that a global anti-corruption policy package could be designed and that it could be offered to Nigeria, Russia, Mexico and China at the same time.

In the context of this old debate, the current anti-corruption paradigm is distinctively new. The de-contextualization of anti-corruption knowledge started by turning corruption from a political into an economic problem. Three major “discoveries” followed. First, the discovery that corruption is an institutional problem. Second, the discovery that “old corruption knowledge” is policy-irrelevant. And finally, the great discovery that corruption could be quantified.

The story of these three great discoveries is the story how the economic discourse marginalized all other discourses in debating corruption. The major turn in understanding corruption was the assumption that the corrupt act is a rational behavior that takes place under certain incentives. Altering incentives was declared enough to reduce endemic corruption behavior.

In the 17th century, people tended to believe that corrupt people corrupt the institutions. Recent years demonstrated not simply that institutions corrupt people, but also insisted that the problem of corruption is the problem of policy choices. People are corrupted because they implement policies that sustain corruption. “The growth of corruption,” writes Vito Tanzi, “is the long-term effect of the growth of the role of the government in economy. I would hypothesize,” he continues, “that the impact that high taxes, a high level of spending, and new regulations have on acts of corruption is not immediate but rather a function of time.” (Tanzi 1998) Tanzi’s hypothesis is at the heart of the new understanding of corruption. Corruption was constructed as a long-term effect of the function of the interventionist state. Lord Acton’s famous saying that power corrupts and absolute power corrupts absolutely was replaced by the vision that government corrupts and big government corrupts absolutely, but in the long run. Corruption was translated into the language of the Washington consensus. Big government was singled out as the major source of corruption and the foundations for new global anti-corruption policies were laid down. In its economic formulation, corruption is de-contextualized and normative. Economists started with the assumption that big government corrupts, so the next logical step was to suggest that the only successful anti-corruption campaign would be the withdrawal of government from the economy.

This de-contextualization of the understanding of corruption became possible because non-economists failed to argue the risk of global anti-

corruption policy. The failure of the anthropologists, the sociologists and the political scientists to challenge the economists' monopoly over the corruption debate has to do with the discovery of the political incorrectness of the cultural arguments about corruption. In the development debate in the 1960s, many anthropologists and political scientists focused their attention on case studies of corruption, illustrating the fact that different political and cultural regimes are characterized by different forms of corruption. Differentiation was the basic methodology in studying corruption. The old discourse on corruption argued that different political regimes create conditions for different types of corruption and that there is no direct connection between the spread of petty corruption and the rise of political corruption. The old discourse looked for explanations. It was a corruption, not an anti-corruption discourse.

In arguing that Western norms for corrupt behavior are not applicable to non-Western societies, most anthropologists and political scientists perceived their position as a defense of non-Western societies against the accusations of being overly corrupt. In the 1980s, the same arguments for cultural distinctiveness started to be read as a pretext for treating these societies as inferior with respect to development and economic growth. Anthropologist found their position severely attacked by their beloved natives.

The Washington consensus that was the flavor of the 1980s marked the end of the split between development economics and mainstream economic theory. It was accepted that the way in which nations became prosperous is not different in different parts of the world. Further, it was discovered that prosperity could be achieved simply by adopting the right policies and sticking to them.

In 1755, Adam Smith famously remarked that, "Little else is a requisite to carry a state to the highest degree of opulence from the lowest barbarism, but peace, easy taxes, and tolerable administration of justice." Jeffrey Sachs referred to Smith in his 1996 article on the prospects of economic growth in Africa. Sachs was an optimist about African growth. There was little peace and little tolerable administration of justice in Africa, but there was readiness to go for easy taxes.

This radical turn in understanding development reformulated the major findings of the old corruption studies. It was a commonplace in the 1960s that poorer countries tend to be more corrupt. In the 1990s, the common sense was that it is not that poor countries are more corrupt, but that corrupt countries are poor.

The new anti-corruption science claimed that corruption has nothing to do with cultures, but is characteristic of institutional environments and characteristic of certain policies.

But all this new knowledge about corruption was normative in its nature and very difficult to verify, because corruption was not measurable. Turning corruption into a de-politicized economic issue requires new study tools.

The new aspect of constructing corruption as a global issue was the discovery that corruption can be measured.

Like all great discoveries, the discovery that corruption can be measured was the child of luck, interest and accident. In its willingness to influence the public and to mobilize support for global anti-corruption measures, TI decided to rank countries according to the way their level of corruption is perceived by the senior executives of multi-national companies. In 1994, TI produced its first corruption perception index. Interviewing senior and experienced executives of multi-national companies and balancing their answers with information coming from other sources, TI drew up a table ranking 53 countries in the world. The impact of the corruption index was shattering. All major newspapers around the world published and commented on it. Opposition parties started to refer to it. Governments began attacking it. But the most important effect was the public conviction that it was possible to compare the corruption of different countries and to monitor the rise of corruption in a single country.

I did not invent the estimation of corruption on a national level; Political Risk Services has been making its estimates of the degree of corruption in different countries. It has offered its estimates to business clients, but these estimates were never presented as “measuring corruption”. Political Risk Services kept its estimates private and never made a scientific claim about its ranking. The company knew that its corruption estimates were based on impressionistic evidence.

Publicizing their corruption perception index, TI also did not declare that it had succeeded in measuring actual corruption. The expert part of the group underlined that this was a perception index, and over the years they worked constantly on their methodology. But the thing was done. The ranking was in the newspapers. The next stage was easy. When the ranking was produced, econometrists started to work on this ranking or the Political Risk Services ranking, producing cross-country regress analyses. The findings were: corruption hurts economic growth; it reduces the level of foreign investments, that is, if two countries have otherwise equal conditions, foreign direct investments will go to the less corrupt one. Corruption hurts mostly poor people, it distorts the logic of public investment, governments favor projects with higher corruption potential, and so on.

The study of corruption was no longer about anecdotes and contextually sensitive analysis, but was portrayed as similar to the study of inflation. The causes of corruption were reduced to the effect of the govern-

ments' role in politics. The TI index, designed as a PR instrument, was manipulatively turned into hard data and the basis for designing new anti-corruption policies. Economists managed to solve the basic problem of lack of data and, based on the legitimacy enjoyed by any quantitative type of analysis, radically marginalized non-economic discourses on corruption. Recently, several researchers, including World Bank in-house researchers (Daniel Kaufman, www.worldbank.org/wbi/gac), have criticized the methodology of Transparency International and tried to put limits on the speculations based on the quantitative analysis of corruption, but this clarification can not change the fact that the discovery of the measurement of corruption radically changed the discourse on it. The latest publications on the issue are full of statistical correlations.

It was this major change in studying corruption that legitimized and made possible the new global anti-corruption package.

Conclusions

Reflection on the construction of corruption as a global issue and on the formulation of the global response to corruption provides an opportunity to look at the work of the new global governance. The rhetoric of anti-corruption, or more precisely the rhetoric of transparency, became the meeting point between the aspirations of the publics for more democracy and political accountability and the aspirations of the market for more openness and less government in the economy. This global anti-corruption coalition came into being as a result of a major transformation in the international political and economic environment that took place after the end of the Cold War. The new visibility of corruption made it a global concern. But it was the pressure of the US government in protecting its trade interests, the search of the World Bank for a new mission and new legitimacy and the pressure from NGOs for more voice and visibility that made corruption a global policy issue. The global anti-corruption coalition was shaped as a discourse, a coalition of actors sharing a definite social construct of what corruption is about and how to challenge it. This discourse coalition came into being as a result of a radical change in the theoretical discourse on corruption. It was "discovered" that corruption is measurable, and corruption was constructed as a result of the long-term effect of the interventionist state. The old "science" of corruption was replaced by the new anti-corruption science. The non-economic discourses on corruption were judged policy-irrelevant. They simply explained corruption in a time when there was a need to defeat it. Corruption was constituted as an economic and not a political problem, a problem that can be studied in the way that economists study inflation.

The global anti-corruption response prepared by the World Bank contains three major elements: the package of economic policies, the package of policies directed at the reform of civil administration and institution-building in general and, as a third component, a collection of “spiritual practices” in the fashion of early Calvinism, for example the request that before entering a bid, firms should make anti-bribe pledges.

Are there package going to be successful? Probably not. The economic policies are just recycled versions of the Washington consensus: privatization, deregulation, competitiveness, openness ...: It is difficult to implement an institutional-building package in a policy environment dominated by a growing number of weak states. The Protestant flavor added is simply a matter of bad taste. The stress on auditing as the major form of accountability additionally risks disturbing the work of the inefficient national administrations. Last year, for example, Tanzania, was obliged to produce about 1200 reports for its Western donors.

The basic problem with the new global anti-corruption campaign is that it is based on policy-irrelevant knowledge. The hundreds of pages of statistical correlations between corruption and all other measurable things ignores the basic facts that the effect of corruption can not be calculated outside the local context and that corruption can not be measured.

Corruption is basically a political issue. It goes to the very heart of the definition of the “political”. National anti-corruption campaigns and the debate that they provoke are forms of re-defining and re-negotiating the borders between public and private. The success of the “Clean Hands” in Italy can not be understood outside this constituting role played by the anti-corruption discourse in re-defining politics and public interest in general. The changes in Italy started with a woman scorned, but they ended with the redefinition of the role of politics and political parties in public life. In the current global anti-corruption debate, this societal dimension of the old anti-corruption reforms is missing. World Bank economists and civil society activists commit themselves to the current war against corruption, failing to recognize that they are hunting for different animals. But maybe this is the way the global governance works?

References

- Anechiarico, Frank and James B. Jacobs, 1996. *The Pursuit of Absolute Integrity: How Corruption Control Makes Government Ineffective*. Chicago: University of Chicago Press.
- Coulloudon, Virginie, 1997. “The Criminalization of the Russian Political Elite.” *East European Constitutional Review*, 6: 73–78.

- De Sardan, Olivier J.P., 1999. "A Moral Economy of Corruption in Africa?" *The Journal of Modern African Studies*, 37, 1 (1999): 25–52.
- Elliot, Kimberly Ann, ed., 1997. *Corruption and the Global Economy*. Washington, D. C.: Institute for International Economics.
- Heidenheimer, Arnold, J., 1970. *Political Corruption. Readings in Comparative Analysis*. New York: Holt, Rinehart and Winston.
- Heywood, Paul, ed., 1997. *Political Corruption*. Blackwell Publishers: Oxford.
- Huntington, Samuel, 1968. *Political Order in Changing Societies*. New Haven, Connecticut: Yale University Press.
- Naim, Moises, 2000. "Washington Consensus or Washington Confusion." *Foreign Policy*, (Spring 2000): 87–101.
- New Perspectives on Combating Corruption*, 1998. A joint publication of Transparency International and the Economic Development Institute of the World Bank. Berlin.
- Rose-Ackerman, Susan, 1999. *Corruption and Government*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Tanzi, Vito, 1998. *Corruption Around the World. Causes, Consequences, Scope, and Cures*. Washington, D. C.: International Monetary Fund, Fiscal Affairs Dept. IMF Working Paper.
- Visvanathan, S. and H. Sethi, eds., 1998. *Foul Play. Chronicles of Corruption*, Banyan Books: New Delhi.
- Wedel, Janine, 1998. *Collision and Collusion: The Strange Case of Western Aid to Eastern Europe, 1989–1998*. St. Martin's Press: New York.
- Williamson, John, 1990. "What Washington Means by Policy Reform." In John Williamson, ed., *Latin American Adjustment: How Much Has Happened?* Washington, D. C.: Institute for International Economics.

Seminarberichte

Angela Friederici

Development and Interaction of Linguistic and Non-Linguistic Cognition in Infants^{*}

The aim of the conference was to work out a state-of-the-art picture of the important progress which has been realized in recent years in our knowledge about infant development in central domains of cognition, like knowledge about objects, space, time, causality, and language. This progress has been largely due to the development of new experimental paradigms like the High Amplitude Sucking Procedure, the Head Turn Preference Procedure, and the Preferential Looking Procedure, of ingenious tasks like the Sequential Touching Task, and of new tools for analyzing infants' preverbal productions (cries, babbling), making possible the collection of behavioral data which allow us to study how the developing knowledge in these cognitive domains enters the child's growing capacity, for example to solve categorization tasks, to understand physical events, and to comprehend and produce language. At the same time, the development of techniques to measure brain activity during the child's exposure to specific types of data opened the way to investigations of the neuropsychological, neurophysiological and neurotopological environment underlying these cognitive processes.

A central issue for our understanding of the ontogenesis and structure of human cognition is the question how and to what extent development in one area of cognition interacts with development in other areas. Important related questions are, first, the extent to which these developmental processes make use of the same or different learning mechanisms, and second, to what extent they involve the same or different brain structures.

By bringing together specialists from different developmental domains, the workshop contributed to this central area of research in cognition, discussing in detail a core issue for our understanding of how the human mind works, namely the problem of the relationship between the development of linguistic and non-linguistic knowledge, an issue crucially related to the question of the modularity of human cognitive orga-

^{*}) International Workshop held at the Wissenschaftskolleg zu Berlin from February 25 to 27, 2000 under the auspices of the Otto and Martha Fischbeck Foundation together with the University of Potsdam's Research Group on "Formal Models of Cognitive Complexity", financed by the German National Science Foundation (Deutsche Forschungsgemeinschaft).

nization. Central issues discussed at the workshop were the structure and the structural changes in infants' linguistic and non-linguistic representations, including neuropsychological (e.g. memory, attention, temporal structure, automatization of cognitive processes), neurophysiological (e.g. ERP structure, brain development, brain plasticity), and neurotopological (e.g. lateralization) aspects of development.

The discussion focused more particularly on the following issues:

- the strengths and weaknesses of the methods used for data collection and data analysis with respect to the research issues;
- the perception/cognition interface, e.g. the problem of teasing apart perceptual and cognitive processes underlying infant behavior;
- uniformity vs. variability and robustness vs. fragility of development in specific cognitive domains;
- the interrelationship between the development of different cognitive domains, especially the relation between (impaired/unimpaired) linguistic and non-linguistic cognition;
- the question how and to what extent the constraints on cognitive development are innate or the result of experience;
- the issue of a critical period for specific developments;
- the structure of the developmental/learning mechanisms involved (e.g. associative networks, selection processes);
- the structure and development of the initial linguistic, i.e. prosodic, lexical and morphosyntactic, and cognitive, i.e. physical, mathematical, knowledge;
- the development of cerebral specialization in language processing.

The workshop was organized by Jürgen Weisenborn, University of Potsdam and Angela Friederici, Max-Planck-Institute of Cognitive Neuroscience, Leipzig/Wissenschaftskolleg zu Berlin.

The program of the workshop included the following speakers and papers:

- P. Jusczyk*, John Hopkins University, Baltimore, "Some Cognitive and Perceptual Foundations for Acquiring Language"
- A. Christophe* and *A. Gout*, CNRS, Paris, "Learning Procedures for the Acquisition of Phonological Properties: Specific or General?"
- B. Höhle* and *J. Weissenborn*, University of Potsdam, "The Developing Lexicon: The Emergence of Lexical Representations for Functional Elements"
- D. Swingle*, Max-Planck-Institute for Psycholinguistics, Nijmegen, "Two Kinds of Robustness in Early Language Recognition"

- K. Plunkett*, University of Oxford, "Analyzing Lexical Knowledge in Infants"
- L. Bosch*, University of Barcelona, "The Impact of Bilingual Exposure on Early Speech Perception: The Discrimination of Vowel Contrasts"
- K. Oller*, University of Maine, Orono, "The Natural Logic of Emergent Communication Systems: Development and Evolution"
- Z. Penner*, University of Konstanz, "Continuity in Early Phonology: The Prosody of Canonical Babbling"
- K. Wermke*, Humboldt University, Berlin, "Developmental Changes of Infant Cries During the First Months of Life: the Evolution of Complex Vocalizations"
- A. Benasich*, Center of Molecular and Behavioral Neuroscience, Rutgers, The State University of New Jersey, "The Implications of Early Perceptual Processing for Language Development"
- M. Cheour*, University of Helsinki, "Mismatch Negativity (MMN) and Late Discriminative Negativity (LDN) as Tools for Investigating Speech Perception and Learning in Children and Infants"
- E. Plante*, The University of Arizona, Tucson, "How the Brain Informs the Study of Specific Language Impairment"
- S. Pauen*, University of Magdeburg, "How Global and Basic Level Terms Influence Infants' Categorization Performance"
- R. Baillargeon*, University of Illinois, Champaign, "Infants' Physical Knowledge"
- M. Kavsek*, University of Frankfurt/Main, "Object Unity in German Babies"
- W. Mack and M. Knopf*, University of Frankfurt/Main, "Do Infants Count?"
- B. Sodian*, University of Würzburg, "Infants' Understanding of Communicative Gestures"

The participants were unanimous in considering that the workshop had very successfully contributed to establishing new bridges between the disciplines involved and that it had opened important new perspectives on the earliest phases of the development of human cognition.

Claus Leggewie

Moscheekonflikte im Rhein-Main-Gebiet*

Wie weit geht religiöser Pluralismus in westlich-säkularen Einwanderungsgesellschaften mit christlicher Mehrheit? Am 8. und 9. Juni 2000 trafen sich Vertreter verschiedener Fachdisziplinen (s. Teilnehmerliste) zum intensiven Gespräch über diese Frage. Im Mittelpunkt stand die wachsende Bedeutung und auch Sichtbarkeit muslimischer Gemeinschaften; exemplarisch wurde der meist nicht konfliktfrei verlaufende Bau und die Unterhaltung von Moscheen (Gebetsräumen) behandelt. Im Bezug auf das Rhein-Main-Gebiet (also etwa in einem Radius von 60 Kilometern um Frankfurt/Main) wird die Struktur und Dynamik solcher Konflikte seit Beginn des Jahres 2000 in einem sozialwissenschaftlichen Forschungsprojekt untersucht, das die Herbert Quandt Stiftung ermöglicht hat und von den Projektmitarbeitern Angela Joost und Stefan Rech (bis Juni 2000: Hassan Alacacioglu) unter der Leitung von Claus Leggewie bearbeitet wird.

Der Workshop war als „Werkstatt“-Gespräch konzipiert. Dem Forschungsprojekt zugrundeliegende Konzepte und erste empirische Ergebnisse sollten in einem ebenso zwanglosen wie konzentrierten Austausch vorgestellt, hinterfragt und weiter entwickelt werden, was in der Wahrnehmung der Organisatoren wie der Teilnehmer in vollem Umfang gelungen ist. Der Teilnehmerkreis war bewußt nicht auf Vertreter der Islamwissenschaft beschränkt, die sich gegenwartsbezogenen Themen immer noch recht zögernd zuwendet, sondern schloß auch Politologen und Soziologen, Ethnologen und Religionswissenschaftler, Juristen und Mediatoren ein, die an interkulturellen Fragen und transkulturellen Problemen interessiert sind.

Eingeleitet wurde der Workshop mit einem gut besuchten Abendvortrag von Claus Leggewie „Römisches Minarett und Deutscher Islam“. Der Titel erinnert erstens an einen Moscheekonflikt in der Hauptstadt des päpstlichen Christentums, bei dem es wesentlich um die Höhe des Minaretts einer geplanten und an herausragender Stelle (von den Architekten Porthogesi, Moussawi und Gigliotti) verwirklichten Zentralmoschee gegangen war. Hier wurde pragmatisch entschieden – die Ausmaße des römischen Minaretts sollten keinesfalls die lichte Höhe des Petersdoms

*) Seminar veranstaltet von der Otto und Martha Fischbeck-Stiftung am Wissenschaftskolleg zu Berlin am 8. und 9. Juni 2000.

überschreiten. Im Analogieschluß gilt dies zweitens für den Islam in Deutschland: Auch bei der am Berliner Columbiadamm renovierten (und aufgestockten) Sehlik-Moschee werden Gebetstürme nicht in den Himmel wachsen und der Ruf des Muezzin nicht allzu laut erschallen. Dieser Linie folgt die religionsindifferente Rechtsprechung, die kulturell „orts-unübliche Lärmemissionen“ analog zum Glockengeläut auf einen nachbarschaftsverträglichen Pegel absenkt. An Beispielen aus Berliner Bezirken, wo mittlerweile über achtzig Gebetshäuser in Betrieb sind, wurde die Konfliktstruktur und -dynamik herausgearbeitet, die in vieler Hinsicht üblichen Zänkereien am „Maschendrahtzaun“ entsprechen, aber leicht als Kultur- und Religionskonflikt symbolisch aufgeladen, interpretiert und ggf. radikalisiert werden können. In dem Vortrag, an den sich eine rege Diskussion anschloß (siehe *FAZ* 10.6.2000), wurde aus migrationssoziologischer Perspektive eine Brücke geschlagen zur Debatte um den (auch und vor allem kulturellen und religiösen) Transnationalismus: Pendler, die sich routiniert „zwischen den Kulturen“ bewegen, suchen nach „religio“ (wörtlich: Rückbindung) und wollen an beiden Enden ihres Lebenswandels in etwa dasselbe vorfinden, darunter ordentliche Gebetshäuser. In religionssoziologischer Perspektive ist darin eine Horizontalisierung der religiösen Struktur erkennbar, mit der das deutsche Quasi-Staatskirchensystem (nicht allein in Sachen Religionsunterricht) Schwierigkeiten hat. Die Religionen werden staatsferner, pluralistisch und folkloristisch, drängen zugleich auf höhere Sichtbarkeit im öffentlichen Raum und müssen in offenem Wettbewerb um Mitglieder werben. Frömmigkeit und das Eingehen „starker“ Bindungen an ethnisch-religiöse Gemeinschaften korrespondieren mit höherer Wahlfreiheit und Wechselbereitschaft. Gesellschaftstheoretisch gesehen könnte das zu erneuten, scheinbar anachronistischen Religionskonflikten führen, aber auch zum genauen Gegenteil von Fundamentalismus, nämlich zu einer Kombination aus religiösem Engagement und kompromißorientierter Distanz.

Fortgesetzt wurde die Tagung am nächsten Morgen mit der Vorstellung eines lokalen Moscheekonflikts in dem Ort Rodstein in der Nähe von Frankfurt durch Angela Joost. Der Fall eines am Widerstand der Nachbarn und an der Hinhaltenaktik der Behörden gescheiterten Bauvorhabens eines Gebetsraums ist auf den ersten (und auch noch zweiten) Blick völlig unspektakulär, er enthielt aber, wie sich rasch zeigte, „die ganze Welt“ in einem durchaus exemplarischen Mikro-Konflikt (Hondrich) – jenseits der rechtlichen Regelungen, jenseits der Austragung von Wettbewerb auf Märkten und jenseits der Lösung von Konflikten durch Gewalt. Der als religiös bezeichnete Konflikt saugt Identifikationsbilder aus den diversen Lagen der *conscience collective* (Emile Durkheim) auf und bringt, auf allen Seiten, moralische Gefühle zum Sprechen – bei der Minderheit das

Bedürfnis nach Anerkennung, bei der „deutschen“ Nachbarschaft den Wunsch, „Herr im Hause“ zu bleiben und von der zuständigen Administration ernst genommen zu werden. Ein aus diesem Milieu stammendes Flugblatt nebst Unterschriftenliste lud hier zu hermeneutischer Textanalyse ein. Typisch sei, daß die betroffenen Muslime in diesem Fall nicht den Weg zum Gericht gewählt hätten – der Rechtsweg kann eine ohnehin prekäre „Integration“ zunichte machen. Bei anderen, aussichtsreicher wirkenden und von potenten Interessengruppen ergriffenen Gelegenheiten ist dies aber durchaus der Fall, wobei man in beiden Fällen von einer „Germanisierung“ des Konfliktverhaltens ethnisch-religiöser Minderheiten sprechen kann. Interessant der vorläufige Konfliktausgang des *muddling through* (inkrementale Politik): Alle wissen, daß der weiter als Wohnung ausgewiesene Raum als Gebetsraum benutzt wird. Professionalisierung kann hier zu einer Verschärfung, aber auch zu einer Delegation bzw. Kanalisierung des Konflikts führen. An der Frage, welcher Standort eigentlich der bestgewählte für eine Moschee sein könnte, zeigte sich die ganze Multiperspektivität und latente Konflikthaftigkeit des Themas, ebenso wie bei der Anschlußfrage, welches Maß an Transparenz und Bürgerbeteiligung in solchen Fällen angebracht sei oder welche Weisheit man einer „aufgeklärten Bürokratie“ (bzw. einem lokal-charismatischen Bürgermeister als Führungsfigur) zubilligen soll, die relativ geräuschlos verstehen, zu einem weithin akzeptierten Ergebnis zu gelangen. Daran schlossen sich allgemeine konflikttheoretische Diskussionen an, etwa was man unter einem „gelösten“ Konflikt eigentlich zu verstehen habe. Zu beachten ist schließlich, daß in dem vielfältigen Konfliktfeld (Christen/Muslime; Säkulare/Gläubige; Oben/Unten; Mehrheit/Minderheit; Universalisten/Partikularisten; Religionsfreiheit/Gleichstellung der Frau) innermuslimische Differenzen und Spaltungen einzubeziehen sind, die sich in einer weit ausgefächerten Vereinsstruktur (ohne zentralen Ansprechpartner!) niederschlägt, ferner die zunehmend transnationale Basis und „diasporahafte“ Gestalt (jenseits von Orthopraxie und Mehrheitsgesellschaft) solcher lokalen Konflikte. Die Mediation galt hier einigen Teilnehmern als Möglichkeit, den Abstand zwischen formalen Verwaltungshandeln und informeller Konfliktöffentlichkeit zu verringern, andere äußerten sich über deren Aussichten weit skeptischer.

Resümierend kann man die alte soziologische Einsicht bestätigen, daß Konflikte nützlich sind und, auf den Fall angewandt, Moscheenkonflikte gut. Moderne Gesellschaften lassen Konflikte in großer Zahl zu und ermutigen die Akteure sogar dazu, zugleich bauen sie Hemmungen und Deeskalationen ein, indem physische Gewalt beim Staat monopolisiert und Willkür durch das Recht gebändigt wird, indem formale und informale Organisation Konflikte anonymisiert und konfliktvermeidende Verhaltens-

erwartungen aufbaut, indem soziale Akteure in aller Regel mehreren Gruppen oder Organisationen angehören und sich Interessendivergenzen nicht zu einer einzigen Konfliktlinie verdichten, indem schließlich Unterlegene nicht sozial unmöglich geworden sind oder gar auswandern müssen. Die transnationale Dimension vieler kultureller Konflikte macht dieses Bild nur noch komplexer. Religion ist in diesem Kontext kein unabhängiger, aber ein Faktor eigenen Ranges; es geht darum, Muslime im Westen auch als Muslime anzuerkennen und ihre Interessen nicht stets als bloßen Ausdruck verlagert oder verschobener sonstiger Konfliktebenen abzutun.

Teilnehmer

Wolfgang Assmann, Geschäftsführer der Herbert Quandt Stiftung und Oberbürgermeister i.R., Bad Homburg v.d.H.

Ayse Caglar, Mitarbeiterin am Institut für Ethnologie, Freie Universität Berlin

Georg Elwert, Professor am Institut für Ethnologie, Freie Universität Berlin

Petra Haumersen, Konfliktmediatorin am Berghof-Forschungszentrum für konstruktive Konfliktbearbeitung Berlin

Peter Heine, Professor am Institut für Asien- und Afrikawissenschaften, Humboldt Universität zu Berlin

Albrecht Hofheinz, Islamwissenschaft, Wissenschaftskolleg zu Berlin

Karl Otto Hondrich, Professor am Institut für Gesellschafts- und Politikanalyse, Universität Frankfurt am Main

Angela Joost, Projektmitarbeiterin Gießen/Frankfurt am Main

Eberhard Jüngel, Professor für Theologie, Universität Tübingen/Wissenschaftskolleg zu Berlin

Otto Kallscheuer, politischer Philosoph, z. Zt. Lehrstuhlvertreter am Institut für Politikwissenschaft, Universität Gießen

Andreas Kapphan, Stadt- und Regionalsoziologe am Institut für Sozialwissenschaften, Humboldt Universität zu Berlin

Gudrun Krämer, Professorin am Institut für Islamwissenschaft, Freie Universität Berlin

Frank Liebe, Konfliktmediator am Berghof-Forschungszentrum für konstruktive Konfliktbearbeitung Berlin

Jamal Malik, Institut für Religionswissenschaft, Universität Erfurt

Gerd Nollmann, Vandenhoeck & Ruprecht Verlag, Göttingen

Ulrich K. Preuss, Institut für Politikwissenschaft, Freie Universität Berlin

Stefan Rech, Projektmitarbeiter, Gießen/Frankfurt am Main

Levent Tezcan, Institut für Interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung, Universität Bielefeld

Charlotte Schoell-Glass

„Kunst als symbolische Form?“^{*)}

Ich muß es ja wohl kaum erwähnen, aber es soll trotzdem hier an erster Stelle gesagt sein: Der Bericht über ein zweitägiges, bisweilen hochkonzentriertes Gespräch – Gespräch im Wortsinn – kann naturgemäß nur defizient sein. Das muß mitbedacht werden bei der Lektüre des Folgenden. Das Seminar war, wenn man so will, die Fortsetzung eines Gesprächs zwischen Fabien Capeillères, John Krois, Barbara Naumann und mir, das wir am Rand der Cassirer-Konferenz in Tel Aviv/Jerusalem vor nun schon fast zwei Jahren (Sommer 1998) begonnen haben: Wie kann es möglich sein, dies die Anfangsfrage, daß „symbolische Form“ so offensichtlich unterschiedliche Dinge (oder Sachverhalte oder Systeme) bezeichnen kann wie Sprache, Mythos, Religion, Kunst, aber auch Linearperspektive oder Bildungsroman? Diese Frage wurde ausdifferenziert in weitere Fragen, die sich entweder aus der ersten ergaben, oder aber aus einer kritischen Haltung, die mit Gründen bezweifelt, daß ein Konzept, das sich in dieser Weise dehnen und zusammenziehen kann, tatsächlich die Kraft habe, die verschiedenen genannten Felder dergestalt zu beschreiben, daß diese Beschreibung wirklich von heuristischem Wert ist.

Ich will vorweg versuchen, kurz *meinen* Gewinn aus den Gesprächen zusammenzufassen, der sich für meine eigene Frage, nämlich, ob man nicht mit Recht „den Blick von oben“ als eine symbolische Form bezeichnen sollte, was andersherum hieße, ob das Konzept der symbolischen Form es mir erlaubt, den „Blick von oben“ als eine spezifische Perspektive zu fassen, die, obwohl natürlich historischen Wandlungen und Ausdifferenzierungen unterlegen, doch „ein Ganzes“ wäre, wie Cassirer sagen würde. Ich würde sagen, jawohl, wahrscheinlich erst dieses Konzept erlaubt es, das Gemeinsame all der Bilder und Karten, die sich im Lauf der Jahre um ein Initialzündungs-Bild (Frontispiz-Miniatur des *Songe du Vergier*) angelagert haben, zu benennen. Vielleicht ist es ja auch trivial zu bemerken, daß eine große Anzahl von Bildzeugnissen, ältere und jüngere, indem sie einen *Überblick* darstellen und herstellen, der sehr unterschiedliche Formen annehmen kann, zugleich auch eine bestimmte Position im Raum und eine vorgängige Bewegung dokumentieren. Weniger trivial scheint mir, daß unter dem konzeptuellen Schirm der symbolischen Form widersprüchliche Metaphern des Sehens und Erkennens plötzlich einen

^{*)} Seminar veranstaltet von der Otto und Martha Fischbeck-Stiftung am Wissenschaftskolleg zu Berlin am 23. und 24. März 2000.

Sinn ergeben, daß also die verdichtete Simultaneität der Wahrnehmung von Zeichen gerade durch die Benennung einer Perspektive, die sowohl simuliert als auch tatsächlich eingenommen werden kann, in der Bildkunst wie in der Bildtechnik (z.B. Kartographie) eine vergleichbare Rolle spielen. Umgekehrt wird in Umrissen sichtbar, wie Begriffe, etwa der der „Objektivität“, mit Metaphern, etwa „Überblick“, in einem genetischen Zusammenhang stehen, *immer* noch stehen, so daß womöglich eine Untersuchung der Sichtweise „von oben“ als eine Art Archäologie von Wissensweisen gesehen werden muß. – Der Gewinn unserer Diskussion besteht allerdings auch darin, daß in wünschenswerter Klarheit deutlich wurde, wie undeutlich das Konzept doch wiederum bleibt, Cassirers viele Texte ändern daran nichts, verschärfen vielmehr das Problem, so daß jede Anwendung dieser Denkfigur jeweils im Einzelfall begründet werden muß, nicht nur in Hinsicht auf Cassirers Architektur der Philosophie der symbolischen Formen, sondern mit Rücksicht auf das eigene Erkenntnisinteresse. Damit wäre man schon mitten in der Materie, die ich im folgenden an den Begriffen, die in unserer Diskussion als besonders wichtig oder problematisch behandelt wurden, quasi auffädeln möchte.

Parenthetisch hier noch: Die Liste der Teilnehmer liegt bei. Ich mache nicht immer kenntlich, wer was gesagt hat. Der Bericht ist von den Beteiligten nur kursorisch autorisiert, daher kann er auch nicht „benutzt“ werden. SF steht für Symbolische Form(en).

„Kunst“

Zu den Feldern menschlicher Kulturtätigkeit, die Cassirer als SF bezeichnet, gehört u.a. die Kunst. Eine gesonderte Studie dieser SF hat er aber nicht verfaßt. Während die Bereiche der Sprache, des Mythos und der Erkenntnis (Wissenschaft) jeweils in eigenen umfangreichen Bänden behandelt werden, wird der Kunst keine ähnlich systematische Behandlung zuteil. Sehr schnell konnte Einigkeit darüber erzielt werden, daß es vor allem zwei Faktoren schwierig machen, Kunst im Sinne Cassirers und in Analogie zu den vorhandenen Studien als SF zu fassen. 1. Wenn Cassirer über Kunst spricht, dann hat er fast immer Beispiele aus dem Bereich der Poesie, der Dichtung vor Augen und im Ohr. „Kunst“ ist für Cassirer vor allem Wortkunst. 2. Wo er auf die bildende Kunst verweist, tut er das auf der Basis eines „Kunstbegriffes“, der mit dem unseren außer seiner Geschichte wenig mehr gemein hat. Wo es um Bilder der Kunstgeschichte geht, beruft sich Cassirer auf Wölfflin, sehr ausführlich vor allem in dem Aufsatz „Naturbegriffe und Kulturbegriffe“. Im Bereich der Kunst geht es Cassirer ausschließlich um die „Form“ in ihrer historischen Verkleidung,

dem „Stil“. Noch in *An Essay on Man* bleibt Kunst vor allem das Reich des Schönen und des Stils, und ist bereits vom Begriff her gewissermaßen klassizistisch. Auch die Vorstellung, daß Kunst ein Bereich sei, in dem es ausschließlich oder vor allem um eine Selbstverständigung des Rezipienten gehe, der sich im Kunsterlebnis ebenso befreie wie vor ihm der Künstler im Schaffensakt, wirkt nicht nur von heute her verengt, sondern gibt auch Rätsel auf, wenn man an den Stand der Kunstgeschichtsforschung der zwanziger Jahre denkt.

Hier ist vor allem Cassirers Vorstellung von dem, was ein Bild sei, entscheidend. Man darf wohl sagen, daß dieser Bildbegriff von Grund auf ambivalent ist. Einerseits im Zentrum des Denkens der SF als Vor-Bild und „sinnliches Zeichen“, als ein Dokument von Sinneserfahrung und ihrer Verarbeitung, andererseits: stumm, nur durch Worte zu „durchdringen“ und bisweilen so etwas wie die Formwerdung von „Geist“. Hier überrascht vor allem der eindeutige Befund, daß es eine von uns allen angenommene enge Verbindung zwischen Aby Warburgs und dem Cassirerschen Bild- und Kunstverständnis in Wahrheit nicht gibt. Das überrascht umso mehr, als Cassirer selbst wiederholt auf eine Übereinstimmung zwischen seinen Projekten und dem der Bibliothek Warburg hinwies (Vorwort zu *Das mythische Denken*, S. XIII). Wir wissen auch von Aby Warburgs tiefer Überzeugung, daß er und Cassirer Seite an Seite „kämpften“: doch drängt sich der Verdacht auf, daß hier andere Gemeinsamkeiten eine Rolle spielen als die der gegenseitigen Rezeption des Denkens, zum Beispiel über Bilder. Die Beiträge Georges Didi-Hubermans zum Bild der Pathosformel und Fabien Capeillères' zu Panofskys Auffassung der Perspektive als SF arbeiteten diese Unterschiede, um nicht zu sagen: diese Kluft, besonders deutlich heraus. Capeillères betonte zu Recht, daß das gesamte Forschungsprojekt der Ikonologie, sei es in Panofskys Werk oder in den Arbeiten, die an und im Zusammenhang mit der Bibliothek Warburg entstanden, bei Cassirer nicht rezipiert wird. Bei Panofsky steht die Perspektive als Teil – Raumkonstruktion und -auffassung – für ein Ganzes, während doch die Theorie der SF deren Selbständigkeit in Grundkategorien supponiert, etwa: mythischer Raum, mythische Zeit, mythisches Denken. Panofskys Mißverständnis, so Capeillères, beruht darauf, eine der konstituierenden Kategorien zu privilegieren. Ein solches Vorgehen ist in Cassirers Werk als das Schreiben von *Geistesgeschichte* (z. B. *Individuum und Kosmos in der Philosophie der Renaissance. Die Philosophie der Aufklärung*) unterschieden von der *Philosophie* der SF, die für die Bereiche menschlicher Symbolisierung kategorische Differenzen annehmen. Es seien vielmehr Wölfflins *Grundbegriffe*, die Cassirers (nie geschriebenen) Entwurf der „Kunst als symbolischer Form“ insofern systematisch entsprechen, als sie versuchen, eine phäno-

menologische Grundlegung ästhetischer Semiotik zu bieten. Der Konflikt, der sich hier auftut zwischen einer *Kunstgeschichte*, die bei allem Willen zur Theorie die distinkten historischen Realisierungen nicht reduzieren kann, und einer *Kunstgeschichte*, die aus dem historisch überlieferten Grundkategorien universaler, nicht zeitgebundener Art entziffern zu können glaubt, wird, soweit ich sehe, nicht als aktuell begriffen, sondern wird inzwischen als eine Frage der Wissenschaftsgeschichte behandelt (vgl. M. Warnke. „On Heinrich Wölfflin.“ *Representations* 27 (1989): 172–187.)

Es folgt aus dem allen die Frage: wie man die Historisierung von Teilen eines Werks wie dem Cassirerschen, die sich aus dem Vorhergehenden notwendig ergibt, mit einer Haltung ins Gleichgewicht bringen kann, die dessen Errungenschaften nicht aufgibt.

„symbolisch“

Was ist und bedeutet oder meint das „Symbolische“ an der SF? Hier zuerst einmal die Ein-Satz-Definition, die Cassirer selbst formuliert hat: „Unter einer ‚symbolischen Form‘ soll jede Energie des Geistes verstanden werden, durch welche ein geistiger Bedeutungsgehalt an ein konkretes sinnliches Zeichen geknüpft und diesem Zeichen innerlich zugeeignet wird.“ („Der Begriff der symbolischen Form ...“) Symbolisch, so verstehe ich es, steht das „sinnliche Zeichen“ für etwas anderes, nämlich den „geistigen Bedeutungsgehalt“. Der Prozeß, der die beiden Bereiche verbindet, den man zum Beispiel „energeia“ nennen könnte, ist damit nicht benannt oder berührt. André Laks wies darauf hin, daß sich Cassirer hier an der Schellingschen Philosophie der Mythologie orientiert, der herausgearbeitet hat, daß dieses Verhältnis zweier „autonomer Gebilde des Geistes“ – zum Beispiel „Mythos“ und „Religion“ – nicht allegorisch, sondern *tautegorisch* aufgefaßt werden muß. (Wir haben uns alle über das neue Wort gefreut.) Gemeint ist damit, daß die beiden Bereiche in vielerlei Weise (zum Beispiel auch mit dem Mittel der Repräsentation) miteinander verbunden sind, daß sie aber zugleich eigenständige Welten sind, die einander nicht restlos substituieren können, etwa die Religion den Mythos. Auch sind die symbolischen Formen nicht etwa Repräsentationen der Lebenswelt, sondern eigene, vor allem durch Dynamik gekennzeichnete, symbolische Welten. Der Gewinn, den wir aus dieser Definition gezogen haben, liegt weniger in den angebotenen Substantiven, sondern in den Verben „verknüpfen“ und „innerlich zueignen“.

Vielfach wurde in der Diskussion geäußert und dargestellt, daß es gerade das Bestreben Cassirers ist, sich von einer statischen Sichtweise der von ihm durchdachten Seins- und Wissensfelder zu verabschieden,

und die Dynamik, nicht nur des Geistes, sondern auch des Lebens in der Geschichte mitzudenken. Das Bestehen auf der unauflösbaren Verbindung – zum Beispiel in der Sprache – von sinnlicher (lautlicher/visueller) und intellektueller Ausdrucksform ist dabei ebenso wichtig, wie etwa die Charakterisierung der Kunst als eines möglichen und autonomen Zugangs zur Wirklichkeit, denn „es ist kennzeichnend für den Menschen, daß er ... seinen Blickwinkel selbst wählen und auf diese Weise von einer Ansicht der Dinge zu einer anderen wechseln kann“ (*Versuch über den Menschen*, S. 261). Barbara Naumann hat diese Sichtweise als eine „Philosophie der Verwandlung“ charakterisiert, deren Stärke es gerade ist, das Bewegte und das Entstehen von neuen Formen einzubeziehen.

Gadi Algazi hat mit Gründen Einwände gegen das Konzept der SF erhoben: Was heißt denn hier symbolisch? Kommt man in einer kulturtheoretisch fundierten Geschichtswissenschaft den Problemen und Fragen, die sich aus dem Material ergeben, auf diese Weise überhaupt nahe genug? Was ist mit dem Symbolbegriff gewonnen in einer nicht „geformten“ Welt, in der Praktiken und Gebräuche, also Handlungen, zu den wichtigsten Faktoren gehören? Die Möglichkeit, Cassirers dynamisches Strukturdenken zu behalten, das in seiner Textform mit dem gesamten idealistischen Gepäck beladen ist, an das wir nicht mehr glauben können, erscheint Algazi deswegen als überflüssig, weil es inzwischen praktikablere konzeptuelle Begriffe gebe. Das ist eine ernste Einwendung. Ich selber denke, daß die Historisierung eines Werks durchaus denkbar und machbar ist, und daß wir bestimmte nützliche Konzepte für „den Erfahrungsgebrauch“ in unseren Disziplinen modernisieren dürfen. Daß Algazi aber mit dem Hinweis auf das „Gepäck“ etwas richtig in den Blick nimmt, hat sich für mich daraus erhellt, daß meine eigene einleitende Bemerkung, die Vorstellung der SF eigne sich hervorragend dazu, dem Phänomen der Wirkungsweise und des Erfolgs von bestimmten Seifenopern (Lindenstraße, Rechtsanwalts- und Polizeiserien) auf die Schliche zu kommen, kaum auf Einverständnis meiner Mitdiskutanten stieß – ich denke, weil eben „Geist“, „Symbol“ und „Form“ notwendig als höherenorts angesiedelt gesehen werden. Das ist aber eben, glaube ich, ein idealistisches Mißverständnis.

„Form“

Für Cassirer, so Oswald Schwemmer, gibt es eine Ethik der Form, erst das Geformte ermöglicht Weltverständnis und nur in der Form – mediatisiert – ist irgendeine Art des Selbstverstehens und des Verstehens überhaupt möglich. Cassirers leidenschaftliches Eintreten gegen das Mißverständnis

möglicher Unmittelbarkeit und für die Artikulation bestätigt dies. Insofern man Cassirer hier folgen möchte, scheint mir die Kritik an der Philosophie der SF mit ihrem höchstwertigen Formbegriff dann unangebracht, wenn man mit Franco Moretti feststellt, daß ja gerade *nicht* alles eine SF sei, und daß gerade dort der heuristische Wert des Konzepts liege. Um ein kulturelles Feld als SF in Betracht zu rücken, muß tatsächlich etwas Geformtes in den Blick genommen werden, die Unform bleibt aus der Sicht, verfällt dem Verdikt. In diesem Zusammenhang wurde auch der Begriff der „Verkörperung“ diskutiert. Am Beispiel der „Pathosformel“ zeigte Didi-Huberman, wie der *Körper* als primäres symbolisches System fungieren kann, und wie so der entäußerten auch eine verkörperte Form (Warburg) an die Seite gestellt werden kann. Franco Morettis Frage, ob hier nicht ein säkularisiertes religiöses Konzept eine Rolle spiele, blieb irgendwie im Raum hängen. Aus meiner Sicht ist diese stumme Bezogenheit auf christliche Vorstellungen des Leib/Logos-Verhältnisses bei Warburg durchaus zu vermuten. Im übrigen wurde im Zusammenhang mit der „Form“ besonders der Bildbegriff Cassireres diskutiert, wie oben bereits zusammengefaßt.

„Symbolische Form“

Auch hier blieben die Einschätzungen unvereinbar. Die Überzeugung, daß SF eine vage Metapher sei und so gebraucht werden könne, aber nicht darüber hinaus, oder daß der Begriff nicht operativ nütze, stehen andere Einschätzungen gegenüber. Besonders klar die von Franco Moretti. Das Konzept habe sich ihm als nützlich erwiesen aus drei Gründen: 1. Zwei große Felder können in diesem Konzept zusammengeführt werden, z. B. das Genre des Bildungsromans mit dem historischen Prozeß der Modernisierung. Weil es sich nicht einfach um zwei Einzelfaktoren, sondern um in Raum und Zeit umfangreiche Bereiche handele, ist allein schon die Möglichkeit, sie als zwei „Ganze“ zu behandeln, hilfreich. 2. Im Zusammenreffen oder Zusammenfügen der beiden Entitäten („im Bildungsroman als symbolischer Form wird die Erfahrung des historischen Prozesses der Modernisierung [modernity] verarbeitet“) müssen Kompromisse gemacht werden, die in beide Richtungen wirksam sind. Als SF betrachtet, erlaubt der Roman eine eigenartige Sicht auf die Modernisierung; die Modernisierung wiederum bietet aus der Sicht des Romans als SF zusätzliche Aspekte. 3. Die SF wirkt als klärendes Konzept, denn sie setzt gerade Grenzen dort, wo große Denk- oder kulturelle Felder durch ihre Größe ins Vage zu verschwimmen drohen.

Wie man sieht, es ist nicht leicht. Wahrscheinlich gibt mein Bericht immer noch keine rechte Vorstellung, wie ich diese beiden Tage verbracht

habe. Ein bißchen Alchemie ist halt immer dabei, wenn man „durchdenkt“, die Philosophen sprechen da „schon immer“ von einer „energeia“, die als Substanz ein Geheimnis ist, aber als Funktion vor unseren Augen erstaunlicher- und wunderbarerweise wirkt. Wenn ich an das kleine Seminar als eine symbolischen Form denke, wird mein ewiger Unfriede mit dem, was machbar ist vor dem Hintergrund dessen, was ich mir vorstellen könnte, was machbar sein müßte, ein wenig beruhigt.

Die Frage eines Fellows: „Aber wie soll denn Ihrer Meinung nach die Verknüpfung von ‚Marktplatz‘ und ‚Markt‘ als SF funktionieren?“, die ich natürlich nur stotternd beantworten konnte, würde ich heute – nachdem ich mich durchsortiert habe – so beantworten: „Etwas als eine SF zu sehen, bedeutet wenig mehr, als eine bestimmte Perspektive einnehmen, in der bildliche Vorstellungen und Wahrnehmungen wieder in ihr Recht als Erkenntnishilfen eingesetzt und mitbedacht werden. Man kann für diesen und andere Einzelfälle formulieren, wie der konkrete sinnliche Marktplatz zu seinem geistigen Gehalt, ‚Markt‘ sich verhält. Daß man sich trotzdem irren kann, bleibt davon unberührt.“

Teilnehmer

Fabien Capeillères, Département de Philosophie, Université de Caen
Georges Didi-Huberman, Centre d'Histoire et Théorie des Arts, EHESS
 Paris

John Michael Krois, Institut für Philosophie, Humboldt-Universität zu
 Berlin

Barbara Naumann, Deutsches Seminar, Universität Zürich

Oswald Schwemmer, Institut für Philosophie, Humboldt-Universität zu
 Berlin

Wissenschaftskolleg zu Berlin:

Gadi Algazi, Department of History, Tel Aviv University

Hans Belting, Staatliche Hochschule für Gestaltung, Karlsruhe

André Laks, Centre de Recherche Philologique, Université Charles de
 Gaulle – Lille III

Reinhart Meyer-Kalkus, Institut für Germanistik, Universität Potsdam

Franco Moretti, Department of English and Comparative Literature,
 Columbia University

Fania Oz-Salzberger, Department of History, Haifa University

Literatur

- „Naturbegriffe und Kulturbegriffe.“ In *Zur Logik der Kulturwissenschaften. Fünf Studien*. Darmstadt: Wiss. Buchges., 6. Aufl. 1994 (1961), 60–62. (Zuerst in: Göteborgs Högskolas Årsskrift 48, 1942, H. 1.)
- An Essay on Man. An Introduction to a Philosophy of Human Culture*. New Haven: Yale Univ. Press, 1944 (dt.: *Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur*. Frankfurt am Main: S. Fischer, 1990), 212–261.
- Philosophie der symbolischen Formen*. Teil 2: *Das mythische Denken*. Sonderausgabe, Nachdr. Darmstadt: Wiss. Buchges., 9. Aufl. 1994. (Zuerst: Leipzig, Berlin: Teubner, 1925.)
- Individuum und Kosmos in der Philosophie der Renaissance*. (Studien der Bibliothek Warburg 10) Leipzig, Berlin: Teubner, 1927.
- Die Philosophie der Aufklärung*. Tübingen: Mohr, 1932.
- „Der Begriff der symbolischen Form im Aufbau der Geisteswissenschaften.“ In *Wesen und Wirkung des Symbolbegriffs*. Darmstadt: Wiss. Buchges., 1956, 171–200. (Zuerst in: *Vorträge der Bibliothek Warburg 1921–22*. Leipzig, Berlin: Teubner, 1923.)
- „Die Begriffsform im mythischen Denken.“ In *Wesen und Wirkung des Symbolbegriffs*. Darmstadt: Wiss. Buchges., 1956, 2–70. (Zuerst monographisch: *Studien der Bibliothek Warburg 1*. Leipzig, Berlin: Teubner, 1922.)
- Heinrich Wölfflin. *Kunstgeschichtliche Grundbegriffe. Das Problem der Stilentwicklung in der neueren Kunst*. München: Bruckmann, 5. Aufl. 1921. (Zuerst: 1915)

Stefan Voigt and Hans-Jürgen Wagener

Constitutions in Transition*

The transition processes in Central and Eastern Europe are radical modifications in political and economic systems. More than ten years after they began, it seems to make sense to ask very simple questions on two levels: on the empirical level, how far transitions have progressed, whether the simultaneous establishment of the rule of law and a market economy was indeed impossible, as some observers had feared (Elster 1991a), how the individual transition countries fare against each other, etc. On a second, more theoretical, level, one can try to take the experiences explicitly into account and reflect upon quality or adequacy of the various scientific disciplines: have the transition processes revealed any conceptual shortcomings? Are there indications that shortcomings in explaining the developments in the region – and also in giving well-founded advice – have led to theoretical modifications or extensions? Has a new demand for interdisciplinary approaches been identified? Such questions led us to organize a workshop on “Constitutions in Transition”.

Before saying something about constitutions in transition proper – and the research program that has evolved in economics over the last few years to analyze constitutional choice and constitutional change – some remarks are in order on deficiencies of economics in general that have become more apparent during the transition processes. Especially in welfare economics, economists took pride in the so-called “institutional neutrality” of their analysis with regard to allocation and distribution (see Furubotn and Richter 1997 with numerous examples). The fundamental theorems were supposed to hold regardless of the concrete institutional structure. In principle, then, it was assumed that it did not matter whether one was dealing with a market economy or a centrally planned one.

This failure to take concrete circumstances – context – explicitly into account had long been criticized by various economists who, however, did not manage to become mainstream. Coincidence or causality: over the last ten years, approaches that do take context explicitly into account have experienced a veritable boost; here, we are thinking not only of the New Institutional Economics but also of Political Economy proper, to which many mainstream thinkers have turned again. It will be hard to prove, but we conjecture that context could no longer be overlooked in the course of transition without serious damage to the latter.

*) Workshop held at the Wissenschaftskolleg zu Berlin from June 28 to July 1, 2000.

Taking institutions explicitly into account, is an important advance. But things can still go wrong: many of those who take institutions explicitly into account now come from highly formalized backgrounds, such as contract theory and mechanism design. Often, they seem to fall prey to the assumption that institutions can induce pretty much any equilibrium, as long as they are designed in a clever fashion. In other words, the conception of being able to steer entire societies with precision has been shifted from the level of individual choices to the level of institutional choice. In many cases, the restrictions that traditions, mores, norms, etc. constitute are neglected. Those who try to incorporate them under headings such as informal or internal institutions (see, e.g., North 1990; Voigt and Engerer 2000 is an overview of the NIE and the transition processes) are often highly skeptical about the possibility of transforming basic rule systems deliberately and radically within a short period of time. A prominent hypothesis reads that formal institutions can be implemented effectively only if they are not in stark contrast with the informal ones. But if the informal ones are not compatible with the rule of law, democracy, and a market economy, one ends up in an aporia. Although their message is not a popular one, representatives of this research program have made some impact on World Bank policies over the last couple of years.

Constitutional political economy starts from the assumption that economics – here defined as a specific approach to analysing behaviour – can be applied not only to choice within exogenously given rules but also to the choice of rules. Until a few years ago, constitutional political economy was primarily a normative endeavour interested in legitimizing the state and its actions in terms of fairness, justice, or efficiency. Moreover, most of the research program's representatives were conceptualizing the constitution as a social contract (e.g. Buchanan 1975). This has changed in the meantime: more and more papers on what can be dubbed positive constitutional economics are published (Voigt 1997 is a first survey) and the constitution-as-contract paradigm has been challenged by scholars such as Russell Hardin (1989) or Peter Ordeshook (1992) who prefer to interpret it as a coordination or equilibrium-selection device. Both of these developments promise to be highly relevant for explaining the constitutional changes that have taken place in Central and Eastern Europe. For the description and explanation of change, the positive branch of constitutional political economy is an obvious precondition. The view of the constitution as a coordination-device might have some definite advantages over the constitution-as-contract view when the difficulties of the process of changing constitutional reality are analysed. Then, social contract theory's implicit assumption that society can agree on pretty much any set of rules and subsequently implement them becomes obvious.

The experience of the transition processes has made the necessity of positive constitutional economics more apparent. Our knowledge concerning the working properties of alternative constitutional rules and the possibilities of and limits on choosing among a bundle of theoretically possible ones that can subsequently be implemented has proven to be insufficient. More solid knowledge concerning the working properties of constitutional rules is also a precondition for giving well-founded advice to the societies in transition. In that sense, normative and positive constitutional economics should be seen as complementary and not as competitors.

Representatives of Constitutional Political Economy are especially interested in the following three subject areas:

1. Constitutional rules are analyzed as *explanantes* for differential outcomes. At the end of the day, economic growth rates will be most interesting to economists; but variables such as political and economic stability, the distribution of gains that can be attributed to modified constitutional rules, etc. might also be of interest because they will have an intermediate impact on the rate of economic growth that a society achieves. Alternative constitutional rules, that could be compared for the impact on the variables of interest include representative vs. direct democracy, the separation of powers – especially vertical separation, i.e., federalism - and the effects of two or more chambers compared to just one.
2. Constitutional rules are analyzed as *explananda*, i.e. their emergence and modification should be explained drawing on individual action based on individual interest. With regard to Central and Eastern Europe, it could be asked to what degree the preferences of those directly involved in the process of constitution-writing are reflected within the rules of the final constitutional document (see McGuire and Ohsfeldt [e.g. 1989] for numerous studies in this vein on the ratification of the U.S. Constitution). Slightly more subtle, the effects of the procedural rules for the deliberations of the constitutional conventions can be analysed. Possible questions are what effects time-limits have on constitutional assemblies, how constitutional assemblies simultaneously serving as legislatures allocate their resources between the two tasks, what consequences the regular information of the public concerning the state of discussion has, and how various decision-rules affect the outcome of the deliberations (Elster 1991b). It is tempting to propose an empirical test of the use of what Riker (1983, 1984) termed heresthetics, i.e., the art of political strategy.
3. Whereas normative constitutional economics is based on some concept of social contract theory, the way the constitution is conceptualized in

positive constitutional economics is much more open to debate. The social contract conception usually implies substantial optimism about the possibility of making societies choose equilibria vastly different from those its members would have chosen if they had had a different set of constitutional rules (Ordeshook 1992 is rather critical concerning this view). Representatives of the New Institutional Economics are much more critical about the possibilities of reaching radically different equilibria through “institutional politics”; they point toward path-dependency, political transaction costs, inertia and the like (North 1990). With regard to Central and Eastern Europe, it can be asked whether any factors – such as internal or informal institutions – can be identified that prevent these societies from setting and enforcing constitutional rules that have proven to be welfare-enhancing in other environments.

The workshop, held at the Wissenschaftskolleg on June 28 – July 1, 2000, brought together economists, lawyers, and political and social scientists from the transition countries and from Western countries. The majority of participants were Fellows from this and earlier years.

Hans-Jürgen Wagener dealt with the often neglected relation between state and economy and pointed out the particular importance of good governance if the transformation process is to succeed. This implies the question where and how the basic principles of a desired economic order are to be institutionalized. Freedom of contract, freedom of trade, and private property rights are often found in constitutional texts, which begs the question how they are secured. Here it is where good governance and bad governance can be discerned and where the major cause for transformation failure can be located. Transformation, which also implies the transformation of the state, needs a strong state. How rigidly must the state’s role in the economy be defined, lest historical contingencies become unmanageable?

Based on her empirical research on shareholder and creditor rights in transition economies, Katharina Pistor (Kennedy School of Government at Harvard) tried to discern patterns of legal change that could also hold for the development of constitutional law: she compares the relative merits of (constitutional) transplants with that of an internal development. Her focus is on a possible incongruence between law in the books and law in action.

It is often inferred that constitutions should be short, to make them flexible. On the other hand, they serve the function of reducing uncertainty, and thus also reducing transaction costs. Theoretically, a maximum reduction of transaction costs could be achieved by putting many details into the constitution, which would, of course, make it a very inflexible

document. Similarly, normative constitutional economics seems to argue in favor of defining later on formal processes of which constitutional organs can bring decisions about with what majorities. What is the scope for material content of the constitution from this point of view? The European constitution (Treaty of Rome) precludes fiscal deficits, for instance, a model case? What is the economic rationale used to answer these questions (what are the relevant variables for finding the optimum of the implied trade-off)? How important are unresolved conflicts for defining rights in a vague manner? In his contribution, Stephen Holmes (New York University) dealt with some of these questions, taking a rather critical position about the rational choice approach.

Questions of optimality and efficiency are most frequently asked by economists. In his contribution “On Choosing Sub-Optimal Rules”, legal scholar Alexander Blankenagel (Humboldt University Berlin) entered the economic imperium by asking whether there is evidence for societies in Central and Eastern Europe choosing “sub-optimal” rules.

Ruth Gavison (Hebrew University Jerusalem) dealt with a very fundamental question regarding any theory of the constitution or constitutional design, namely “what belongs in a constitution?” According to Sunstein (1991, 635), the theory of what belongs and what does not belong in a constitution “remains in a surprisingly primitive state”. Candidates certainly include basic human rights (does an extensive list serve anything?), – closely related – the right to individual exit and/or collective secession (on this, see Chen and Ordeshook 1994), the fiscal and monetary constitution and election laws.

Ivan Krastev was one of those participants who have actively participated in the process of writing, discussing, and proposing a new constitution. In his paper, he contributed to demystifying constitutions. They can be enacted and changed at will, and sometimes the reasons for choosing one rather than another possible solution are very arbitrary, mundane reasons. Krastev gave four examples supporting his view: why Bulgaria – unlike most other states in the region – had a constitutional assembly, why a vice-president was introduced, the procedure by which the number of members of parliament was determined, and the determination of the requirements to be able to run for president.

(Substantial) bargaining for new constitutions at constitutional conventions can take place within very different institutional settings. The procedures used by the members of a constitutional convention can be exogenously given or can be the result of their own deliberations. Laszlo Bruszt (Central European University Budapest) dealt with the question whether and how much the results of substantial bargaining are (pre-)

determined by the bargaining process concerned with the procedures to be used during substantial bargaining.

Peter Ordeshook (California Institute of Technology) asked the question whether “Western” constitutions are relevant for anything else than the countries they were meant for, namely whether they can be made relevant for the countries of Central and Eastern Europe. He insisted that the constitution-as-coordination view is clearly superior to the constitution-as-contract notion. Subsequently, he developed a couple of principles that any constitution-maker should follow if she is interested in having the constitution coordinate the behaviour of actors in fundamental ways. In this sense, so his conclusions, experience in the West can be generalised.

Imre Vörös (formerly Hungarian Constitutional Court) reflected on the observation that constitutional change does not have to take place in an explicit way by modifying the text of the constitutional document, but can also be brought about implicitly by the judiciary modifying the interpretation of the unchanged document. In his contribution, Vörös showed that the role of the Hungarian Constitutional Court in bringing about such changes has been quite substantial.

Eli Salzberger and Stefan Voigt were interested in the decision of constitution-makers and legislators to delegate power. More specifically, they analysed the conditions under which one can expect internal (domestic) delegation to occur and under which circumstances one should rather expect external (international) delegation. They conjecture that societies trying to establish radically different political and economic systems will have a higher propensity to delegate because that may give their policies higher credibility. But giving sovereign rights away might appear especially costly to societies that have just (re-)gained their sovereignty.

Dieter Grimm finally asked how the concept of constitutionalism can and should be modified if one does not confine it to the borders of the nation-state but if one takes supranational entities – and especially the European Union – explicitly into account.

Christian Kirchner (Humboldt University Berlin) gave a wrap-up of the workshop in which he stressed that “constitutions in transition”, if taken seriously as a research topic of constitutional economics, leads to “constitutional economics in transition”. The concluding debate focussed on two closely related questions that popped up during the discussion of practically every paper: The adequacy of the rational choice paradigm for explaining constitutional change and the basic presumption of (constitutional) economists, namely that there are gains from exchange out there that can be realized by setting the rules of the game accordingly. A conference volume is planned.

Bibliography

- Buchanan, J., 1975. *The Limits of Liberty – Between Anarchy and Leviathan*. Chicago: University of Chicago Press.
- Chen, Yan and Peter C. Ordeshook, 1994. “Constitutional Secession Clauses.” *Constitutional Political Economy*, 5, 1: 45–60.
- Elster, Jon, 1991a. “The necessity and impossibility of simultaneous economic and political reform, manuscript”. University of Chicago.
- Elster, Jon, 1991b. “Arguing and Bargaining in Two Constituent Assemblies.” *The Storrs Lectures*. The Yale Law School (Manuscript), Chicago.
- Furubotn, E., Richter, R. 1997. *Institutions and Economic Theory: The Contribution of the New Institutional Economics*. Ann Arbor: University of Michigan Press.
- Hardin, R., 1989. “Why a Constitution?” In *The Federalist Papers and the New Institutionalism*, edited by B. Grofman and D. Wittman, 100–120. New York: Agathon Press.
- McGuire, Robert A. and Robert L. Ohsfeldt, 1989. “Self-Interest, Agency Theory, and Political Voting Behavior: The Ratification of the United States Constitution.” *American Economic Review*, 79, 1: 219–234.
- North, Douglass C., 1990. *Institutions, Institutional Change and Economic Performance*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Ordeshook, Peter C., 1992. “Constitutional Stability.” *Constitutional Political Economy*, 3, 2: 137–75.
- Riker, William H., 1983. “Political Theory and the Art of Heresthetics.” In *Political Science: the State of the Discipline*, edited by A. Finifter, 47–67. Washington, D. C.: American Political Science Association.
- Riker, William H., 1984. “The Heresthetics of Constitution-Making: The Presidency in 1787”, with Comments on Determinism and Rational Choice. *American Political Science Review*, 78: 1–16.
- Sunstein, Cass, 1991. “Constitutionalism and Secession”. *The University of Chicago Law Review*, 58, 2: 633–670.
- Voigt, Stefan, 1997. “Positive Constitutional Economics – A Survey.” *Public Choice*, 90: 11–53.
- Voigt, S. and H. Engerer, 2000. “Institutions and Transition, Survey for the German Federal Ministry of Finance within the Project ‘New Trends in Economics’.” Mimeo.

Kolloquium zu Ehren von
Albert Hirschman
am 6. April 2000

Wolf Lepenies

Albert O. Hirschman zu Ehren

Berühmt sind die Glasfenster in der Aula der Universität von Groningen. Auf einem der Fenster ist Regnerus Praedinius abgebildet, der von 1510 bis 1559 lebte und Rektor der berühmten Stadtschule St. Maarten war, aus der später die Universität hervorgehen sollte. Regnerus gehörte zu den Brüdern vom Gemeinen Leben, einem Orden, dessen Mitglieder nicht nur die Klassiker studierten, Latein und Griechisch lehrten und Bücher kopierten, sondern sich als zusätzliche Selbstverpflichtung auferlegt hatten, ihre Stadt sauber zu halten. Daher findet sich im oberen Teil des erwähnten Glasfensters auch das Bild eines Ordensbruders mit einem Besen, der die Straßen der Stadt kehrt: *devotio moderna*.

Dieses Glasfenster habe ich mir genau angeschaut, als ich 1989 eingeladen war, zur 375-Jahrfeier der Universität von Groningen einen Vortrag über Universitäten zu halten, der, die melancholische Beschreibung Matthew Arnolds aufnehmend, den Titel trug „A Home of Lost Causes and Impossible Loyalties“. Nicht weil wir uns damals vielleicht gesehen haben, Herr Wagener – seit 1975 waren Sie Professor an der Rijksuniversiteit – blicke ich heute nach Groningen zurück, sondern weil mir nach Kenntnis Ihrer Schriften und während Ihres Aufenthaltes am Wissenschaftskolleg deutlich geworden ist, daß „Loyalität“ kein beliebiges Thema für Sie ist, sondern ein herausforderndes Problem. Wie oft haben Sie in der Aula in Groningen gesessen und während einer langweiligen Begrüßungsrede auf das Bild des Regnerus Praedinius geschaut? Ich kann mir vorstellen, daß Sie sich an dieses Sinnbild einer Verantwortung des geistigen Arbeiters für das öffentliche Wohl auch an der Viadrina in Frankfurt an der Oder erinnern haben, wohin sie 1993 berufen wurden.

Ihre Spezialität ist die vergleichende Analyse von Wirtschaftssystemen. Sie selbst nannten sie einmal eine Disziplin von ausgesprochen schwachem Status, weil sie in der Wirtschaftspolitik zu den rasch abgehandelten Präliminarien, in der Komparatistik zu den unattraktiven Nebenfächern und in der Politischen Ökonomie zu den vernachlässigten Gegenständen gehört. 1989 änderte sich die Lage. Zwar wurde die vergleichende Analyse von Wirtschaftssystemen über Nacht nicht zu einer starken Disziplin, wohl aber war nunmehr die Fähigkeit zum Vergleich in einem Fach gefragt, das niemand mehr vernachlässigen konnte: der Transformationsforschung. Hier liegt jetzt ihr Hauptarbeitsgebiet und wo anders als an der Viadrina könnte man angemessener ein Fach betreiben, dessen Ziel darin besteht, herauszufinden, wie aus Slubice langsam Frank-

furt an der Oder und aus Frankfurt an der Oder schnell Frankfurt am Main werden kann? Natürlich ist dies genau *nicht* der Typus von Fragen, die Sie als Direktor des Frankfurter Instituts für Transformationsstudien stellen. Am FIT, wie Ihr Institut in schlanker Fassung heißt, betreiben Sie vielmehr Mind-Building und haben sich im Rausch der Globalisierungsprozesse und im Rauschen der Globalisierungsrhetorik den Mut und den klaren Blick bewahrt, auch nach der Kehr- und Kostenseite eines Prozesses zu fragen, der angeblich unaufhaltsam ist.

Ich will weder Sie noch den ersten Autor, den Sie in Ihrem Vortrag heute abend zitieren werden, auf wahlverwandtschaftliche Gefühle verpflichten, aber wir hätten uns für den heutigen Abend keinen passenderen Redner wünschen können als einen Ökonomen, der ebenso sehr horizontal wie vertikal zu denken vermag und der am Vergleich von Wirtschaftssystemen ebenso interessiert ist wie an der Dogmengeschichte seines Faches, in der Sie beispielsweise, in einem Aufsatz mit dem schönen Titel „Cupiditate et Potentia“ den Urheber der Rational Choice-Theorie im 17. Jahrhundert ausfindig machen: Spinoza. Sie sprechen über das Thema „Globalisierung: Abschied von aller Loyalität?“ Anlaß Ihres Vortrags ist der 85. Geburtstag von Albert Hirschman, den wir morgen feiern. Wir schätzen uns glücklich, daß Albert und Sarah Hirschman, die im Akademischen Jahr 1991/92 zum ersten Male am Wissenschaftskolleg waren, in diesem Jahr wieder bei uns sind. Wir wünschen uns, daß sie noch viele Male in die Wallotstraße und die Villa Walther zurückkehren werden.

*

Zu den Maximen, die so atemberaubend falsch sind, daß der überrumpelte Leser beim ersten Male gar nicht bemerkt, daß das genaue Gegenteil der Fall ist, gehören Emersons Behauptung, daß die größten Männer die kürzesten Biographien haben und Alexis de Tocquevilles bewegte Klage, wie unendlich schwer es doch sei, Gutes über sich selbst zu sagen. In Wahrheit ist nichts schwerer, als in Kürze angemessen Gutes über einen anderen zu sagen, einen Autor, dessen Biographie lang geworden und der dennoch ein großer Mann geblieben ist.

Ich zitiere einen alten Bekannten Albert Hirschmans:

„Der erste, der für mich in Frankreich arbeitete, war ‚Beamish‘, ein junger politischer Flüchtling aus Deutschland, sehr intelligent, und immer gutmütig und fröhlich. Ich nannte ihn Beamish (Strahlemann), wegen seiner schelmischen Augen und seines ewigen Schmolmmundes, der sich in Sekundenschnelle in ein breites Grinsen verwandeln konnte. Beamish hatte in meinen Augen nur einen Fehler, und das war seine Verträumtheit. Wenn man mit ihm sprach, konnte es durchaus fünf bis zehn Sekunden

dauern, bevor er reagierte und zu erkennen gab, daß er überhaupt zugehört hatte. Wie er selbst sagte, war er häufig ‚un peu dans la lune‘ – ein bißchen über den Wolken schwebend. Für einen ungeduldigen Menschen wie mich war das manchmal ein wenig ärgerlich.“

Das ist jetzt 60 Jahre her, aber es bedarf keines physiognomischen Spürsinns, um in diesem Strahlemann auch heute noch Albert Hirschman zu erkennen.

Ich habe Varian Fry zitiert, der 1940/41 in Marseille jenes *Emergency Rescue Committee* organisierte, in dem auch Albert Hirschman sich engagierte und das in der Geschichte der europäischen Emigration zur Nazizeit eine so entscheidende, menschenrettende Rolle gespielt hat: Heinrich Mann und Franz Werfel, Walter Mehring, Siegfried Kracauer und Lion Feuchtwanger hätten ohne die Hilfe des Komitees schwerlich Frankreich verlassen können, das nach dem Einmarsch der deutschen Armee aus einer Fluchtburg zu einer Falle geworden war. Berlin hat Varian Fry mit der Benennung einer Straße geehrt, die sich am neuen Potsdamer Platz befindet. Die Straße ist klein, was die Ehre ihres Namenspatrons nicht mindert, aber sie wirkt etwas verloren. Ihr fehlt eine Parallelstraße, die den Namen dessen tragen sollte, dessen Elternhaus in der Nähe stand: Albert Hirschman.

Als Albert Hirschman sich 1940 dem *Emergency Rescue Committee* in Marseille anschloß, war er gerade 25 Jahre alt – aber er hatte bereits auf Seiten der Republikaner in Spanien gekämpft und sich danach in der französischen Armee verpflichtet. 1941 emigrierte er in die USA und diente von 1943 bis 1945 in der Army – ein Träumer, der stets wußte, wann es galt, aus seinen Träumen aufzuwachen.

Am 7. April 1915 in Berlin geboren, 1933 aus Berlin vertrieben, Student in London und Paris, Doktor der Universität Triest, Professor in Columbia, Yale und Harvard, bis heute Mitglied des Institute for Advanced Study in Princeton, Mitarbeiter des Federal Reserve Board in Washington, Ratgeber von Regierungen und Institutionen auf mehreren Kontinenten, fähig, seine eigenen Bücher in all den vielen Sprachen zu lesen, in die sie übersetzt wurden, Inhaber der großen Ehrungen, die die Profession bereithält, auch wenn – Nobel oblige – längst verdiente Steigerungen noch denkbar sind: Emerson hätte nur Albert Hirschman begegnen müssen, um seinen Aphorismus umzukehren.

Exzeptionell ist der Lebenslauf Albert Hirschmans in der selbstverständlichen und ganz unpathetischen Verknüpfung intellektueller Interessen mit politischem Engagement: *devotio moderna*. Er ist hierin, in meinen Augen, vielleicht nur Georges Canguilhem, dem großen französischen Wissenschaftshistoriker und Mitglied der Resistance seit der ersten Stunde des Widerstands, vergleichbar. Außergewöhnlich ist Albert

Hirschmans Bekenntnis zu einer Sozialwissenschaft, die wieder eine *moral science* im emphatischen Sinne sein will. Er hat dazu ein wunderbar altmodisches Bekenntnis in seinem Essay „Morality and the Social Sciences: a Durable Tension“ abgelegt, dessen Schluß ich zitiere:

„It is possible to visualize a kind of social science that would be very different from the one most of us have been practicing: a moral-social science“, – wer traut sich heute noch, hier einen Bindestrich zu machen! – „where moral considerations are not repressed or kept apart, but are systematically commingled with analytic argument, without guilt feelings over any lack of integration; where the transition from preaching to proving and back again is performed frequently and with ease; and where moral considerations need no longer be smuggled in surreptitiously, nor expressed unconsciously, but are displayed openly and disarmingly. Such would be, in part, my dream for a ‚social science for our grandchildren‘“.

Albert Hirschman hat – zum gemeinen Nutzen – sich diesen Traum in einem Werk erfüllt, das an Spannweite und Originalität seinesgleichen sucht, und Spezialproblemen einer Ökonomik der Entwicklung ebenso seine Aufmerksamkeit widmet wie epistemologischen Grundsatzfragen der Sozialwissenschaften. Mit der Aufzählung von Buchtiteln ist da nichts getan. Albert Hirschman war nie „Auf der Suche nach Wirklichkeit“, wie die Aufsatzsammlung eines bekannten deutschen Soziologen heißt. Für ihn ist die Wirklichkeit da, sie muß mit empirischen Mitteln erfaßt, aber – was weit wichtiger ist – sie muß vor allem auf die in ihr liegenden Möglichkeiten befragt werden. Was Albert Hirschmans Werk in den modernen Sozialwissenschaften so unverwechselbar macht, ist der Möglichkeits-sinn, der darin zum Ausdruck kommt. Diese Leidenschaft für das Mögliche, seinen engagierten, von ihm so genannten „Possibilismus“ hat er selbst mit Rückgriff auf Kierkegaard formuliert. Der folgende Text aber scheint mir noch geeigneter, um Hirschmans eigensinniges Theorietemperament zu charakterisieren:

„Wenn es aber Wirklichkeitssinn gibt, ... dann muß es auch etwas geben, was man Möglichkeitssinn nennen kann. Wer ihn besitzt, sagt beispielsweise nicht: Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muß geschehen; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte oder müßte geschehn; und wenn man ihm von irgend etwas erklärt, daß es so sei, wie es sei, dann denkt er: Nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein. So ließe sich der Möglichkeitssinn geradezu als die Fähigkeit definieren, alles, was ebensogut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist ... Solche Möglichkeitsmenschen leben – Sie erinnern sich an Beamish –, wie man sagt, in einem feineren Gespinnst, in einem Gespinnst von Dunst, Einbildung, Träumerei und Konjunktiven; Kindern, die diesen Hang haben, treibt man ihn nachdrücklich aus ...“

Soweit Robert Musil – seine Beschreibung gilt dem Mann ohne Eigenschaften, also auch Albert Hirschman, dem Mann so vieler Eigenschaften. Varian Fry hat in seinen Erinnerungen berichtet, wie Albert Hirschman in Frankreich in Gefahr geriet – nicht, weil er keine falschen oder zu schlechte Papiere, sondern weil er zu viele gute falsche Papiere hatte, angefangen von einem französischen Soldbuch über eine Geburtsurkunde aus Philadelphia und einen Entlassungsschein aus der Armee bis hin zu Mitgliedsbüchern von einem halben Dutzend Organisationen, worunter ein ganz besonderer Touring-Club, der „Club der Clublosen“, hervorragte. Hirschman selbst sah die Gefahr und sagte dazu: „Es gibt einen Zustand, der zu sehr ‚en règle‘ ist, wie bei einem Verbrecher, der zuviele Alibis hat.“

Nicht zuletzt diese Scheu, zu sehr ‚en règle‘ zu sein, hat wohl Albert Hirschman, der immer noch bockig sein kann wie ein Wunderkind, dazu gebracht, sich außerhalb des ökonomischen *mainstream* freizuschwimmen. Die Zunft hat nicht aufgehört, darüber zu staunen – wie jüngst Paul Krugman in seinen Ohlin Lectures von 1992 mit dem Titel *Development, Geography, and Economic Theory*. Wie konnte Albert Hirschman, der doch in den vierziger Jahren einen wesentlichen Beitrag zu einer formalen Theorie der Abwertung geleistet hatte, nur die Orientierung am Modelldenken der *mainstream*-Ökonomen aus freien Stücken aufgeben! Krugman schreibt dazu: „It was difficult to model high development theory more formally, because of the problem of dealing with market structure. The response of some of the most brilliant high development theorists, above all Albert Hirschman, was simply to opt out of the mainstream. They would build a new development school on suggestive metaphors, institutional realism, interdisciplinary reasoning, and a relaxed attitude toward internal consistency. The result was some wonderful writing, some inspiring insights, and (in my view) an intellectual dead end.“ Dem kann ich nur einen typischen Hirschman-Satz entgegenstellen: Das wollen wir doch mal sehen!

Albert Hirschman ist in der Ökonomie ein Außenseiter geblieben und ist doch zu einem „Klassiker zu Lebzeiten“ geworden, weil er die Möglichkeitsaspekte seiner wissenschaftlichen Existenz und seiner intellektuellen Interessen ausgereizt hat. Vom Auftakt seines Werkes an, am deutlichsten vielleicht in *The Strategy of Economic Development* von 1958, einem Buch, das in so viele Sprachen übersetzt wurde wie andere Bücher Leser finden, prägt Albert Hirschmans Denken dieser Möglichkeitssinn, die Weigerung, sich mit etablierten Wirklichkeiten abzufinden, dieses prinzipielle und immer ein wenig spitzbübische Gegen-den-Strich-Argumentieren, die augenzwinkernde Lust am Probehandeln. Dem triumphierenden Ausrufezeichen „So ist es!“ der großen Theoriebildner, an denen

die Sozialwissenschaften überreich sind, setzt er seine bescheiden klingende, aber unendlich wirkungsvollere Frage entgegen: „So ist es?“ Und dann kommt sein Ausrufezeichen: „Das wollen wir doch mal sehen!“ Für Albert Hirschman ist die Welt ein einziges großes Überraschungsfeld. Bei ihm kann man gewiß sein, stets Unvorhergesehenes zu erleben, wie bei jenem Franzosen, über den seine Freunde voll fröhlicher Resignation sagten: „On s’attend à de l’imprévu.“

Weil er ein Möglichkeitsmensch ist, hat Albert Hirschman – immer noch Mitglied im „Club der Clublosen“ – kein Schulenbildner werden können und wohl auch nicht werden wollen. Als Möglichkeitsmensch ist er etwas Wichtigeres geworden: *maître a lire* in vielen Disziplinen, ein Lese- und Lehrmeister. Es gibt bei ihm keine festgefügte Terminologie und daher auch keine Terminologie zweiter Stufe, das heißt: keinen Jargon, der die Nachahmung, also Schulenbildung, erst möglich macht. Er schreibt und spricht – in einer Art von linguistischem „shifting involvement“ – ein wunderbares Englisch, das das Deutsche, ein angenehm altmodisches und korrektes Deutsch, das das Englische nicht verleugnet. Er prägt Worte neu, aber aus dem einzig legitimen Grund – dem gleichen, den Montesquieu selbstbewußt anführte: „J’ai eu des idées nouvelles, il a bien fallu trouver de nouveaux mots.“

Albert Hirschmans Werk kennzeichnet eine ganz uneitle, natürlich wirkende Selbstbezüglichkeit. Wer so, wie er, in aller Munde ist, darf sich auch selbst zitieren. Am liebsten widerspricht er sich selbst und hat aus seiner Lust zum Selbstwiderspruch ein ganzes Buch gemacht, *A certain Propensity to Self-Subversion*. Er selbst hat oft Querverbindungen zwischen seinen Arbeiten, die ganz unterschiedlichen Wissensgebieten gewidmet waren und über große Zeitabstände hin veröffentlicht wurden, hergestellt. Er, der stets ein großes Publikum fand, hat oft auch mit sich selbst gesprochen. Zum Ausdruck kommt diese spielerische Reflexivität in einem Essay aus dem Jahre 1978 mit dem Titel: „Beyond Asymmetry: Critical Notes on Myself as a Young Man and on Some Other Old Friends“.

Es gehört sich nicht, einem Geburtstagskind schon am Vorabend seines Geburtstages zu gratulieren. Wohl aber dürfen wir uns zu ihm schon heute gratulieren, zu Albert Hirschman, einem großen Sozialwissenschaftler unserer Zeit, einem engagierten und mutigen Humanisten, der sich um das Gemeinwohl verdient gemacht hat, einem alten Freund, dessen Denken auf eine wunderbare Weise jung geblieben ist.

Hans-Jürgen Wagener

Globalisierung: Abschied von aller Loyalität?

Als Wolf Lepenies mich einlud, zum heutigen Abend und seinem besonderen Anlaß quasi als *collega proximus* wissenschaftlich beizutragen, war mir schon nach kurzer Überlegung klar, daß ich gerne über Globalisierung sprechen und diskutieren würde. Nicht nur weil das einen Rückgriff auf Arbeiten Albert Hirschmans erlaubt – dabei hat er diesen scheußlichen Begriff, soweit ich sehen kann, tunlichst gemieden. Aber jeder Ökonom, der wie er über Außenhandel und Entwicklung arbeitet, schreibt über das Phänomen Globalisierung. Nein, vor allem auch deshalb, weil Globalisierung so etwas wie ein latentes Leitmotiv vieler Diskussionen war, die wir in den letzten 6 Monaten hier am Kolleg geführt haben, mit Elizabeth Dunn, Norani Othman, Gerd Spittler, Rick Shweder, Stefan Voigt, der AGORA-Gruppe insgesamt, Gespräche, an denen viele weitere Fellows sich beteiligten – am Ende sogar die Kunstgeschichte. Wenn ich leicht zuspitzend einige dieser Diskurse anspreche, dann sehen Sie bereits, daß nicht nur der Begriff, sondern auch das Tier selbst, das er benennt, scheußlich zu sein scheint.

Denn wo wir auch hinschauen, in die ehemals erste, zweite oder dritte Welt, die dank Globalisierung jetzt *eine* Welt geworden sind, es richtet nichts als Schaden an. In der ersten geht der Sozialstaat zugrunde: begleiten nicht massive Arbeitslosigkeit und kontinuierlicher Sozialabbau die Globalisierung? In der zweiten verdrängt es gewachsene Präferenzen und Sozialpraktiken: ausländische Direktinvestoren oktroyieren osteuropäischen Arbeitern ihre Produktionsmethoden und ihre Produkte osteuropäischen Konsumenten. In der dritten schließlich werden Natur und Menschen hemmungslos ausgebeutet, lang aufrecht erhaltene Gleichgewichte zerstört und die Vielfalt der Kulturen eingeebnet. Dieses Tier Globalisierung ist eine vielköpfige Hydra, es vereinigt die Eigenschaften des Kapitalismus, des Imperialismus, der Modernisierung, der Abhängigkeit, der westlichen oder konkreter amerikanischen Dominanz, des ungleichen Tauschs und andere in sich. Und der gängige Globalisierungsdiskurs bringt die entsprechenden Theorien unter seinem Dach zusammen. Schlägt man einen Kopf ab, recken sich einem noch genügend andere schreckenerregend entgegen. Das scheußlichste Haupt scheint aber der Verlust der Identität zu sein. Lokale Kulturen gehen auf in einem globalen Einheitsbrei. Die Frage, ob eine Gesellschaft überhaupt eine Option

besitze, sich diesem Sog zu entziehen, ist fast definitionsgemäß ausgeschlossen.

Wenn ich Ihnen nun kurz schildere, wie die eigentlich als *dismal science* verschrieene Ökonomie die Globalisierung beschreibt, dann werden sie das Scheusal kaum wiedererkennen. Denn hier geht es um den Abbau von politischen Handelshemmnissen, um Liberalisierung, um die Abnahme der Transport- und Kommunikationskosten, aber auch der Transaktionskosten, wodurch Güter und Dienste, Kapital und Arbeit, und vor allem auch Ideen und Kulturen in einen freien Verkehr und Wettbewerb miteinander treten können. Für einen Leser von Hirschmans *The Passions and the Interest* ist klar, wozu das führt: „*the expectation that the interests – that is, commerce and its corollaries, such as the bill of exchange – would inhibit the passions and the passion-induced, ‘wicked’ actions of the powerful*” (Hirschman 1977: 73): friedliche Entwicklung, Wirtschaftswachstum, das Aufkommen einer Mittelklasse, Kontrolle der Administration – kurz mit den Worten von Sir James Steuart (ibid: 85) „*the most effectual bridle ever was invented against the folly of despotism*”. Globalisierung stellt nicht nur die territoriale Ausbreitung des freien Marktverkehrs dar, mit ihr geht auch eine Vertiefung der marktwirtschaftlichen Ordnung einher, die, das scheint deutlich, nur auf Kosten des Staates gehen kann: Deregulierung, Privatisierung, Einschränkung der staatlichen Tätigkeiten. Diesen Entwicklungen schreibt der ökonomische *mainstream* wohlfahrtssteigernde Wirkung zu. Sobald man sich allerdings klarmacht, daß die Vertiefung der marktwirtschaftlichen Ordnung auch auf Kosten der privaten Sphäre, der Haushaltsproduktion, gehen kann und geht, wird das Bild etwas komplexer.

Dabei stellt sich die Frage, ob die Kommerzialisierung dem Zwang der Globalisierung folgt oder eine eigenständige Entwicklung ist. Beide Darstellungen der Globalisierung, die Vision des *doux commerce* und die Vision des Verlusts der Identität, unterstellen die Parallelität der zwei Prozesse. Für Ökonomen ist beides nicht neu, weder theoretisch noch historisch: modernes Wirtschaftswachstum enthält fortschreitende Globalisierung und Kommerzialisierung als säkulare Tendenzen, die allerdings konjunkturellen Schwankungen unterworfen sind. Einer Phase zunehmender Globalisierung bis zum ersten Weltkrieg mit einem hohen Güteraus-tausch, hoher Arbeitskräftewanderung und hoher Kapitalmobilität folgte in der Zwischenkriegszeit eine Phase geringer internationaler Handelsintensität und geringer Kapital- und Arbeitsmobilität, um nach dem zweiten Weltkrieg wieder von einer Ausweitung des Welthandels, der Arbeitskräftewanderungen und der Internationalisierung des Kapitals abgelöst zu werden. Die korrespondierende Entwicklung der *folly of despotism* ist nicht zu übersehen. Doch schon hier müssen einem Zweifel an der unter-

stellten Parallelität aufkommen. Denn praktisch über das gesamte 20. Jahrhundert, verstärkt aber nach dem zweiten Weltkrieg in einer Phase beschleunigten Wirtschaftswachstums, hat sich die Staatstätigkeit vor allem in der Form des Sozialstaates ausgeweitet. Erst mit der großen Wende am Ende des Jahrhunderts werden die beiden Prozesse wieder zusammengeführt, und der dann einsetzende neue Globalisierungsdiskurs betrachtet Erweiterung und Vertiefung der Marktgesellschaft als zusammengehörige Phänomene.

Koordinierung im Markt erfolgt über Wettbewerb. Wettbewerb ist ein anonymer Mechanismus, der von Preisen gesteuert und über individuelle, autonome Abwanderungsentscheidungen ausgeübt wird. Damit komme ich zu einer Kernhypothese des Globalisierungsdiskurses, die sich besonders prägnant in Hirschmanscher Terminologie ausdrücken läßt: Ausweitung und Vertiefung des Marktes beschränken die effektiven sozialen Äußerungsformen letztendlich nur noch auf *exit*. Die Gestaltung der Ordnung nähert sich damit dem Hayekschen Ideal der Spontaneität an, sie folgt den Regeln der sozialen Evolution. Wenn wir der Schumpeterschen Vision des Hanges zum Gleichgewicht und seiner kreativen Destruktion folgen, dann liegen dieser Evolution zwei Tendenzen zugrunde: sich anpassen an erfolgreiche Ordnungen, Konvergenz zu einem Gleichgewicht, und sich absetzen von eingefahrenen Ordnungen, Aufbrechen stagnierender Gleichgewichte. Schon hier ist festzustellen, daß der gesamte Globalisierungsdiskurs nur die erste Tendenz der Anpassung im Auge hat. Daß *exit* auch der erste Schritt zur Innovation ist, wird übersehen.

Voice als die potentiell kollektive, politische Äußerungsform verliert auf doppelte Weise ihr Forum: dem nationalen Staat werden die Kompetenzen entzogen, und auf globaler Ebene gibt es erst gar kein politisches Forum. Der Dritte im Bunde, *loyalty* oder Bindung, ist nicht nur im deutschen Titel des Buches von Hirschman leider verlorengegangen. Ihm wird durch die tendenzielle Konvergenz in der Globalisierung praktisch die Basis entzogen. Denn woran sollte man sich noch binden, wenn Werte, Kulturen und Institutionen von der Globalisierung gleichgemacht werden. Dabei wäre Bindung für die Stabilisierung des Systems bitter von Nöten. Denn: „*loyalty holds exit at bay*” (Hirschman 1970: 78), und *exit* zerstört den Zusammenhalt. Für eine Zeit, in der man noch vollmundig „*our country, wright or wrong*” ausrufen konnte, galt sicher, daß Nationalstaaten wohl differenzierte Produkte sind, die ein hohes Maß an Klientelbindung aufweisen. „*Only as countries start to resemble each other because of the advances in communication and all-round modernization will the danger of premature and excessive exits arise*” (ibid.: 81). Im Resultat erhalten wir eine Gesellschaft, die dem neo-klassischen Modell der Ökonomie verteuftelt nahekomm, ohne daß die neo-klassische Theorie dies als soziale

Norm postuliert hätte, eine Gesellschaft nämlich von vereinzelt Individuen, ohne Bindungen, die nur noch über Preise miteinander kommunizieren, auf einer ewigen Wanderschaft zum besseren Produkt. Dabei wäre es eine *fallacy of composition*, ein Aggregationsirrtum, von der einzelwirtschaftlichen Effizienz der Wanderschaft auf eine gesamtwirtschaftliche, ordnungspolitische Effizienz zu schließen. Das heißt, es ist durchaus denkbar, daß dieser Prozeß zu einem Gleichgewicht tendiert, das niemand *ex ante* für wünschenswert halten würde, zu dem Schreckgespenst der vollkommerzialiserten, identitätslosen Welt.

Dieses Schreckgespenst hat Claus Offe (1996) mit bunten Farben an die Wand gemalt und ausgeführt, wie Prosperität und Demokratie zur Fragmentierung, Pluralisierung und Individualisierung der Interessen führen, so daß sich die gute alte, inzwischen eigentlich klassenlos gewordene Klassengesellschaft mit ihrem Gemeinschaftsbewußtsein und ihrer Solidarität auflöst in eine Menge nur noch eigeninteressierter Individuen, die auf Grund mangelnder Bindungen nicht mehr in der Lage sind, öffentliche Güter wie den Sozialstaat als solche wahrzunehmen und aufrecht zu erhalten. Die Globalisierung kommt in diesem Argument nicht explizit vor. Doch sie steckt drin, denn es sind die ökonomischen Veränderungen, die schließlich den Auslöser für die Abwanderungsbewegungen bilden. Und Globalisierung ist sicher eine der tiefer einschneidenden ökonomischen Veränderungen unserer Zeit.

Wie leicht kann man von der Vision des *doux commerce* zur Vision des Verlusts von Identität und Bindung geraten! Für den Rest meines Vortrages möchte ich etwas konkreter werden und versuchen, die Plausibilität dieser Kernhypothese des Globalisierungsdiskurses am Beispiel des Sozialstaates zu prüfen. Sozialpolitik als Domestizierung des ungebremsten Kapitalismus hat eine lange Geschichte. Doch die Intensivierung des Sozialstaates nach dem zweiten Weltkrieg ist wohl auch ursächlich mit dem Kalten Krieg verbunden. Die Entwicklung des europäischen Wohlfahrtsstaates nach dem 2. Weltkrieg kann als Reaktion auf den Sozialismus im Sowjetimperium gesehen werden. Sicher, die Gefahr einer Abwanderung von West nach Ost war gering, ganz anders als in der Gegenrichtung, wo sie nur mit Hilfe von Mauer und Stacheldraht unterbunden werden konnte. Trotzdem war im Wettbewerb der Systeme gesellschaftliche Wohlfahrt ein Aktionsparameter.

Mit dem Fall der Mauer änderte sich die Situation radikal. Der Wettbewerb der Systeme war schlagartig zum Erliegen gekommen. Der Kapitalismus triumphierte, und es hatte den Anschein, als breite sich nun die marktwirtschaftliche Wettbewerbsordnung einheitlich über die ganze Welt aus – das Phänomen der Globalisierung. Das Ideal der ökonomischen Theorie, *eine* Welt ohne Grenzen und andere Beschränkungen,

scheint Wirklichkeit zu werden. Damit gewinnt der Wettbewerb, auch der Systemwettbewerb – weit davon entfernt aufgehoben zu sein –, eine neue Qualität: er wird universell. Das ist noch kein Präjudiz über den Gegenstand oder die Aktionsparameter des Wettbewerbs. Es könnte, so möchte man meinen, auch einen edlen Wettstreit um die beste aller Welten geben, in der soziale Gerechtigkeit und ökonomische Effizienz herrschen. Ein kurzer Blick auf den Wettbewerbsmechanismus, Abwanderung, macht jedoch deutlich, daß es hier eine Asymmetrie gibt. Denn während die Bedürftigen sich wahrscheinlich dem System mit den höchsten Einkommenschancen und der höchsten Wohlfahrt zuwenden, sind die Standortentscheidungen der Begüterten und die Wanderungsbewegungen des Kapitals von anderen Faktoren bestimmt. Wir sprechen von Steuerflucht und Kapitalflucht, und was da verlassen wird, sind kostengünstige, abgabenintensive Standorte.

Damit scheint das Problem klar: der Wohlfahrtsstaat, der das soziale Sicherheitsnetz, aber auch Bildung, Kultur und Wissenschaft alimentiert, kostet Geld – Geld, das dann nicht mehr für die Entlohnung der Produktionsfaktoren zur Verfügung steht. Wandern diese auch nur teilweise in Regionen ab, wo ein niedrigeres Sozialstaatsniveau auch geringere Kostenumlagen verursacht, dann gehen die wirtschaftliche Aktivität und die Akkumulation, d.h. das Potential für Produktivitätssteigerungen, zurück: die allgemeine Wohlfahrt wird von ihrer Entstehungsseite her eingeschränkt. Um sie aufrecht zu erhalten, müßte die Umverteilung zunehmen – ein Teufelskreis, der in die Armut führt. Es scheint evident: der Wohlfahrtsstaat hat in einer globalisierten Welt keine Überlebenschance.

In der Tat ist es so, daß die großen Sozialutopien in Literatur und Geschichte in der Regel geschlossene Gesellschaften sind. Angefangen bei Platons Staat über Fichtes geschlossenen Handelsstaat bis hin zum real-existierenden Sozialismus – eine nach sozialen Gesichtspunkten regulierte Gesellschaft scheint nur dann möglich, wenn störende Einflüsse des Auslands, die die Bürger zu physischer oder geistiger Abwanderung verlocken, ausgeschaltet werden durch Außenhandels- und Devisenkontrollen, Reiseverbot, Zensur, Mauern und andere geeignete Maßnahmen. Karl Popper wußte schon, warum er die Feinde der offenen Gesellschaft bei den Sozialutopisten ausmachte. Von Gerd Spittler (1991: 72–73) habe ich gelernt, daß auch traditionale Gesellschaften versuchen, die Kontakte zur Außenwelt möglichst gering zu halten, um ihren Zusammenhalt und ihre Identität zu sichern. Anthropologen nennen das defensive Ignoranz. In einer Welt globaler Information und Kommunikation ist defensive Ignoranz aber kaum noch eine erfolgversprechende Strategie, woraus die erwähnte Furcht vor Identitätsverlust entsteht.

Wenn die kollektiven politischen Entscheidungen in die Domäne der privaten ökonomischen Entscheidungen eingreifen, dann müssen die Reichweiten kollektiver politischer Entscheidungen und privater ökonomischer Entscheidungen miteinander übereinstimmen, um opportunistisches Verhalten und erfolgreiche Vermeidungsstrategien auszuschließen. Da die kollektiven politischen Entscheidungen an den Grenzen haltmachen, darf man den privaten ökonomischen Entscheidungen ein Überschreiten der Grenze nur im besonderen, kontrollierten Fall gestatten. Die Tendenz zur Autarkie ist der sozialistischen Planwirtschaft immanent, wie schon Kautsky festgestellt hatte. Was er lieber unerwähnt ließ, ist die Tatsache, daß damit Freiheitsentzug und Wohlfahrtsverluste einhergehen.

Nun ist die ökonomische Logik, die hinter der These der Unmöglichkeit des Wohlfahrtsstaates in einer globalisierten Welt steht, ein Modell, dessen einschränkende Bedingungen nicht übersehen werden dürfen. Schauen wir uns eine Reihe von ihnen näher an: universell gleiche Präferenzen, keine Transportkosten, keine Transaktionskosten, homogene Güter, nur handelbare Güter. Je idiosynkratischer z.B. die Präferenzen auf einem konkreten Markt sind, desto schwieriger wird der Zugang von außen sein. Das erfährt, wer sich z.B. auf dem japanischen Markt etablieren möchte. Es ist sicher so, daß Globalisierung den Geschmack vereinheitlicht: Pizza, Hamburger, Cola sind inzwischen universelle Güter, die allerdings wegen der Transportkosten in unmittelbarer Marktnähe hergestellt werden. Ein Big-Mac könnte in Deutschland doppelt so teuer sein wie in den USA, z.B. auf Grund höherer Sozialabgaben, ohne daß die Gefahr der Verdrängung durch das amerikanische Produkt gegeben wäre. Für das verwendete Fleisch gilt das schon weniger.

Ähnlich handelsbeschränkende Auswirkungen haben Transaktionskosten, die beim Überschreiten von politischen und kulturellen Grenzen zunehmen. Inhomogene Güter, wie z.B. deutsche Autos, italienische Möbel, französische Weine, zeichnen sich dadurch aus, daß sie nur bedingt durch ausländische Konkurrenzprodukte substituierbar sind, woraus sich gewisse Kostenspielräume ergeben. Schließlich gibt es zahlreiche Güter, vor allem Dienstleistungen, die einfach nicht oder nur sehr eingeschränkt transportfähig sind. Der Hausarzt wird an Ort und Stelle aufgesucht, und die Straßenbahn, die in der Nachbarstadt billiger ist, nutzt dem Fahrgast am Ort wenig. Natürlich wird eine Region, in der alle Standortfaktoren vergleichsweise nachteilig sind, längerfristig Probleme haben, attraktiv für Menschen und Kapital zu sein. Aber insgesamt schaffen die genannten Abweichungen vom Modell der vollständigen Konkurrenz Handlungsspielräume für Sozialpartner und Politik.

Die Mobilität von Menschen und Gütern bleibt quasi von Natur aus eingeschränkt, auch wenn sie im Laufe der Zeit gewaltig zugenommen

hat. Demgegenüber ist die Mobilität des Kapitals fast perfekt, da es gewissermaßen kultur- und heimatlos ist und mit minimalen Kosten bewegt werden kann. Und das ist kein rezentes Phänomen. Bei Hirschman (1977: 95) finden wir das schöne Zitat aus Quesnays und Mirabeaus *Philosophie rurale*: „The wealthy merchant, trader, banker etc, will always be a member of a republic [d.h. hier einer autonomen, bindungslosen Gesellschaft]. In whatever place he may live, he will always enjoy the immunity which is inherent in the scattered and unknown character of his property.“ Und trotzdem erweist sich das Kapital als relativ ortsfester Vogel. Denn die Profiterwartungen, die seinen Zug bestimmen, werden ganz entscheidend von den Risiken bestimmt, Marktrisiken, politischen Risiken, sozialen Risiken. Schon Adam Smith stellte nicht einmal verwundert fest, daß die Löhne in Holland höher als in England seien und die Profite niedriger und das Land trotzdem prosperiere, obwohl es auch noch einen erheblichen Kapitalexport aufweise. Die Erklärung dafür sind Offenheit, ein hohes Akkumulationsniveau und geringere Risiken, d.h. politisch-ökonomische Stabilität. Die oben erwähnte *folly of despotism* war in den Niederlanden vergleichsweise schwach ausgeprägt.

Kurzum, das einfache ökonomische Modell des vollständigen Wettbewerbs, das hinter der Unverträglichkeitshypothese steht, setzt Homogenität, perfekte Mobilität und einheitliche Risiken voraus, was alles in der Realität nicht gegeben ist. Allein schon daraus folgen gewisse Handlungsspielräume für regionale oder nationale Eigenentwicklungen. Die liberale Botschaft gibt eine Tendenz wieder, aber kein erbarmungsloses, ehernes Gesetz. Allerdings unterscheiden sich die produktiven Faktoren, Arbeit, Kapital und Boden, deutlich hinsichtlich ihrer Bindung oder Wanderungsbereitschaft. Der Boden ist von Natur aus gebunden, die Arbeit durch Geschichte und Kultur, das Kapital dagegen kennt kein Vaterland und keine Muttersprache.

Ganz offensichtlich geht die liberale Unverträglichkeitshypothese in ihrer radikalen Interpretation auch empirisch nicht auf. Denn wir haben z.B. in Europa ganz andere sozialpolitische Standards als in den USA, ohne daß der alte Kontinent in Armut versänke. Die These der Eurosklerose, d.h. der Entwicklungsunfähigkeit der europäischen Wirtschaft auf Grund regulativer Verkrustungen vor allem im Bereich der Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik, ist übertrieben. Produktivitätsfortschritt und Innovation hinken in Europa nicht wesentlich hinter dem höchsten Niveau her. Sicher: Europa hat ein Arbeitsmarktproblem, das sich in hoher Arbeitslosigkeit äußert, und es hat ein Problem der öffentlichen Finanzen, das sich in einer bis „Maastricht“ strukturell wachsenden Staatsverschuldung äußerte. Beide sind nicht unabhängig voneinander: die Rigidität des Arbeitsmarktes wird unter anderem auch vom Versorgungsniveau des

Wohlfahrtsstaates verursacht. Die Lösungen beider Probleme sind ebenfalls miteinander verbunden: eine Verringerung der Arbeitslosigkeit entlastet die Staatsausgaben, dies umso mehr, je weniger dabei auf letztere zurückgegriffen wird, z.B. mit Lohnsubventionen oder vermehrten öffentlichen Investitionen. Aber die ersten Erfolge der Problembekämpfung in Skandinavien und in den Niederlanden deuten nicht darauf hin, daß der europäischen Sozialstaatskultur in Bausch und Bogen abgeschworen werden müßte. Der Wettbewerb der Systeme und die goldenen ersten drei Nachkriegsjahrzehnte haben vielleicht zu einer Übersteigerung des wohlfahrtsstaatlichen Schutzes geführt und opportunistisches Verhalten geradezu herausgefordert. Systemreformen sind also unerlässlich. Daraus folgt aber nicht die Notwendigkeit einer radikalen Systemtransformation in Richtung eines undifferenzierten Sozialabbaus.

Bei vielen hat sich der Eindruck festgesetzt, um für multinational operierende Unternehmen kostenattraktiv zu bleiben („Standort Deutschland“), müßten das Steuerniveau, die Sicherheits-, Umwelt- und Sozialstandards und letztendlich auch das Lohnniveau abgesenkt werden. Dem Argument wohnt die Gefahr eines Teufelskreises inne. Denn Länder wie Spanien, Portugal und Irland, die bislang durch eine entsprechende Kostendifferenz Kapital und Wirtschaftsaktivität auf sich zu ziehen und gegenüber dem entwickelteren Rest Europas aufzuholen vermochten (Konvergenz), müßten nun, um den Aufholprozeß nicht zu gefährden, mit Kostendruck, und das heißt ebenfalls mit Lohn- oder Sozialabbau, reagieren. Ein kumulatives *race to the bottom* oder Konvergenz auf dem niedrigsten sozialen Niveau wäre die Folge, ohne daß davon irgend jemand profitieren würde: ein typisches Gefangenen-Dilemma-Spiel.

Wie kann man diesem Dilemma entinnen? Eine häufig angebotene Lösung ist die sogenannte Harmonisierung der Sozialpolitik, d.h. die vertragliche oder gesetzliche Einführung eines Mindeststandards, bei dem das *race to the bottom* dann haltmachen müßte. Im europäischen Rahmen wäre die Wirtschafts- und Währungsunion also zu ergänzen durch eine Sozialunion. Darüber hinaus sind Vereinbarungen im Rahmen der WTO denkbar und wurden auf deren letzter Tagung in Seattle auch lautstark eingefordert. Daß dies eine gefährliche Strategie sein kann, zeigt das Beispiel des wiedervereinigten Deutschlands. Denn der Wiedervereinigung ist eine deutsch-deutsche Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion vorausgegangen. Die Konvergenz der Sozialstandards und, wenn auch nicht vollständig, des Lohnniveaus hat zu erheblichen Beschäftigungsproblemen in den neuen Bundesländern geführt, da eine entsprechende Konvergenz der Produktivität noch nicht gegeben war. Im Umkehrschluß läßt sich argumentieren, daß Wettbewerb mit weniger entwickelten Ländern keine Gefährdung für den Sozialstaat zu bedeuten brauche. Es wäre absurd, bzw.

krassester Protektionismus, wollte man den weniger entwickelten Ländern reale Lohngleichheit aufzwingen. Typischerweise wurden die Forderungen von Seattle in Bangkok, wo die letzte Tagung der UNCTAD stattfand, nicht laut. Dort lautete die Forderung Öffnung der Märkte. Lohnniveau, Umwelt- und Sozialstandards sind Wettbewerbsparameter, die niemand freiwillig niedriger ansetzt, als er es auf Grund seiner Konkurrenzlage muß. Wenn die reichen Länder Mindestlöhne oder Mindeststandards oktroyieren, bedeutet das nichts anderes als Protektionismus. (Eine entsprechende Politik der westdeutschen Gewerkschaften, die nach der Wende tarifpolitisch federführend waren, kann man nur so interpretieren.)

Sozialabgaben sind nichts weiter als der „zweite Lohn“, d.h. Teil der Bruttoentlohnung des Faktors Arbeit. Die Tragfähigkeit eines Wirtschaftssystems für Kosten, direkte Lohnkosten, Sozialkosten, Kosten des Umweltschutzes usw., wird von seiner Produktivität bestimmt. Daß der produzierte Mehrwert auch einem Verteilungskampf zwischen Kapital und Arbeit unterliegt, ist klar, und daß die Vertreter des Kapitals den internationalen Preiswettbewerb als strategisches Argument zu ihren Gunsten in diesem Verteilungskampf einzusetzen versuchen, ist verständlich, muß uns hier aber nicht weiter beschäftigen. Wie eine Gesellschaft den Lohn, den sie auf der Basis ihrer Produktivität zahlen kann, auf ersten und zweiten Lohn verteilt, bleibt ihr unbenommen. Voraussetzung ist der soziale Konsens. Die Gefahr opportunistischen Verhaltens ist damit aber nicht ausgeschlossen: vor dem Schleier des Nicht-Wissens seiner künftigen sozialen Lage mag jeder für den Sozialstaat stimmen; mit einem hohen, zu versteuernden Einkommen in der Tasche ist die Versuchung der Abwanderung groß. Man darf allerdings vermuten, daß in das Nutzenmaximierungskalkül der Individuen neben dem ersten und zweiten Lohn noch Argumente eingehen wie Kultur, Sprachvertrautheit, Heimat- und Familiennähe und andere – Loyalitätsargumente, die dem Kapital eher fremd sind, weshalb es mobiler als die Arbeit ist.

Globalisierung wird nicht nur als Entgrenzung verstanden, sondern auch als Entstaatlichung. Man mag darin mit Hayek eine glückliche Tendenz sehen, tritt doch an die Stelle der staatlichen Politik die quasi natürliche Evolution spontaner Ordnungen. Weniger sanguinische Beobachter denken zurück an Hobbes und Spinoza: die natürlichen Triebkräfte der Welt sind *cupiditas* und *potentia*, und es bedarf schon der zivilisierenden Rolle des Staates, um im *bellum omnium contra omnes* soweit Ordnung zu schaffen, daß Wohlfahrt überhaupt möglich ist. Wo aber ist die staatliche Autorität anzusiedeln, die den globalisierten Kapitalismus noch zivilisieren kann? Wenn für eine effektive Regulierung die Reichweiten kollektiver politischer Entscheidungen und privater ökonomischer Entscheidungen übereinstimmen müssen, dann wird angesichts der Globali-

sierung rasch der Ruf nach *global governance* laut. Habermas (1998: 77) postuliert: „Die Einzelstaaten müssen *innenpolitisch wahrnehmbar* in bindende Kooperationsverfahren einer kosmopolitisch verpflichtenden Staatengemeinschaft eingebunden werden“. Er fordert damit schlicht eine transnationale Weltinnenpolitik. (Der geradezu verzweifelte doppelte Ruf nach Bindung in diesem Satz sollte nicht übersehen werden.)

Diese Schlußfolgerung wäre konsequent, wenn es neben der politischen Regulierung keine anderen Formen der Bindung gäbe, um den eventuellen destabilisierenden Gefahren des unregulierten Wettbewerbs zu entgehen. Die aber gibt es in der Form der vertraglichen Bindung und in der Form der Loyalität. Beide unterscheiden sich in ihrer Reichweite: vertraglichen Bindungen sind grundsätzlich keine Grenzen gesetzt. Wo sie allerdings nicht mehr vom Staat als dritter Partei durchgesetzt werden können, müssen sie *self-enforcing* sein. Loyalität beschränkt sich auf relativ eng umgrenzte Gruppen, wenn wir einmal von einer ökumenischen Utopie absehen. Im internationalen Kontext, wo weder staatliche Regulierung noch konsensuale Loyalität greifen, sind wir folglich auf Verhandlungen angewiesen. Das bedeutet, daß Dinge die bislang *res extra commercium* waren, der Kommerzialisierung unterworfen werden. Von Umweltgütern spricht man schon ganz geläufig, bei Sozialgütern sträuben sich einem die schon leicht ergrauten marxistischen Nackenhaare noch etwas. Beides sind *rich men's goods*, und wollen die entwickelten Gesellschaften sie haben, so werden sie für den Erhalt der Regenwälder oder die Abschaffung der Kinderarbeit zahlen müssen, für Güter also, die in ärmeren Ländern eine niedrigere Priorität in der Präferenzordnung haben. An die Stelle protektionistischer Regulierungen tritt ein prinzipiell effizientes Verhandlungssystem, was allerdings nicht bedeutet, daß wir daran unbedingt Freude haben werden. Denn zum einen hat es unübersehbare Verteilungsfolgen, zum anderen können die Transaktionskosten in einzelnen Fällen (so z. B. bei der Kinderarbeit) prohibitiv sein, und schließlich ist Wettbewerb nicht garantiert: die auf den Konsum von Umweltgütern bedachten reichen Länder werden sich möglicherweise bald einer Regenwald-OPEC gegenübersehen, die die Preise treibt.

Der Erhalt des Sozialstaates ist eine interne Angelegenheit der jeweiligen Gesellschaften, womit sie eine Frage des Konsenses und der Loyalität wird, wie bereits gesagt. Peter Glotz hörte ich vor kurzem sagen, ein Herr Schrempf kenne natürlich keine Loyalität. Das ist die alte Feststellung von Quesnay und Mirabeau. Aber ist sie so richtig? Gerade ein Herr Schrempf kann mit seinem Laden nicht heimlich, still und leise abwandern, und gerade er ist keinem *voter's paradox* unterworfen, da seine Stimme mit Sicherheit gehört wird. David Soskice (1999) hat überzeugend gezeigt, daß Unternehmer mit ihren Standortentscheidungen in insti-

tutionelle Netzwerke und Regulierungssysteme eingebunden sind, aus denen sie komparative Vorteile auf dem Weltmarkt beziehen. Das heißt, die Bindung an den historisch gewachsenen institutionellen Rahmen ist für das Management der Wirtschaft groß. Diese Bindung ist allerdings unsentimental, sie beruht weniger auf Loyalität als auf angebbaren Interessen.

An dieser Stelle müssen wir noch einmal zu Offes (1996: 179) pessimistischer Prognose zurückkehren, daß die neo-konservative Denunziation des Wohlfahrtsstaates auf fruchtbaren Boden falle. Auch wenn die Globalisierung nicht zum Sozialabbau zwingt, wie hier zu zeigen versucht wird, dann ist die Voraussetzung für den Erhalt des Sozialstaates, der Konsens nämlich, ihn zu erhalten, immer weniger gegeben, sollte Offe Recht haben. Das auszuloten, ist hier nicht der geeignete Ort. Doch sollen gewisse Zweifel nicht verschwiegen werden. Offe nimmt die Rekonstruktion des Wohlfahrtsstaates zu rasch für seine Destruktion oder die Rekonfiguration von Kollektiven für ihre Destruktion. Genau so wenig wie die Privatisierung der Wasserwerke *per se* eine Verschlechterung der Wasserversorgung impliziert, hat eine Teilprivatisierung der Rentenversicherung notwendigerweise eine Verschlechterung der Altersvorsorge zur Folge. Daß der Wohlfahrtsstaat mit wachsender Prosperität zunehmen müsse, ist kein Gebot der Fairness. Man würde im Gegenteil vermuten, daß seine relative Bedeutung dann abnehmen könne. Kurzum, es scheint nicht evident, daß Globalisierung nur noch der Anstoß ist, um den ideologisch unterhöhlten Sozialstaat zu Fall zu bringen.

Die vaterlandslosen Kapitalisten, die mobilen *wealthy merchants, traders, bankers* sitzen möglicherweise gar nicht in den Vorstandsetagen, sie sitzen eher hier im Raum. Denn seien wir ehrlich, wenn Sie die Wahl haben zwischen zwei völlig identischen Anlagemöglichkeiten, bei denen die eine auf Grund eines niederen Steuersatzes eine höhere Nettoverzinsung aufweist, wohin wird das mühsam Ersparte wandern? Die Entscheidungssituation eines Herrn Schrempp ist um einiges komplexer. Das Pikante an der Sache ist nun, daß ich vermute, dahingehend befragt, würde sich eine Mehrheit der hier im Saal Sitzenden zum jeweiligen Sozialkonsens bekennen und bereit sein, die zu seiner Finanzierung erforderlichen Mittel in der Form von Sozialabgaben beizutragen. So kommt es dazu, daß wir Bindungen, die wir als Zinssteuer zahlende Investoren ignorieren, als Sozialabgaben zahlende Bürger anerkennen. Dieses Verhalten kann nur als Opportunismus höherer Ordnung bezeichnet werden. Aber folgt aus der Mobilität des Finanzkapitals auch eine entsprechende Mobilität des Produktivkapitals? Erst einmal ist klar, daß das Finanzkapital dort, wohin es bevorzugt flieht, nämlich nach Luxemburg, auf die Kanalinseln, auf die Caymans, keine produktive Verwertung findet. Es

muß von dort wieder den Weg zurück in die Arbeitswelt suchen. Wo es dann letztendlich investiert wird, ist offen.

Trifft die These von Soskice zu, dann können sich die Verwertungsbedingungen des Kapitals in den einzelnen Ländern nicht nur im Rahmen ihrer jeweiligen „natürlichen“ Attraktivität, bestimmt durch Lohnhöhe und Produktivität, durch Risikofaktoren, Marktgröße und Entwicklungsniveau unterscheiden. Hinzu kommt auch noch ein historischer Systemfaktor, der sich hemmend auf Abwanderung auswirkt, vor allem aber hemmend auf Zuwanderung in weniger entwickelte Regionen. Das heißt, es muß schon dick kommen, ehe das Produktivkapital einen Standort verläßt. Kurzum, die Volatilität des Finanzkapitals bringt zweifellos zahlreiche Probleme mit sich, vor allem für die Finanz- und Devisenmärkte, doch sind die Auswirkungen auf das Produktionssystem nicht eindeutig. Der *status quo* hat eine erhebliche bindende und stabilisierende Kraft.

Komplementär zum Produktivkapital verhält sich das Humankapital. Folglich lassen sich die Schlußfolgerungen für das Produktivkapital auch auf das Humankapital anwenden. Im Modell von Soskice sind es die Interessen des Spitzenmanagements, die die Standortentscheidungen bestimmen. Neben der Beharrungskraft konkreter Regulationssysteme haben andere Untersuchungen darauf hingewiesen, wie stark die Bindung der nationalen und bürgerlichen Gemeinschaft (*citizenship* und *civic community*) dort ist, wo sie nicht von Mauern oder anderen Konstruktionen der Ausweglosigkeit sinnentleert wird (Ahmed 1997, Kraus und Schwager 2000). Mit anderen Worten: gerade die Offenheit unterstützt die lokale Bindung. Ein Beispiel ist der Rückgang der Arbeitskräfteabwanderung aus Spanien, Portugal und Griechenland zu einem Zeitpunkt, als diese Länder Mitglieder der EU und damit die formellen Mobilitätshürden abgebaut wurden. Die garantierte Abwanderungsoption zusammen mit der glaubhaften Aussicht auf politische Mitsprache und wirtschaftliche Entwicklung schaffen Raum für Loyalität. Ist das kein Triumph des *doux commerce* über die *folly of despotism*? Allerdings darf man in beiden Fällen die zuvor angedeutete Asymmetrie nicht übersehen: Netzwerkexternalitäten und bürgerliche Gemeinschaft als bindende Systemfaktoren können nur dort wirksam werden, wo sie bereits mit positiver Wirkung bestehen. Und das ist Resultat langer historischer Prozesse.

Wenn es bisher noch nicht deutlich geworden ist, jetzt sollte es deutlich sein, daß wir es bei Loyalität und bindender Ideologie mit informellen Institutionen zu tun haben, die Verhaltensbeschränkungen gleichsam wie Zollschränken aufrichten, und zwar Beschränkungen für opportunistisches individuelles Verhalten, das in einem anderen Kontext für rational und tugendhaft gehalten würde: „The applauded rational behavior of the alert consumer shifting to a better buy becomes disgraceful defection,

desertion, and treason" (Hirschman 1970: 98). Formelle Sanktionen bestehen nicht, es ist alles legal, aber eben *disgraceful*. Da wird es schwer, zwischen interessenvermittelter Bindung (Eigennutz) und nicht-interessenvermittelter Bindung (Loyalität) zu unterscheiden. Denn wer will schon *out of grace*, heillos, dastehen, auch wenn klar ist, daß unproduktive Organisationen keine materiellen Anreize zu bieten haben. Daraus folgt eine letzte Hypothese Hirschmans (1970: 82) „If organizations can be ranked along a single scale in order of quality, prestige, or some other desirable characteristic, then those at the densely occupied lower end of the scale will need loyalty and cohesive ideology to a greater extent than those at the top.“ Prosperität kann es sich leisten, über entsprechende Umverteilungsmaßnahmen den notwendigen Zusammenhalt herzustellen. Wo die materielle Basis dafür schmaler ist, sind ein höheres Maß an Loyalität und Solidarität erforderlich, um die Bindung und die sie unterstützende Umverteilung zustande zu bringen.

Damit bin ich am Ende meiner Überlegungen. Die Bindungen und Identitäten, die in entwickelten Gesellschaften historisch entstanden und überkommen sind, werden von der Globalisierung kaum gefährdet. Auch wenn die Vertreter der Eurosklerose-These die Länder der EU am unteren Ende einer Rangordnung der Systemattraktivität sehen und Anpassung an den amerikanischen Standard fordern, dort sind sie nicht. Es gibt, eine gewisse Reformfähigkeit vorausgesetzt, keinen Grund, die institutionelle Divergenz für obsolet zu halten. Das Gefüge der Interessen und Loyalitäten ist hier relativ dicht und verhindert massive Abwanderung. Mit anderen Worten: wenn wir ihn noch wollen, können wir den Sozialstaat „globalisierungsresistent“ machen. Ob wir ihn noch wollen, mag bezweifelt werden, auch wenn die Rekonstruktion des Wohlfahrtsstaates in Skandinavien und den Niederlanden zu pessimistischen Szenarios keine Veranlassung gibt.

Institutionelle Divergenz auf hohem Entwicklungsniveau ist eines, Modernisierungsdefizite und niedriges Entwicklungsniveau sind ein anderes. Materielle Interessen und Loyalität geraten hier in einen Konflikt, der im Loyalitätsparadox mündet: „loyalty is at its most functional when it looks most irrational“ (Hirschman 1970: 81). Nur ist die Tatsache, daß die gewünschte materielle Konvergenz (Entwicklung) auch eine häufig sehr viel weniger gewünschte institutionelle und mentale Konvergenz (Modernisierung) bedingt, die traditionelle Loyalitätsbeziehungen lockert und alt-überkommene Identitäten in Frage stellt, nicht der Globalisierung als unmittelbare Folge zuzuschreiben.

Literatur

- Ahmed, Ishtiaq, 1997. „Exit, Voice and Citizenship.“ In *International Migration, Immobility and Development*, herausgegeben von Tomas Hammar et al., 159–185. Oxford: Berg.
- Habermas, Jürgen, 1998. „Jenseits des Nationalstaats? Bemerkungen zu Folgeproblemen der wirtschaftlichen Globalisierung.“ In *Politik der Globalisierung*, herausgegeben von Ulrich Beck, 67–84. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Hirschman, Albert O., 1970. *Exit, Voice, and Loyalty. Responses to Decline in Firms, Organizations, and States*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Hirschman, Albert O., 1977. *The Passions and the Interest. Political Arguments for Capitalism Before its Triumph*. Princeton: Princeton University Press.
- Kraus, Margit und Robert Schwager, 2000. „EU Enlargement and Immigration.“ *Discussion Paper* No. 00–09, Mannheim, Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung.
- Offe, Claus, 1996. „Democracy Against the Welfare State?“ In *Modernity and the State. East and West*, herausgegeben von Claus Offe, 147–182. Cambridge: Polity Press.
- Soskice, David, 1999. „Globalisierung und institutionelle Divergenz: Die USA und Deutschland im Vergleich.“ *Geschichte und Gesellschaft* 25: 201–25.
- Spittler, Gerd, 1991. „Armut, Mangel und einfache Bedürfnisse.“ *Zeitschrift für Ethnologie* 116: 65–89.